

Goldwin Smith

The Grange



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

W a n d e r j a h r e

in

I t a l i e n.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1874.

I
8216wa

Lateinische Sommer.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte Auflage.



112354

2615/11

Leipzig:
F. A. Brochhaus.

1874.



Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

11597N
11/6/05

Inhalt.

	Seite
Subiaco, das älteste Benedictinerkloster des Abendlandes	1
Aus der Campagna von Rom	41
Aus den Bergen der Herniker	117
Aus den Bergen der Volcker	161
Von den Ufern des Liris	205
Die römischen Poeten der Gegenwart	255
Avignon	291

SECRET

CONFIDENTIAL

1. The purpose of this document is to provide information regarding the activities of the organization in the field of international relations.

2. The organization has been active in various countries, including the United States, Europe, and Asia.

3. The organization has been successful in establishing a network of contacts and agents in these areas.

4. The organization has been able to obtain confidential information from these sources.

5. The organization has been able to use this information to influence the activities of the government and the public.

6. The organization has been able to maintain its activities in a clandestine manner.

7. The organization has been able to avoid detection by the authorities.

8. The organization has been able to continue its activities for a long period of time.

9. The organization has been able to adapt to changing circumstances.

10. The organization has been able to remain active in the face of increasing pressure.

Subiaco,

das älteste Benedictinerkloster des Abendlandes.

1858.

Vierundvierzig Meilen von Rom entfernt liegt in einem der schönsten Bergtäler der Campagna, welches der „immerkalte“ Anio durchfließt, die berühmte Benedictinerabtei Subiaco. Die Apenninen entsenden hier eine Bergkette, die simbrivinschen Höhen, und scheiden den Kirchenstaat von dem Königreich Neapel, dessen angrenzende Provinz das alte Land der Marsen ist, heute Marsica, ein zu den Abruzzen gehöriger District. Der Anio entspringt an ihrer Grenze, oberhalb Filetino, und mit großer Gewalt herabstürzend, bildet er ein lauges und zum Theil schmales Thal, welches von Oliven- und Kastanienwäldern beschattete Berge bis nach Tivoli hin einschließen. Auf den Gipfeln dieser Hügel erheben sich längs dem Lauf des schönen Bergstroms braune Castelle des Mittelalters: Filetino, Trevi, Jemma, Subiaco, Agosta, Cerbara, Marano, Anticoli, Noviano, Cantalupo, Saracinesca, Vicovaro, S. Polo, Castell' Madama und Tivoli. Dies ist auch zum größten Theil das Gebiet jener alten Benedictinerabtei, ein merkwürdiger Schauplatz des noch wenig bekannten Mittelalters des römischen

Latium, und vor allen Dingen die Wiege des Mönchtums im Abendland.

Aus dieser wilden Einsamkeit unfruchtbarer Berge sind die Klöster hervorgegangen, welche sich als Colonien der Hierarchie Roms über Italien und Sicilien, über Deutschland, Frankreich und das ferne Britannien verbreiteten. Die Mönche halfen diese Länder an Rom fetten, und mitten in die Barbarei finstrier Jahrhunderte warfen sie (ihr bleibendes Verdienst!) Keime der Civilisation, erhielten die classische Wissenschaft, copirend, sammelnd und forschend hinter der Nachtlampe dumpfer Zellen, wenigstens am Leben, und bewahrten endlich als Aufschreiber ihrer verworrenen Zeitereignisse in Chroniken und Documenten uns unschätzbare Kunden des Mittelalters. Es ist wahr, Menschen, welche von dem Treiben der Welt grundsätzlich entfernt lebten, wurden die Väter der Geschichtschreibung — eine feltjame Thatjache, die indeß aufhört es zu sein, wenn man bedenkt, daß die Klöster in jenen Jahrhunderten zu dem politischen Leben in fortdauernder Beziehung standen.

Ich will in diesen Blättern die Geschichte einer der merkwürdigsten Abteien in ihren Hauptzügen geben. In wissenschaftlicher und historischer Hinsicht wird Subiaco freilich von Monte Casino weit überragt. Dies Kloster aber ist die älteste Tochter von jenem, im nahen Grenzland des Liris, das ganze Mittelalter hindurch ein einsamer Leuchtturm der Wissenschaft, und noch heute durch die Schätze seiner Archive wie durch Fleiß und Gelehrsamkeit seiner Mönche ausgezeichnet. Doch ist die Geschichte Subiacos für die Kenntniß der mittelalterlichen Zustände im römischen Lande wichtig, und zugleich als

Bild des geistlichen Feudalismus lehrreich. Indem sich um dies Kloster nach und nach ein kleiner ihm unterthäniger Lehnsstaat bildete, tritt es als mächtiges Fürstenthum in der römischen Campagna auf, dessen König der Abt, und dessen gewaltthätige Barone die Mönche waren, welchen Städte, Ritter und Landvolk lange Zeit pflichtig und gehorsam blieben.

Die Gründung der Abtei fällt in die Zeit, als der Heldenstamm der Gothen unter Theoderich Italien und Rom beherrschte und den Untergang der römischen Cultur durch weise Gesetze noch für ein halbes Jahrhundert verhinderte. Aber der Sturz des römischen Reichs war bereits vollzogen. Indem sich die alte Ordnung der Welt auflöste, und alle bürgerlichen und staatlichen Bande der Gesellschaft zerrissen, bemächtigte sich der Menschen, ähnlich wie am Anfang des 4. Jahrhunderts, der Trieb zur Flucht aus der Welt und zum Anachoretenleben. Benedict begründete das abendländische Mönchtum und wurde neben seinem jüngern Zeitgenossen, Gregor dem Großen, der zweite Stifter der römischen Hierarchie. Was diese ihm verdankte, hat jener Papst gleich erkannt: er selbst beschrieb im zweiten Buch seiner Dialoge die Thaten seines Waffenbruders von Subiaco, der das Abendland von der Herrschaft der byzantinischen Ordensregel befreite, eine national-römische Regel aufstellte und seine Zöglinge in die Länder sandte, sie Rom zu unterwerfen.

Benedict, um das Jahr 480 zu Nursia in der Valeria geboren, kam mit 14 Jahren nach Rom, dort in den Studien der Humanität sich auszubilden. Aber plötzlich von Sehnsucht nach der Einsamkeit ergriffen, wan-

derte er in die Wildniß der simbriviniſchen Berge, und lebte hier, in ſchwärmeriſche Betrachtungen verſenkt, in einer Felſenhöle. Der Ort hieß Sublacus; er war dem Plinius bekannt, als köſtliche Villa des Nero, wo dieſer Kaiſer durch Aufdämmung des Anio drei künstliche Seen hatte anlegen laſſen, um in goldenem Netz Forellen zu fangen. Die letzteren ſind noch heute ſo wolſchmeckend wie zu Nero's Zeit, aber die Seen verſchwanden im Mittelalter.

Als der junge Einſiedler an jenem Ort lebte, beſtand die Stadt Subiaco noch nicht; nur auf den Ruinen der nderoniſchen Villa hatte ſich bereits ein Kloſter St.=Clemens angeſiedelt, und es war einer der Mönche deſſelben, Romanus mit Namen, welcher dem Jüngling Speiſe in die Höle zu tragen pflegte. Benedict, von ſeiner frommen Schweſter Scholaſtica ermuntert, trat endlich wie Moſes aus der Grotte hervor: der Ruf ſeiner Heiligkeit war ſchon verbreitet, und indem ſich an den begeiſterten Anachoreten viele Römer anſchloſſen, entwarf er die Ordensregel und verteilte die Brüder in zwölf kleine Klöſter. Sie ſtanden alle in demſelben Thal, in der rauhen Felſenwildniß. Blickt man in dieſen Kreis eruſter Berge, die bald nackt und ſteil in den blauen Aeter hinaufgreifen, bald mit grünen Büſchen bedeckt ſind, in denen die Nachtigall am Wildwaſſer ihr Lied erſchallen läßt, ſo muß man den Naturſinn des jungen Schwärmers loben. Keine der entzückenden Fernſichten, an denen die Campagna Roms ſo reich iſt, lockt hier den Sinn in das ſonnig-warme Leben, ſondern der Horizont wird durch Felſen rings abgeſperrt.

Nordwärts lagern sich, gigantischen Vorgebirgen ähnlich, zwei große Berge, zwischen denen der wilde Anio herabstürzt; seine von Felsblöcken behinderte Straße mit Gewalt sich Bahnend, wälzt er seinen Silberstrom durch schattige Schluchten und wiegt durch sein unablässiges und melancholisches Brausen die Seele des einsamen Wanders in Schummer. Hier nun an den Felsenwänden über dem Fluß saßen in zwölf Klöstern die Heiligen Roms, gleich den Berggraben, versammelt, und das Tal von Subiaco mochte einem jener öden Felsentäler Aegyptens gleichen, wo ehemals Athanasius und Antonius zahllose Schwärme der östlichen Mönche um sich her geschaart hatten.

Indeß der Neid eines Priesters aus dem nahen Vico-varo (Varia) vertrieb den Patriarchen von Subiaco. Pelagius versuchte eines Tags jene Klöster durch schöne Mädchen in die Luft zu sprengen, welche er gegen die Zellen der Mönche auszusenden die Bosheit hatte. — Benedict verließ den entweihten Ort, wo er viele Jahre gelehrt hatte, bekümmert und ungewiß, wohin er sich wenden sollte, und von drei jungen Raben begleitet, die er erzogen hatte. Er ging nach Monte Casino, wo er im Jahre 529 das berühmte Kloster stiftete.

In Subiaco waren jedoch seine Anstalten aufrecht geblieben, und er selbst hatte dort Honoratus als seinen Nachfolger und Abt eingesetzt. Aber die Geschichte der zwölf Klöster wird seitdem dunkel; es scheint, daß der Vernichtungskrieg der Gothen ihr Gedeihen hinderte. Honoratus hatte das Hauptkloster erbaut und es den Heiligen Kosmas und Damianus geweiht: es ist eben das heutige, welches den Titel Santa Scholastica führt, das einzige

von den ursprünglichen zwölf Klöstern, welches übrig blieb. Denn die Langobarden zerstörten diese bereits im Jahr 601; die verjagten Benedictiner hatten Mühe, sich nach Rom zu retten, wo ihnen der Papst das Kloster S. Erasmus auf dem Cölischen Berge einräumte.

Gregor der Große war der Stifter der weltlichen Macht der Abtei von Subiaco; man schreibt ihm nämlich eine Urkunde vom Jahre 599 zu, worin er ihr eine Menge von Gütern und Privilegien schenkte, und dies gefälschte Pergament ist die Basis von vielen Rechten geworden, welche sich die Benedictiner von Subiaco aneigneten. Das Original der Schenkungsurkunde ist nur in einer sogenannten beglaubigten Abschrift vom Jahr 1654 erhalten. Es gibt übrigens noch andere Urkunden dieser Art, Schenkungen Gregor's IV. und Nikolans' I., und der Könige Hugo und Lothar aus dem Jahre 941, die kein Einsichtiger für echt halten wird. Auch hatten sich die Fälschungen im Kloster so sehr angehäuft, daß Leo IX. im Jahr 1051 mit eigener Hand viele Documente dort verbrannte.

Die Abtei Benedict's blieb 104 Jahre lang verlassen, bis sie Johannes VII. im Jahr 705 neu bevölkerte. Aber die Sarazenen zerstörten sie um 840, worauf sie unter dem Abt Peter I. gegen die Mitte desselben Jahrhunderts wieder aufgebaut wurde. Noch einmal, durch die Ungarn im Jahr 938, verwüstet, wurde Subiaco endlich unter Benedict VII. im Jahr 981 von Grund aus hergestellt, und dieser Papst weihte am 4. December die Klosterkirche unter dem Titel Sanct Benedict und Sancta Scholastica. Seither erfuhr die Abtei keine Beschädigung mehr durch

Feindeshand, sondern durch wirkliche und unbestrittene Schenkungen bereichert, begann sie aufzublühen.

Die Chronisten erzählen übereinstimmend, daß die Feudalmacht der Abtei mit dem 11. Jahrhundert begann, in der Zeit, als überhaupt in allen Ländern die Feudalität sich entwickelte. Das Ansehen von Subiaco war so groß geworden, daß mächtige Barone der Campagna Castelle und Besitzungen St. Benedict schenkten; unter andern war es der Marsengraf Mainald, welcher den Mönchen Arfoli, Anticoli und Noviano verlieh, und mehrere Castelle erwarben sie zu ewigem Lehn. Um diese Zeit wurden demnach die Abte wirkliche Barone. Aber es ist auffallend, daß sie Subiaco selbst, einen Ort, der sich seit ältern Zeiten im Schutz des Klosters gebildet und vergrößert haben mußte, nicht unterjochten. Im Klosterhof der Sta. Scholastica sieht man einen Stein, in die Wand neben der Eingangsthüre der Kirche eingemauert; er enthält eine Inschrift vom Jahr 1052, dem vierten Leo's IX., welche besagt, daß der ehrwürdige Abt Hubertus den Klosterturm zu Ehren Christi, seines Bekenners Benedict und dessen Schwester Scholastica erbaut habe; sie zählt alle Besitzungen des Klosters auf, voran die Grotte Benedict's, die damals noch bestehenden zwei Seen, den Fluß Anio sammt dem Mühlen- und Fischrecht und 24 Castelle im Aniogebiet; Subiaco aber befindet sich nicht unter ihnen. Erst nachdem der Abt Johannes V. im Jahr 1068 die Burg über dem Ort erbaut hatte, mochte, wie ein Geschichtschreiber der Abtei behauptet, Subiaco dem Kloster untertan werden. Diese Burg nebst abtlichem Palast erhebt sich noch heute, freilich in verwandelter Ge-

stalt, auf dem pyramidenförmigen Berge, um dessen Abhänge her die heutige Stadt aufgebaut ist.

Johann V., Cardinaldiaconus von Sta. Maria in Dominica zu Rom, ein kräftiger und kriegslustiger Abt, scheint der eigentliche Gründer der weltlichen Herrschaft Subiacos gewesen zu sein. Volle 59 Jahre regierte er wie ein Fürst; er führte glücklich Kriege mit den Baronen der Umgegend, und nachdem er sein Kloster mit Reichthümern erfüllt und über der Grotte Benedict's (dem Sacerum specu) zu seinem bleibenden Denkmal eine Kirche erbaut hatte, starb er im hohen Greisenalter, im Jahr 1121.

Seit dieser Zeit traten die Benedictineräbte als kriegerische Fürsten in der Campagna auf, angesehen und gefürchtet, wie die Orsini und die Colonna, mit denen sie wetteifern durften. Die Vasallen der Abtei, das Landvolk und die Bewohner der hörigen Castelle, senkzten unter einem feudalen Despotismus, der um so schrecklicher war, weil er von Menschen ausgeübt wurde, die, in ihren Leidenschaften durch keine bürgerliche Rücksicht gemildert, oft schonungsloser waren, als weltliche Barone. Sie selbst waren Knechte des Despotismus des Klosters und der wenigstens anfangs unumschränkten Gewalt des Abts, welchen sie wählten; aber sie hielten sich dafür durch die Herrschaft über die Vasallen schadlos, indem sie Zolleinnehmer, Castellane und Richter über Leben und Tod waren. Der Abt sandte in jedes Castell einen Mönch als Castellan, welcher dort die barbarische Justiz ausübte, und erst im Jahr 1232 bestimmte Gregor IX. zur Erleichterung der Vasallen, daß jene Burgvögte, so oft sie Gericht hielten,

einen Rechtsanwalt aus der Bürgerschaft zuziehen sollten. Man nannte ihn nach dem Gebrauch der Zeit buon' uomo, später aber Castellan. Denn endlich wurde den Mönchen die Gerichtsbarkeit entzogen, und während sie Verwalter und Zinseintreiber blieben, oder die Thürme bewachten, übte der vom Abt bestellte Castellan unabhängig von jenem, doch in seinem Namen, die Justiz aus.

Die Untertanen der Abtei zerfielen in drei Klassen: Freie, welche nicht die Verpflichtung hatten, als Klostersoldaten zu dienen, weil sie keine Güter von den Mönchen zu Lehn trugen; Milites, welche in ihrer Eigenschaft als Lehnsträger des Klosters ihm mit den Waffen dienen mußten; und endlich die leibeigenen Bauern oder Servi. Alle diejenigen Vasallen, die als Milites in einem Castell wohnten, standen unter einem Connetabel. So gebot der Abt über ein kleines Heer dienstpflichtiger Untertanen; er besoldete später auch Banden, wie alle andern Barone, und wenn er ein kriegerischer Herr war, führte er seine Truppen zu Fuß, mit Schild und Schwert, selbst in den Kampf. Die beständigen Fehden mit den angrenzenden Bischöfen von Tivoli, von Präneste und Anagni, oder die Streitigkeiten mit den unwohnenden Baronen gaben zu Waffenthaten oft Gelegenheit. Man gab den Abten selbst in die Brust das Schwert an die Seite.

Sie gehörten auch hie und da den angesehensten Adelsfamilien der Campagna an, wie unter andern der kampfslustige Pando, Nefte Innocenz' III., aus dem berühmten Geschlecht der Conti von Segni. Er starb im Jahr 1244. Indesß schützte weder die eiserne Gewalt, welche diese Abte ausübten, noch die geregelte Verfassung das Kloster vor

zufälligen Verwirrungen der heillosesten Art. Die Zustände des Papsttums in Rom wiederholten sich im kleinen auch in der Abtei von Subiaco. Die Mönche waren von wilder Parteiwut ergriffen, und der freche Ehrgeiz einzelner unter ihnen spottete aller Gesetze Benedict's. Nach dem Tode des Abts im Jahr 1276 überfiel der Mönch Pelagius mit bewaffneten Anhängern das Kloster, sich hier zum weltlichen Gebieter aufzuwerfen; er verjagte die Mönche, und nachdem er den Schatz geplündert hatte, zog er sich nach Cervara, einem wilden Felsenest oberhalb Subiaco, zurück, wo er sich vier Jahre lang mit den Waffen behauptete, während welcher Zeit die Abtei leer stand. Der Papst hatte jedoch einen neuen Abt gewählt und mit einem Heerhaufen ausgesandt: aber nur nach schwieriger Belagerung gelang es diesem, den Rebellen zu überwältigen.

Die Zustände verschlimmerten sich in der Zeit des avignonischen Exils, sodaß die Abtei viele Jahre hindurch unbefetzt blieb; wenn aber ein Papst aus Avignon einen Abt nach Subiaco schickte, brachte er Mönche wie Vasallen durch sein tyrannisches Regiment in Verzweiflung. Bartolomäus aus Monte Casino, im Jahr 1318 zum Abt in Avignon geweiht, führte das ausschweifendste Leben und hielt sich auf dem Burgpalast einen Harem von schönen Mädchen, während die Mönche seinem Beispiel folgten. Das Kloster drohte sich aufzulösen, und nur der Strenge des Franzosen Ademar mochte es seine Erhaltung zu verdanken haben. Dieser kleine Tyrann war Abt um das Jahr 1353. Man mag sich vorstellen, welcher Art der dortige Zustand war, wenn Ademar sich nicht scheute,

eines Tags sieben auffällige Mönche an den Weinen aufzuhängen und durch langsames Feuer zu ersticken. Er war erklärter Ghibellin; er schlug einst die Truppen des Bischofs von Tivoli, des Anhängers des Papsts, am Anio vor dem Tore von Subiaco. Noch heute zeigen die Bürger dieses Orts dem Fremden die aus einem Bogen gewölbte und mit einem kleinen Turm bewehrte Brücke, welche dort über den Anio führt: dieselbe, die Ademar aus der Beute und durch die Gefangenen von Tivoli hatte erbauen lassen.

Die Verwirrung stieg aufs äußerste. Ein Abt nach dem andern wurde zur Abdankung gezwungen, und da keine Erlasse der römischen Curie noch wiederholte Reformen fruchteten, beschloß Urban VI. dem Unwesen durch einen Gewaltstreich ein Ende zu machen. Durch seine Bulle vom Jahr 1386 entzog er den Mönchen von Subiaco das alte Recht, den Abt zu wählen. Sie hatten seit dem Bestehen des Klosters der Reihe nach schon 57 Aebte gewählt, stolz auf die Privilegien ihres kleinen Wahlreichs, welches an ehrwürdigem Alter die Königreiche der Welt übertraf. Sie beugten sich murrend dem Machtgebot des Papsts, und seither begann der Glanz dieser Benedictinerabtei mehr und mehr zu schwinden.

Nun wählten die Päpste die Aebte, und man nannte diese so eingesetzten Klosterfürsten *Manuales*, weil sie aus den Händen des Papsts ihr Amt empfangen. Der erste in dieser Reihe war Tomasco von Celano, ein warmer Anhänger der Partei Urban's, ein Mann von rühmlichen Eigenschaften. Diese Ordnung der Dinge bestand bis zum Jahr 1455, wo die Aebte, noch immer mit der vollen

Lehnsgewalt über ihr Gebiet ausgerüstet, auch dieses Recht verloren.

Man erzählt, daß die fortdauernde Tyrannei, welche sie gegen ihre Hörigen verübten, Veranlassung zu diesem Verlust wurde. Indem ihr Regiment wie ein Fluch auf den armen Untertanen lag, welche die Kerker anfüllten, und nicht selten in den unterirdischen Brunnen der Burg hinabgestürzt wurden, war die Erbitterung des Volks aufs höchste gestiegen. Ein Zufall gab zum Losbruch das Zeichen. Im November des Jahrs 1454 geschah es, daß 15 junge Leute zwei Mönche auf der Straße verhöhnten und endlich mit Hunden hezten. Die Klosterbrüder klagten beim Abt: in der Nacht sandte dieser seine Häfcher nach den Häusern, wo die Bünglinge, unter ihnen einige von angesehenen Familien, wohnten, und als die Sonne aufging, erblickte die Bevölkerung alle jene 15 Unglücklichen am Galgen hängen. Der Hügel, wo dies geschah, wird noch heute Colle delle forche genannt. Da erhob sich das Volk in Wut, es stürmte das Kloster, ermordete die Mönche oder stürzte sie aus den Fenstern in die Tiefe, und verwüstete die Abtei. In Folge dieses Vorganges erhob Calixtus III. am 16. Januar 1455 Subiaco zu einer Cardinalscommende; er verordnete, daß ein Cardinal die reiche Pfründe unter dem Titel eines Abts zu verwalten habe. Er verlieh sie dem gelehrten Spanier Juan Torquemada, Cardinal von Sta. Maria in Trastevere, und befahl ihm, die Verfassung der Abtei und aller ihr zugehörigen Castelle zu reformiren. Es wurde hierauf ein neues Statut entworfen, und festgestellt, daß der jedesmalige Abt zuerst vor dem Gemeindeförper

von Subiaco das gerechte Regiment zu beschwören habe, worauf ihm dann erst die Untertanen den Eid der Treue leisteten. Denselben ersten Cardinalabt Torquemada und dieses Kloster ziert der schöne Ruhm, das erste außerhalb Deutschland in Italien gedruckte Werk aus Licht gefördert zu haben. Es waren die Buchdrucker Konrad Schweinheym und Arnold Pannartz, welche, ehe sie die römische Druckerei im Palast Massimi einrichteten, in der Abtei Subiaco gastliche Aufnahme fanden. Sie vollendeten daselbst am 30. October 1465 den Druck der Institutionen des Lactantius, und hierauf im Jahr 1467 Augustin's Werk: „De civitate Dei“. Diese besten Denkmäler der Mönchsherrschaft, zugleich ehrwürdige Monumente unsers deutschen Vaterlandes, bewahrt noch heute die Klosterbibliothek der Sta. Scholastica.

Torquemada starb zu Rom im Jahr 1467. Sein Nachfolger war gleichfalls ein Spanier, Roderich Borgia, nachmals Alexander VI.

Sein Andenken wird nicht durch gelehrte Druckwerke wie das seines Vorgängers gefeiert; aber im Palast der Burg lebt sein Name fort. Er baute dort im Jahre 1476 einen Flügel aus, und setzte darüber den noch bestehenden viereckigen Turm. Den Stier seines Wappens sieht man auf der Außenmauer, und die Inschrift sagt, daß der Cardinal Roderich die Burg von Subiaco besetzt habe, den Mönchen und der Abtei zum Schutz und den Grenzen der römischen Kirche zur Sicherheit. Sechszehn Jahre später wurde er auf den päpstlichen Thron erhoben. Er bezahlte die Stimme des Cardinals Johann Colonna im Conclave, indem er ihm die Abtei verlieh, deren Commende

er bisher genossen hatte. Aber die Freundschaft zwischen Alexander VI. und den Colonneseu dauerte nur kurze Zeit: die mächtigste Familie Roms begann die ausschweifenden Pläne der Borgia zu durchkreuzen, welche sich anschickten, mit List und Gewalt, auf Kosten der großen Barone, eine weltliche Herrschaft zusammenzuraffen. Johann mußte nach Sicilien entfliehen, und seine Commende ward ihm entzogen. Während der Dauer des Pontificats Alexander's wurde sie von Luigi de Aspris, einem Palermitaner, verwaltet.

Raum war jedoch Alexander VI. todt, als dessen Nachfolger Julius II. jenen Colonna wieder in die Abtei einsetzte. Im Jahr 1508 hinterließ er sie seinem berühmten Neffen Pompeo. Dieser galante Cardinal verführte dort, wie erzählt wird, die schöne Marsilia, die Tochter des Attilio Corsi. Mit gezücktem Dolch drang eines Tags der Vater in die Zimmer des Prälaten, aber von den Dienern ergriffen, wurde er in das unterirdische Verließ hinabgestürzt. Pompeo hatte sich bereits mit Julius II. überworfen, weil dieser die Abtei Subiaco mit der von Farfa vereinigte. Dies dritte der alten Benedictinerklöster war im 6. Jahrhundert auf der sabinischen Campagna gegründet und dann von den Langobardenherzögen Spoleto, in deren Gebiet es lag, erweitert und ausgestattet worden. Die Verbindung beider Abteien gab seither zu fortwährendem Streite Grund. Denn eine Partei unter den Mönchen begehrte die Vereinigung mit Monte Casino, welche auch im Jahre 1514 durchgesetzt wurde; die andere, deutsche Partei bestand auf der Verbindung mit Farfa. Farfa führte den Titel einer kaiserlichen Abtei und zählte

viele Deutsche unter den Klosterbrüdern. Sie erhoben daher wiederholte Beschwerde vor dem Kaiser; und mehrmals wurden die Benedictiner vom Monte Casino vertrieben, mehrmals durch die Päpste wieder eingesetzt.

Pompeo Colonna, von Julius II. excommunicirt, von Leo X. wieder eingesetzt, trat die Commende seinem Nefen Scipio ab. Die Colonna, in der lateinischen Campagna mächtig, wo sie aus Städten der Bolsker und Herniker sich ein kleines Reich gebildet hatten, trachteten danach, auch Subiaco ihren Besitzungen dauernd einzuverleiben, und indem die Cardinäle dieses Hauses es bei den Päpsten durchsetzten, die Commende an ihre Nefen noch bei Lebzeiten abtreten zu dürfen, konnten sie Subiaco in der unglaublich langen Zeit von 116 Jahren beherrschen. Denn solange blieb die Abtei in den Händen jener Familie, trotz aller Zerwürfnisse und Kriege mit den Päpsten. Clemens VII. erlitt sogar eine empfindliche Niederlage. Seine Truppen zerstörten im Jahre 1527 die Rocca von Subiaco, aber sie wurden am 28. Juni des folgenden Jahrs unter der Führung Napoleon Orsini's geschlagen. Das Banner des Papsts wurde erobert; es hängt noch heute als Trophäe in der Klosterkirche der Sta. Scholastica, und an demselben Schlachttag feiert noch alljährlich Subiaco eine Procession zum Andenken an den Sieg über einen Papst. So hartnäckig sind hier im Land historische Erinnerungen.

Die Herrschaft der Colonna war ein Baronatregiment von geschlossener Willkür, wie es Manzoni in seinem Roman auf lombardisch-spanischem Gebiet geschildert hat. Diese

Cardinäle auf der Klosterburg sahen in dem Purpur, den sie trugen, nichts als das Fürstengewand; ihre besoldeten Banditen, schon damals mit dem Namen Bravi bezeichnet, führten ihre Winke getreulich aus, und weder Eigentum noch Ehre der Familien waren vor den Söldlingen sicher, die im Hof der Felsenburg lagerten. Während noch die Händel wegen Farfa und Monte Casino lebhaft waren, geschah es sogar, daß in einer Nacht Scacciadiavolo, der gefürchtete Bravo Pompeo's, mit 44 Bewaffneten das Kloster Sta. Scholastica überfiel, es plünderte und alle Mönche herauswarf. Man sagte sich, daß der Cardinal seine Hand mit im Spiel gehabt habe; und wirklich wurde er vom Papst entsetzt, um bald wieder hergestellt zu werden. Die Geschichte jener Zeiten ist reich an Gewaltthaten dieser Art, und es gibt in Subiaco Orte genug, welche dunkeln Erinnerungen geweiht sind. Man zeigt noch den Platz unter der Burg, wo mancher Bürger lebendig in die Erde eingegraben wurde. Unter andern Scenen erlebte Subiaco auch jenen schrecklichen Mutttermord, welcher die Begnadigung der Familie Cenci verhinderte. Ein Sohn des Hauses Santa Croce aus Rom hatte im Jahre 1599 seine eigene Mutter in Subiaco erwürgt, und auf die Nachricht von dieser Schandthat unterzeichnete der Papst das Todesurtheil der Beatrice Cenci, ihrer Stiefmutter, und ihres Bruders.

Unterdeß wanderte die Abtei aus der Hand des einen Colonna in die des andern; die angesehensten Namen dieser Familie sind mit der Geschichte des Klosters verbunden; so Marcantonio Colonna, so Camillo, endlich Ascanio, der letzte Cardinalabt dieses Hauses. Ascanio lebte auf

der Burg mit seiner Geliebten Artemisia so rücksichtslos, daß er dieses schöne Weib zu seiner Stellvertreterin in Angelegenheiten der Abtei machte, so oft er nicht anwesend war. Das allgemeine Aergerniß bewirkte, daß den Colonna die Commende entzogen wurde. Denn nach Ascanio's Tode im Jahr 1608 verließ sie der Papst seinem eigenen Nessen Scipio Caffarelli Borghese, welcher sie bis 1633 behauptete.

Die Colonneseu haben in Subiaco kein gutes Andenken hinterlassen. Der Ort selbst verdankt ihnen wenig, und man zeigt nur die mit ihren Wappen geschmückten Gemächer, welche sie im Burgpalast ausbauten und mit Malereien verzierten.

Wie im frühern Mittelalter bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts Colonna und Orsini Herren der römischen Campagna gewesen waren, traten seit dem 17. Jahrhundert die jüngern Nepotenfamilien Borghesi und Barberini an ihre Stelle. Sie erwarben die schönsten Güter von Latium und behaupten sie noch heute. Die Städte dieses Landes weisen noch ihre massiven und weiträumigen Landpaläste auf, an deren Wänden die Porträts aus jener Zeit hängen. Man findet sie oft, und selbst in der kleinen Bergstadt des Hernikerlandes, wo ich diese Blätter schreibe, sitze ich unter Familienporträts alter Cardinäle und stattlicher Damen des 17. Jahrhunderts, und unmittelbar vor dem wolbehägigen Antlitz Scipio Borghese's. Es erschien das Zeitalter des galanten und sümlich breiten Absolutismus in der gepuderten Perücke und in seidenen Strümpfen, dessen Charakter weichlich und intrigant, und abstoßend profaisch war. Die in Erz gepanzerten Barone des

Mittelalters verwandelten sich in gemächliche Prinzen, welche auf den Polstern liegend, die Früchte genossen, die der zitternde Frohwaſall ihnen auf den Felsenpalast trug. Wenn die Cardinäle von Subiaco ihren Einzug hielten, um von der Pfründe Besitz zu nehmen, kamen sie an der Spitze eines kleinen Heers von Söldlingen und gefolgt von dem Troß übermüthiger Diener, und sie empfingen am Thor aus den Händen des Magistrats herablassend die Schlüssel der Stadt.

Aus Subiaco wurden die Borghese indeß von den Barberini verdrängt. Urban VIII., Stifter dieses reichen Nepotenhauses, verlieh die Commende seinem Neffen Antonio im Jahr 1633, und seither wußten die Barberini das Beispiel der Colonna mit Glück nachzuahmen; denn 105 Jahre lang blieb die Abtei im Besitz ihrer Familie. Antonio erweiterte sogar die Gewalt des Cardinalabts: er fügte der Baronalgerichtsbarkeit auch die bischöfliche hinzu, welche bisher die angrenzenden Bischöfe von Tivoli, Anagni und Palestrina in den betreffenden Castellen ausgeübt hatten; so war der Commendatar von Subiaco Baron und Bischof zugleich, ein Schrecken des armen Landvolks. Die Gesetze waren so schonungslos, daß selbst der Fang einer Wachtel oder eines Fasans mit 10 Jahren Galeere bestraft wurde. Die Regierung der Barberini hinterließ jedoch einiges Gute. Subiaco, durch seine Lage an einem wasserreichen Bergstrom von Natur auf den Betrieb von Fabriken angewiesen, verdankt dem ersten Barberini solche in Papier, Baumwolle und Farbstoffen, die einige hundert Menschen beschäftigen und ernähren, aber nicht zu größerer Cultur sich aufschwingen

können, weil alle Industrie ein Regal der Cardinalscommende geblieben ist.

Während nun die Abtei fortfuhr, eine solche Commende zu sein, hatten die Mönche es nicht vergessen, daß sie einst hier Feudalherrn gewesen waren. Sie nahmen den Augenblick des Todes von Francesco Barberini im Jahre 1738 wahr, um ihre Rechte wieder zu erobern. Sie ernannten aus eigener Macht ihren damaligen Abt zum Vicar. Bernardo ließ sich in die Kirche der Stadt führen, nahm dort vom Gonfaloniere der Bürgerschaft den Eid der Untertanentreue ab, beschwor die Statuten der Gemeinde und wurde dann nach vollzogener Ceremonie der Besitznahme in Procession auf einem Sessel durch Subiaco getragen — eine Nachahmung der Besitznahme und des Einzugs eines neugewählten Papsts. Gleich als wäre er einer der Aebte des 13. Jahrhunderts, erließ er Edicte, setzte Beamte in die Castelle ein, begnadigte, rief Exilirte zurück und führte die Sprache eines Fürsten. Das Edict seines Regierungsantritts beginnt mit diesen pomphaften Titeln: „Wir Don Bernardo Cretoni vom Orden St. Benedict's, Mönch und Profosß des heiligen und kaiserlichen Klosters der Sta. Maria von Farfa und gegenwärtig von Gottes Gnaden Regularabt des heiligen Klosters der Sta. Scholastica, und durch die Gnade des heiligen apostolischen Stuls sowol im Geistlichen wie im Weltlichen Vicegerent für denselben heiligen Stul.“ Doch der dreiste Abt fand den hartnäckigsten Widerstand an dem Volk, welches die Rückkehr unter die Despotie der Rutte verabscheute, und ein gleiches Hinderniß an der Eifersucht der städtischen Weltgeistlichkeit. Man wandte sich an den

Papst; er gab die Commendatur dem Cardinal Spinoza, dessen Bevollmächtigter endlich Besitz von Subiaco nahm.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Haß gegen alle feudale Institutionen überall hoch gestiegen; das gesammte Mönchtum, soweit es mit der bürgerlichen Verfassung der Staaten in Widerspruch gekommen war, sollte seine Wirkung empfinden. In Subiaco hatte man eine Verschwörung gegen die Benedictiner organisiert; man sang Spottlieder auf die Mönche, und Vorleser in den Straßen reizten das Volk durch eine Geschichte des Klosters auf, welche in grellen Zügen die Leiden der Bürger unter der Despotie der Aebte schilderte. Die Mönche hatten einen Aufstand am 13. Mai 1752 nicht erdrücken können, und riefen deshalb römische Truppen zu Hülfe. Eine Compagnie Corsen rückte in Subiaco ein, mit ihnen kam ein päpstlicher Untersuchungscommissar. Als hierauf die Commission erkannte, worin die Wurzel des Uebels liege, entschloß sich Benedict XIV., die Feudalrechte der Benedictiner aufzuheben. Ein Papst, welcher Benedict's Namen trug, hatte den Mut, ihn zu verlegen, und indem er eins der ältesten geistlichen Fürstentümer der Welt vernichtete, ging er ihr auf jenem Weg der Reform voran, auf dem ihm dann sein unglücklicher Nachfolger folgte. Er hob am 7. November 1753 die weltliche Jurisdiction des Cardinalabts von Subiaco für immer auf, und ließ ihm nur gewisse Titel oder Einkünfte feudaler Natur, die größtenteils noch heute bestehen und noch drückend genug sind. Das weltliche Fürstentum wurde zum Staat geschlagen und durch einen Gouverneur und Richter verwaltet, welche die Sacra Con-

sulta ernannte. Die Cardinalcommende blieb eine blos geistliche Pfründe; ihr erster Eigenthümer in dieser veränderten Stellung war Giovanni-Battista Vanchieri.

Dies war das Ende der mittelalterlichen Abtei Subiaco, und seither verliert ihre Geschichte den Reiz. Doch tritt unter ihren Cardinalcommendatoren einer glänzend hervor, der im Sinn der neuen Zeit für die Cultur jenes Ländchens wolthätig gewirkt hat. Es war Pius VI. Braschi. Im Jahr 1773 zum Cardinalabt bestellt, blieb er es auch als Papst, und erfüllte Subiaco mit Wohlthaten. Außer manchen Bauten, wie der Hauptkirche der Stadt, eines großen Seminars, der Erneuerung des Palasts und anderer Werke, ist sein bester Titel auf die Dankbarkeit jener Gegend die treffliche Fahrstraße längs des Anio nach Tivoli. Er verband durch sie die Abtei mit der Hauptstadt. Die Sublaceden errichteten ihm deshalb einen Trionphbogen nach dem Modell des Bogens des Titus; er ist eine Zierde des Orts, den derselbe Papst zur Stadt erhoben hatte. Pius VI. zog durch diese Ehrenpforte im Mai 1789 in Subiaco ein.

Aber bald darauf warf die französisch-römische Republik das Bestehende nieder; zweimal hob sie sogar das Kloster auf, bis es Pius VII. im Jahr 1814 wiederherstellte. Die Verhältnisse der Abtei sind seitdem geblieben, wie sie seit 1753 geordnet waren; der Cardinalabt ist im Besitz einer der trefflichsten Pfründen der Kirche; die Mönche, nicht mehr Gebieter über Castelle und Vasallen, sind doch Herren von vielen Gütern und Colonen; ihre an Wein und Del reichen Besitzungen erstrecken sich bis zum Fuß der Volskerberge. Der Reinertrag des jähr-

lichen Zinses, welcher dem Kloster noch heute zufällt, wird auf 8 — 10,000 Scudi geschätzt. Die Abtei selbst umfaßt gegenwärtig 21,000 und mehr Einwohner, welche 16 Orte und Castelle bewohnen: Subiaco, Trevi, Jemma, Cervara, Camerata, Marano, Agosta, Rocca di Canterano, Canterano, Rocca di Mezzo, Cerreto, Rocca di Santo Stefano, Civitella, Rojate, Afile und Ponza. Unter ihnen sind Trevi und Afile alte römische Colonien.

Man überblickt dieses Land, das obere Berggebiet des Anio, am besten von einer der Höhen des Bergs Serrone, welcher das Aniotal von dem breitem lateinischen Tal des Sacco scheidet. Die Orte der Abtei stehen, mit Ausnahme des am tiefsten gelegenen Subiaco, auf den scharfen Felsenkanten der Gebirge, grau wie das um sie her aufragende Kalkgestein. Ihre bizarre Bauart, ihre Einsamkeit in der romantischen Wildniß, Tracht, Sprache und Sitten der Bewohner machen sie sehr merkwürdig. Aber die Armut dieser Bergbewohner ist erschreckend; ihre Nahrung, oft nur auf das schlechteste Maisbrot beschränkt, ist unsicherer als die der Thiere des Feldes, für welche die Natur reichlicher gesorgt hat. Ich sah nie in Italien ein größeres Elend als in einigen jener Orte. Man muß in die wüsten Steinhütten dieser Bergcolonen dringen, oder sie sehen, wenn sie unter dem melancholischen Gesang ihrer Mitornelle die Erde graben, oder über die Felsen, angestrongter als das Maulthier, ihre Lasten tragen, um sie zu beklagen. In ihren Lumpen und auf den fieberblaffen Gesichtern liest man die Geschichte des Fendalismus der Mönche und der Barone deutlicher, als sie der Geschichtschreiber aus Chroniken dürftig zusammenstellen kann.

Erquicklicher als die politische Geschichte des Klosters wird dem Leser eine Schilderung von dessen Merkwürdigkeiten sein, welche den Blick von dem Elend des Volks entfernen und in andere Richtungen hinüberziehen. Denn während der Basall frohndete und Hunger litt, saß der wolgenährte Mönch in seinem Kloster und schmückte dies mit kunstvollen Gebilden, Denkmälern alter Zeiten, wofür wir ihm manches zu gut halten müssen.

Es gibt zwei Klöster in Subiaco, welche beide unter denselben Abt stehen und eine einzige Körperschaft ausmachen. Das erste führt den Titel der Sta. Scolastica, das zweite ist vorzugsweise Benedict geweiht, und heißt auch „die heilige Grotte“ (sacrum specu). Beide liegen außerhalb der Stadt hoch über dem rechten Ufer des Anio, in der Wildniß der Berge. Das Kloster Sta. Scolastica, das man zuerst ersteigt, ist das älteste, eine bizarre und malerische Masse von Gebäuden. Ein viereckiger Turm, vom Abt Humbert im Jahr 1053 errichtet, erhebt sich über denselben. Das Gemisch von römischer und gothischer Stilart in Fenstern und Nischen läßt verschiedene Epochen des Baues erkennen; aber im ganzen gibt es nur noch einige Reste der ältern Zeit, namentlich in den Höfen. Denn das Kloster wurde mehrfach erneuert, und seine heutige Kirche ist ein Bau des vorigen Jahrhunderts. Aus ihm schreibt sich auch die Façade des Convents her, und der zweite oder innere Hof von römischen Bogen und Pfeilern gehört dem 17. Jahrhundert an. Einige moderne Malereien auf Wänden oder Pfeilern im schlechten Zustand und von mittelmäßiger Kunst erinnern an die Geschichte der Abtei; es sind die lebensgroßen Figuren von

Päpsten und Fürsten, die einst das Kloster besucht haben; unter letztern der Kaiser Otto III. und die Kaiserin Agnes. Inschriften enthalten das Register aller Orte, die einst die Abtei besaß.

Von hier tritt man in einen kleinen Zwischenhof, unmittelbar vor dem Eingang in die Kirche. Er ist durch einige Reste gothischer Architektur merkwürdig, namentlich durch einen großen gereiften Bogen aus Stein, welcher mit vielen kleinen Figuren und Schnörkeln verziert ist. Hier fand ich auch das älteste Denkmal, was überhaupt die Sta. Scholastica besitzen mag: ein rohes Marmorrelief aus dem Jahr 981, der Periode der deutschen Ottonen und der tiefsten Barbarei Roms. Es ist ein Viereck von einigen Fuß Breite und Höhe, und enthält folgende im Mittelalter in ähnlicher Weise hie und da angewandte Vorstellung. Auf einem Pflanzenschaft erhebt sich eine Vase; zwei langohrige Thiere sind mit allen vier Füßen von jeder Seite an den Schaft aufgestiegen, aus dem Gefäß zu trinken. Ihr Aussehen ist so räthselhaft, daß ich mir nicht zu entscheiden getraue, ob sie Wolf und Hirsch, oder Fuchs und Hund, oder andere Thiere vorstellen. Auf dem Rücken eines derselben sitzt ein pickender Vogel. Das Ganze umgeben rohe Steinverzierungen. Der Leib eines der Thiere enthält eine Inschrift, welche sagt, daß Benedict VII. die um seine Zeit erbaute Klosterkirche am 4. December 981 geweiht habe:

EDIFICATIO UIUS ECLĒ SCĒ SCOLASTICE TEMPORE
DOMNI BENEDICTI VII. PP. AB IPSO PPA DEDICATA
Q. D. S. AN̄ AB INCARNATIONE DNI CCCCCCLXXXI
M. DECĒB. D. IIII. INDICTIONE VIII.

Ueber dem Relief befindet sich eine zweite verstümmelte Inschrift, von der ich den Anfang nicht habe entziffern können. Ihn gegenüber liest man, neben der Kirchenthüre, jene Inschrift aus der Zeit des Papsts Leo IX., von der ich schon gesprochen habe.

Die Kirche selbst (ihr ursprünglicher Bau war von Benedict VII. geweiht worden) hat nichts Altertümliches mehr. Aber zu ihrer rechten Seite tritt man in den eigentlichen Klosterhof, einen viereckigen Raum um einen Brunnen, von jenen kleinen Säulenstellungen und Rundbogen, wie sie mehrere Klöster Roms aufweisen: ein Werk aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, das Denkmal des mächtigen Abts Lando und der berühmten römischen Künstlerfamilie der Cosmaten. Die Hexameter über dem Haupteingang sagen:

Cosmus et Filii Lucas et Jacobus alter
Romani Cives in Marmoris arte periti
Hoc opus explerunt Abbatis Tempore Landi.

Diese würdigen Meister waren jedoch glücklicher in ihren Grabmonumenten und Tabernakeln als in dieser Architektur, die keineswegs die reizenden Verhältnisse des Klosterhofs der Benedictiner von S. Paul bei Rom hat. Die Säulen (je eine gewundene Doppelsäule zwischen zwei einfachen) sind kunstlos und roh, ihre Capitälcr schlecht und balkenartig, und weder Musive noch Steingebilde verzieren irgend Bogen und Gesims. Die Kunst scheint sich hier der Campagna anbequemt zu haben.

Und dies sind überhaupt die einzigen oder bedeutendsten Altertümer des Klosters, ein dürftiger Ueberrest so

langer und reicher Vergangenheit, aber durch die häufigen Verwüstungen erklärlich. Die Klostergebäude, im Innern geräumig, mit vielen Corridoren, Zellen, Gemächern und Sälen des verschiedenartigsten Gebrauchs, sind zum Theil neu. Ich betrat mit Verlangen nur das Archiv und die Bibliothek der Benedictiner. Die wolregistrirten Schränke, die jenes anfüllen, bergen reiche Schätze aus dem Mittelalter von Latium. Einige stehen der Benutzung frei, andere sind unzugänglich, und selbst Muratori's Zauberrente vermochte diese Fundgrube nicht zu öffnen. Von hohem Wert ist das Regestum insigne veterum monumentorum Monasterii Scholastici, in Pergament, eine Sammlung von Documenten vom 9. Jahrhundert abwärts. Ältere Urkunden fehlen. Keine der Chroniken von Subiaco ist dem Druck übergeben, mit Ausnahme jener anonymen, welche nur bis 1390 reicht und von Muratori edirt ist. Man verwehrte ihm den Druck der ausführlicheren Chronik, die ein Deutscher von Trier im Jahr 1629 zusammenschrieb: *Chronicon Sublaecense P. D. Cherubini Mirtii Trevirensis anno Dni 1629*. Die Mönche verstatten die Einsicht in dies Werk. Es ist umfassender als die ältere, ebenfalls ungedruckte Chronik des Wilhelm Capisacchi von Narni aus dem Jahr 1573, aber keineswegs eine ausgezeichnete Arbeit, vielmehr nur Compilation, ohne Urkunden-Apparat. Die Geschichte der Abtei liegt daher noch in jenem Archiv begraben; sie schrieb freilich neuerdings der Kanonikus Janucelli, aber auch dies Werk ist unwissenschaftlicher Art. Mir kam indeß im Orte selbst ein Manuscript vom Jahr 1833 in die Hände, welches eine ziemlich genaue Geschichte der

Abtei enthält. Der Verfasser ist Livius Mariani, ein Bürger von Subiaco, der vor kurzem in Griechenland starb. Er schöpfte aus jenen Chronisten und benutzte einige Documente, und auch dies im liberalen Geist geschriebene Werk von 492 Seiten ist nur in einem einzigen Manuscript vorhanden. Ich verdanke ihm die meisten Nachrichten, die ich oben gegeben habe.

Die Bibliothek ist klein, aber durch jene ältesten deutschen Drucke merkwürdig, von denen ich schon berichtete. Ich nahm die ehrwürdigen, sehr gut und klar gedruckten Folianten mit Freude aus den Händen eines Landsmanns, eines jungen deutschen Benedictiners. Am Schluß des Lactantius steht: Lactantii Firmiani de divinis institutionibus adversus gentes libri septem, nec non ejusdem ad Donatum de ira Dei liber unus, una cum libro de opificio hoīs ad Demetrianum finiunt. Sub anno Dni MCCCCLXV pontificatus sauli papae. Anno ejus secundo. Indictione XIII. die vero antipenultima mensis Octobris. In venerabili monasterio Sublacensi. Deo gratias — ein schlichter Freudenaustruf der trefflichen Buchdrucker, welche aus Bescheidenheit nicht einmal ihre Namen nannten. Er erinnerte mich an den guten alten Spruch, womit Griechen wie Lateiner des Mittelalters die Mühe ihrer Arbeit am Schluß der Manuscripte zu krönen pflegen:

ὡσπερ ξένοι χαίρουσι πατρίδα βλέπειν,
οὕτως καὶ οἱ γράφουσι τέλος βιβλίου.

S. Scholastica zählt noch heute gegen 70 Brüder, darunter mehrere Deutsche. Der gegenwärtige Abt Don

Petro Casaretto hat die Ordenszucht strenge reformirt, und man sagte mir, daß die Mönche auf magere Kost gesetzt seien. Indeß habe ich auch in die ansehnliche und hochgewölbte Küche hineingesehen, und ein lieblicher homerischer Fettgeruch, der daselbst verbreitet war, schien mir nicht gerade nach der pythagoräischen Regel Benedict's zu duften, welche die animalische Speise verboten hatte.

Wir steigen jetzt zu dem eigentlichen Heiligtum der Benedictiner empor, jenem kleinern und zweiten Kloster, welches um die Mitte des elften Jahrhunderts über der Grotte Benedict's erbaut wurde und deshalb *il sacro speco* genannt wird. Die Mönche von Monte Casino haben im Jahr 1688 die Straße angelegt, die über die Felsen zur Grotte hinaufführt, ein steiler Weg, aber reich an entzückenden Ansichten. Indem man über dem in der Tiefe rauschenden Anio emporklettern, blickt man dort auf das schöne Tal von Subiaco hinunter, hier aber in die große Schlucht des Anio; in der Ferne, wo sich dieselbe zu schließen scheint, sieht man das Felsenstädtchen Ferme, den Geburtsort Alexander's IV. und des Abts Lando aus der Familie der Grafen von Segni. Unmittelbar vor der heiligen Grotte tritt man in einen schwarzen, schattigen Eichenhain, der vielleicht schon den Einsiedler Benedict umfassen hatte, und welcher nun wie ein Götterhain der Alten die Nähe eines Mysteriums verkündigt.

Die kleinen Gebäude und Kirchen, nach und nach über der Grotte errichtet, sind an der schwindelsteilen Felsenwand angeklebt, ein originelles Gemisch verschiedener Stile, und schon von außen hier und da mit Gemälden geziert. Man geht über eine gemauerte Brücke, die im Mittel-

alter als Zugbrücke benutzt werden mochte, und tritt hierauf in eine lange Galerie, welche in das Innere führt. Sie ist mit Bildern der Evangelisten aus jüngerer Zeit geschmückt. Auf einer Wand liest man diese guten Distichen:

Lumina si quaeris Benedicte quid eligis antra?

Quaesiti servant luminis antra nihil.

Sed perge in tenebris radiorum quaerere lucem,

Nonnisi ab obscura sidera nocte micant.

Darunter: D. O. M. ordinis S. Benedicti Occidentalium Monachorum Patriarchae cunabula.

In Wahrheit, ich glaubte in das geheimnißvolle Wesen jener merkwürdigen Zeiten tief versenkt zu sein, als ich aus der Galerie in die erste Kirche trat und mich plötzlich in einem kleinen Dom mit reizender gothischer Säulenarchitektur befand, und von Wänden und Decke das Gewirr bunter, hie und da schon geschwärzter Fresken herabschimmerte. Unsichtbare Mönche im Chor sangen eben die Vesper; ihre kraftvollen Baßstimmen schallten feierlich und gemessen durch das Dämmerdunkel der Kirche, und die Pausen ihrer Litaneien wurden durch das heisere Gefräsch von Raben ausgefüllt. Denn drei junge Raben ernährt man hier im Klosterhof zum Andenken an S. Benedict; es scheint, daß die Zahl dieser lebendigen Symbole des Ordens nicht überschritten wird.

Eine Beschreibung des Klosters, welches durch seine Gemälde berühmt ist, zu geben, ist schwer. Der kleinen Tempel und Kapellen sind viele und von labyrinthischer Anlage, weil diese sich dem Bau der Felsenhölen anbequem. Sie sind theils in und aus den Grotten selber

erbaut, deren nacktes Gestein bisweilen sichtbar wird, theils hat man sie an die Felsenwand angelehnt. Man steigt von einer Kirche in die andere auf Stufen hinab und glaubt sich in den wunderlichsten Bergkatakomben zu befinden, welche, mit Farben überladen, von Altarkerzen funkeln. Man sieht keine Decke oder Wandfläche in diesen Krypten, die nicht mit Fresken verziert wäre. Sie stellen das Leben Benedict's dar, beziehen sich auf die Geschichte des Klosters und enthalten Scenen anderer Heiligen oder allegorische Darstellungen.

Die Geschichte des Mönchtums hat im Leben Benedict's ihr Heldenepos aufgestellt, und dies liegt den romanischen Nittersagen parallel. Nicht schrecklich wie die Legenden der Märtyrer des mit dem Heidentum kämpfenden Christentums, sondern von einer milden Phantasie durchdrungen, durch Zeit und classische Lokale bedeutend und anziehend, entfaltet es einen Reichthum von angenehmen Bildern. Ich finde sogar, daß die Wunder Benedict's mehr Poesie haben, als die meisten andern Thaten der Heiligen. Die Liebe zwischen Bruder und Schwester mildert den Egoismus eines weltabgeschiedenen Einsiedlerlebens; sie stellt sich schön in Benedict und Scholastica dar, und ihre Abenteuer, Einsamkeit, Wanderung über die Berge, Zerstörung alter Heidentempel, der Bau von Klöstern bieten einen reichen Wechsel dar. An den Meister schließen sich edle Jünger, vor allen Placidus, der Apostel Siciliens, und Maurus, der Apostel Frankreichs; sie leiten die Phantasie aus der engen Anachoretenwildniß in eine bedeutende geschichtliche Ferne. Das Leben Benedict's eignete sich daher wol zu malerischer Behandlung; und

so hat diese große Romanze des Mönchtums (sie wirkte wol auf die Poesien vom Graal und vom Titirel ein) in Subiaco ihre classische Darstellung gefunden.

Ganz Latium hat nichts aufzuweisen, was jenen Gemälden gleichkäme, außer, in gewissem Betracht, die Malereien in der Krypte des Doms zu Anagni. Für die Geschichte der Kunst ist ihr Studium von Nutzen, weil diese Fresken verschiedenen Stilen angehören, dem strengen Byzantinismus, der Zeit Cimabue's und Giotto's, und dem 15. wie dem 16. Jahrhundert. Ich werde nur Einzelnes herausheben.

Die erste kleine Kirche im gothischen Stil, nach einer dortigen Inschrift vom Abt Johann V. um 1116 ausgebaut, wurde von Johann VI. um das Jahr 1220 mit Fresken geschmückt. Sie bedecken im eigentlichen Sinn des Wortes die Wände. Obwol sie hart und in der Zeichnung ungeschickt sind, zeigen sie doch ein auffallend frisches Leben naiver epischer Volkskraft des Chronikenstils in der Malerei, wenn man diesen Ausdruck gestatten will. Zur Rechten und Linken stellen sie in ungeteilter Zusammenstellung viele Scenen aus dem Leben Christi dar, darunter seinen Einzug in Jerusalem, ein Gemälde von figurenreicher Composition, ferner seine Leiden und die Begebenheiten nach seinem Tod. Sie sind zum Teil gänzlich geschwärzt, doch glücklicherweise durch Restauration viel weniger verdorben als die Gemälde, welche sich auf Benedict beziehen. Unter diesen stellt ihn eins vor, wie er sich in Dornen wälzt, die lockende Erscheinung eines schönen Weibes zu verschrecken, und in einem andern sieht

man ihn in der Grotte die Regel schreiben, und liest dabei dies alte leoninische Tetrastichon:

Hic mons est pinguis, multis claruit signis,
 A Domino missus sanctus fuit Benedictus,
 Mansit in cripta, fuit hic nova Regula scripta.
 Quisquis amas Christum talem sortire Magistrum.

Eine kleine Tribüne, die durch das nackte Gewölbe des Felsens gebildet wird, schließt diese Vorkirche; vor ihr stehen, am Ende des Kirchenschiffes, drei Spitzbogen auf den zierlichsten Säulen, gleichsam den Triumphbogen bildend, dessen Lunette die Porträts der Ältern Benedict's, des Probus und der Abundantia, zieren. Dahinter ein kleiner Altar sammt Tabernakel, die einzige alexandrinische Arbeit, die ich im Kloster fand, wo das Mosaik, im Widerspruch zu jener Zeit, von der Frescomalerei völlig verdrängt worden ist.

Eine Reihe von sehr kleinen Kapellen führt sodann in das tiefer gelegene Innere; sie bilden einen kurzen und schmalen Gang, gleichsam das Querschiff der Kirche. Auch hier sind alle Wände mit Gemälden bedeckt; aber leider hat man sie vor kurzem so schonungslos restaurirt, daß sie ganz grell und bunt heraustraten. Es sind Einzelbilder oder kleinere Compositionen. Man sieht Benedict mit seiner Schwester speisen, den Tod dieser Heiligen, den Tod des Placidus und des Maurus. Auch findet man dort einen antiken Kinder Sarkophag, welchen anmutige Reliefs von Vögeln umgeben, über einer kleinen Säule als Wasserbecken aufgestellt.

Eine Treppe führt in die besonders merkwürdige

Unter- oder Mittelfirche. Auch hier sind alle Wände mit Gemälden bedeckt, und einige Inschriften haben uns sowol Epoche als Namen der Maler aufbewahrt. Man liest in gothischen Charakteren: Magister Conxolus pinxit hoc opus; anderswo: Stamatico Greco Pictor perfecit A. D. MCCCCLXXXIX. Conxolus malte am Anfang des 13. Jahrhunderts, also noch vor Cimabue, und ehe sich die italienische Malerei von dem typischen Charakter des byzantinischen Stils lossagte. Vielleicht war er derselbe Maler, welcher die Vorhalle von S. Lorenzo vor Rom unter Honorius III. mit Wandgemälden schmückte; denn beide Arbeiten, sowol in Subiaco als in Rom, gehören derselben Zeit und Art an. Die Gemälde von Conxolus, und es rühren wol die meisten Fresken in jenem Kloster von ihm her, haben noch die griechische Manier, aber keineswegs in ihrer ganzen Strenge und steifen Magerkeit. Man findet unter ihnen ganz vortreffliche Gestalten von edlen Formen und einer Einfachheit der Gewänder, die aus Antike streift. Jedenfalls ist dieser alte Meister, dessen Name (von $\kappa\omicron\mu\phi\acute{o}\varsigma$?) einen Griechen zu verraten scheint, von Bedeutung, und vielleicht malte er, wie die Cosmaten, seine Namensverwandten ($\kappa\omicron\sigma\mu\acute{\alpha}\tau\eta\varsigma$) und Zeitgenossen meißelten, in Rom, in Subiaco und in der Krypta des Doms von Anagni.

Es gibt in jener Unterkirche Gemälde der verschiedensten Vorstellung; die meisten aber beziehen sich auf die Geschichte des Klosters. Unter der Treppe sieht man Innocenz III. dem Abt Johann VI. ein Diplom überreichen; und Gregor I., welcher dem Abt Honoratus die Schenkungsurkunde einhändigt. Auf das Leben Benedict's

beziehen sich mehrere: eins, welches ihn mit seiner Amme darstellt, ist durch die anmutige Gestalt des Weibes und die sehr gute Gewandung besonders ausgezeichnet. Ein anderes stellt seinen Tod höchst originell vor: der Heilige liegt in schwarzer Kutte auf dem Lager: aus seinem Munde führt ein Lichtstral auf die kleine und nackte Puppengestalt seiner Seele, welche ein geflügelter Engel bereits in den Händen hält. Der Engel ist von gutem Ausdruck, mit streng griechischem Profil und den mandelförmig geschlitzten Augen. Die sanfte Neigung der Häupter, schon lange vor Giotto ein charakteristischer Ausdruck des Graziösen, erinnert lebhaft an die besten Katakombengemälde. Dies merkwürdige Bild von brauner Mittelfarbe ist glücklicherweise nicht retouchirt worden. Ihm ähnlich an kindlicher Naivetät sind noch mehrere andere Gemälde, die ich übergehen muß. Nicht alle sind von demselben Meister, und es finden sich auch einige, die ohne Zweifel schon dem 11. Jahrhundert angehören, da sie den schlechtesten Byzantinismus der Formen festhalten; so die kolossalen Deckengemälde, Apostel und Heilige vorstellend, welche zu den Fresken auf den Wänden in grellem Widerspruch stehen. Sie sind obenein auf das ungeschickteste angefrischt worden.

In derselben Mitteltirche befindet sich auch die Grotte Benedict's. Sie erinnerte mich lebhaft an die berühmte Grotte der heiligen Rosalia auf dem Berg Pellegrino bei Palermo. Denn hinter einem reichgeschmückten Altar sieht man die marmorne Figur des jungen Benedict im Gebet vor dem Kreuze knien; sie ist ein nicht schlechtes Werk aus der Schule Bernini's und obenein wird ihre

Wirkung durch das Halbdunkel der Höle erhöht. Freilich hat hier alles einen spielenden Charakter; die Kleinheit und Zierlichkeit dieser flimmernd bunten Kirchlein, Kapellen und Grotten gleicht einem Phantasiespiel, wie ich es in ähnlicher Weise auf dem Gebiet religiösen Vorstellens nicht wieder gefunden habe. Es ist ein illustriertes Bilderbuch von Legendenpoesien, welche unblutig und schmerzlos, aber phantastisch sind, wie das Leben von frommen Anachoreten in der Wildniß und unter den Vögeln des Feldes. Die Religion tritt hier als Märchen auf, und bringt nur eine dem entsprechende Stimmung hervor. Dies ist entschieden der Charakter jenes Klosters, insofern höchst merkwürdig und vielleicht einzig in seiner Art. Nirgends wird hier der Geist zum Ernst gestimmt; nicht einmal in jener heiligen Grotte kann selbst das gläubigste Gemüt des Katholiken von Ehrfurcht durchdrungen werden. Die Künstler, welche diese etwa durch einige schwermüthige Gemälde erregen wollten, wurden um die feierliche Wirkung sofort betrogen, und die reizende Spielerei des Ganzen um sie her scheint ihre Phantasie selbst geneckt zu haben.

Dies merkte ich an zwei Frescobildern, welche sich dort an den engen Wänden gegenüberstehen, wo neben jener Grotte eine Treppe in die unterste Kapelle hinabführt. Sie stellen den Triumph des Todes nach den bekannten Canzonen des Petrarca dar: der auf einem Pferde reitende Tod sprengt über Leichen fort und erschlägt mit dem Schwert einen Jüngling, der sich mit seinem Gefährten unterredet. Gegenüber drei offene Särge; in dem ersten liegt ein ebenverstorbenes junges Weib; in

dem andern erblickt man ihre Leiche in ekelhafter Verwesung; in dem dritten endlich ist sie als Skelett dargestellt. Ein Greis deutet auf diese Stufen des Nichts, indem er drei schöne Jünglinge zu belehren scheint, welche, in vornehmer Tracht und Falken auf den Händen, mit trauervollem Ernste dastehen. Der Meister dieses merkwürdigen Gemäldes (es hat leider sehr gelitten) ist nicht bekannt; es scheint, daß er der Zeit Ghirlandajo's angehört. Von derselben Hand mag der bethlemische Kindermord über eben derselben Treppe herrühren. Die Handlung ist auf das einfachste und schönste so entwickelt: eine Gruppe von Müttern, ihre Säuglinge in den Armen, ängstlich und liebevoll sie an die Brust drückend; es bewegen sich gegen sie Krieger, lebhaft mit gezücktem Schwert. Ich habe diese grenelvolle Scene, einen Lieblingsgegenstand der Malerei aller Epochen, nie so fein und mit so künstlerischem, ja dramatischem Gefühl behandelt gefunden; und man lobe den Verstand des Künstlers in Erinnerung an die schonungslose Metzgerscene des Kindermords, wie sie auf den Tapeten im Vatican abgebildet ist. Der Maler in Subiaco wußte, daß er nur dann rühren konnte, wenn er das Unmenschliche ahnen oder fürchten ließ. Die Ausführung des Bildes ist sehr im kleinen.

Ich fand noch einige andere originelle Vorstellungen, besonders zwei Figuren von S. Stephan und Laurentius. Der erste Heilige wird gesteinigt; wunderlicherweise hat der Maler oder ein späterer Restaurator wirkliche Steine in das Gemälde eingefügt, und er scheint in solchen Eifer geraten zu sein, daß er sich selbst den Nimbus des Heiligen materiell vorstellte, indem er ihn durch einen derben Stein-

wurf zerschlug. Laurentius ist eine anmutige Jünglingsgestalt; mit seiner reichen Diakonengewandung bekleidet hält er die Palme in der Rechten, das Buch in der Linken, und er steht aufrecht auf dem Koft.

Ich füge noch hinzu, daß man aus der ebenbeschriebenen Kapelle in die letzte, sehr kleine Grotte hinabsteigt. Man sagt, Benedict habe daselbst seine Schüler in der Schrift unterwiesen. Ihre Wände sind mit Stuck bekleidet und zeigen noch Reste sehr alter Malerei.

Dies sind die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten jenes Klosters. Doch wollen wir nicht vergessen, uns noch den obern Hof anzusehen. Denn von hier hat man den besten Anblick der gigantischen Felswand, unter welcher alle diese Heiligtümer aufgebaut sind. Sie fällt lotrecht herab, ja sie scheint über das Kloster herstürzen zu wollen; es steht aber glücklicherweise im Hof die Figur des Heiligen, welche die Rechte abwehrend gegen diesen Fels ausstreckt und die Worte ausruft: *Ferma, o rupe, non danneggiare i figli miei!* Stehe still, o Fels, beschädige meine Kinder nicht! Als ich in diesen Hof trat, fand ich zu Füßen der Figur sämtliche drei Raben sitzen und kläglich krächzen. Diese unheimlichen Vögel mit ihren Bassstimmen und ihren schwarzen Benedictinerkutteln erschienen mir als originelle Attribute des Heiligen, wie in der Mythologie der Alten andere Vögel andern Göttern beigegeben sind. Die Raben spielen mehrfach eine Rolle in der Geschichte Benedict's; ich habe schon gesagt, daß sie ihn auf seiner Wanderung von Subiaco nach Monte Casino begleiteten, und der Leser mag wissen, daß sie ihm zuvor das Leben retteten. Denn als der Feind Bene-

diet's ihm einst einen vergifteten Kuchen schickte, trugen sie diesen in die Felsenwüste fort. Es schien mir überhaupt der Bergrabe ein wahrer Mönchsvogel zu sein, und jedenfalls ist er ein besseres Attribut als der Hund mit der Fackel im Maul, welchen sich die Dominicaner zum Symbol erwählt haben.

Ich wurde noch an einer andern Stelle an das Altertum oder vielmehr an einen berühmten Namen erinnert. Es gibt nämlich am Kloster ein Felsengärtchen, welches voll von Rosen ist. Ehedem waren sie Dornen, und ebendieselben, in welchen sich Benedict nackten Leibes wälzte. Als im Jahr 1223 der berühmte Gründer des Franciscanerordens Subiaco besuchte, pflanzte er jenen Dornen Rosen ein, und deren Nachkommen stehen noch heute in üppiger Blüte. Man entdeckte mit der Zeit an diesen Rosen Wunderkräfte. Ein Mönch sagte mir ernsthaft, daß sie, zu Pulver gerieben und verschluckt, jede Heilung von Krankheit oder Zauberei bewirkten. Ob sie auch die köstliche Eigenschaft der Rosen des Apulejus besitzen, sagte mir der treffliche Mönch nicht, und es war auch sonst nicht wahrzunehmen.

Aus der Campagna von Rom.

1858.

Das Land, welches mit dem Namen Campagna von Rom bezeichnet wird, hat einen engern oder weitem Begriff, je nachdem man es geographisch beschränkt oder ausdehnt. Zunächst nennt man Campagna jene öde und großartige Landschaft, welche sich rings um die Mauern Roms verbreitet, und vom Tiber und Anio durchflossen wird. Man dürfte ihren Umkreis durch folgende bekannte Punkte obenhin bezeichnen: Civitavecchia, Tolfa, Ronciglione, der Soracte, Tivoli, Palestrina, Albano, Ostia. Im weitem Sinn dehnt sich die Campagna bis gegen das Königreich Neapel und seine Gränze, den Liris oder Garigliano, aus, von welchem Fluß weiter bis zum Sarnus, der sich bei Pompeji in das Meer ergießt, jene andere Campania gerechnet wurde, heute die schöne Provinz Campanien mit der Hauptstadt Capua.

Die Campagna von Rom ist also nichts anders als das Land Latium, welches durch den Tiber von Tusciem geschieden wurde. Seit Constantin dem Großen kam der Begriff Latium außer Gebrauch, indem sich der Name Campania dafür an die Stelle setzte, und dieser bezeichnete im Mittelalter einen großen Teil des sogenannten Ducatus Romanus.

Dies Land wird seit mittelalterlichen Zeiten in zwei Hälften geteilt, die Campagna, welche das Innere, und die Maritima, welche die Strecke längs des Meeres bis Terracina begreift. Von Natur sondert es sich durch Gebirge und Ebenen in bestimmte Gliederungen. Es sind darin drei Ebenen zu unterscheiden: die eigentliche Campagna der Stadt, welche Tiber und Anio durchziehen, die Sabiner und Albaner Gebirge, die Berge von Ronciglione und das Meer begränzen; ferner die große Ebene zwischen den Albaner- und Volkerbergen auf der einen, dem Meer auf der andern Seite, worin die pontinischen Sümpfe sich befinden; endlich tritt die innerste dieser Campagna = Ebenen hervor. Sie ist das Thal des Sacco, der zwischen den Bergen der Volker und der Nequer und Herniker fließt, und nach kurzem Lauf bei Isoletta unterhalb Ceprano in den Tiris mündet.

Aus diesem herrlichen Land Latium will ich meinen Freunden erzählen, von denen manche, wenn sie, statt die Straße über Terracina nach Neapel zu wählen, den Weg über Frosinone und San Germano gemacht haben, der Schönheiten dieses Sacco-Thals und der es einschließenden Gebirge sich erinnern werden. Zwei Orte in demselben will ich auswählen, um die Schilderungen daran zu knüpfen: Genazzano, einen berühmten Wallfahrtsort am Eingang des Thals, und Anagni, die alte Residenz vieler Päpste aus dem Mittelalter. Ich verlebte viele friedliche Wochen in Genazzano, und benutzte diese Zeit, die lateinische Campagna kennen zu lernen, und ihre Dörfer und Gegenden für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter mir deutlich zu machen. Ich befand mich

also in einem Mittelpunkt dieser Geschichte, im Erbland jener großen Familie Colonna, welche darin so bedeutend aufgetreten ist, und wie schon gesagt, in einer der Residenzen mittelalterlicher Päpste, von denen es genügt, den Namen Bonifacius VIII. zu nennen, um für das Local sofort ein lebhafteres Interesse zu erwecken. Aber es fürchte der Leser nicht, daß ich ihn mit allzuviel Namen oder Untersuchungen belästigen werde. Freilich verdienten jene Gegenden einmal eine genauere und angenehmer zu lesende Darstellung als wir sie von Gell oder von Nibby haben; und sie würden jede Mühe reichlich belohnen, wenn man die Streifzüge bis Anticoli, bis Matri und Veroli, bis Sora und Arpino, dem Vaterland des Cicero und Marins ausdehnt, und alle jene wilden und schönen Berge und Täler darin begreift, die unter dem Namen des Ciociaren-Landes verstanden werden.

Man fährt von Rom nach Genazzano auf dem labicanischen Wege, aus der Porta Maggiore, von welcher ehemals die alten Straßen Labicana und Pränestina ausgingen. Von ihnen hat sich nur die Labicana behauptet, eine große Straße, die im Altertum unterhalb Anagninum in die Via Latina mündete, und also das Thal des Sacco (Ternus) durchziehend bei Ceprano (dem alten Fregellä) über den Fluß Tiris fortging. Wer heutigen Tags aus jenem ehrwürdigen Thor Roms hinausfährt, wird eines neuen Schauspiels genießen; denn dort liegt der provisorische Bahnhof der eben erst eröffneten ersten Eisenbahn Roms oder des Kirchenstaats, welche nach Neapel führt. Seine unansehnlichen Gebäude verstecken sich an den gigantischen Bogen der alten Claudischen Wasserleitung. Es

ist, als scheute sich die modernste Erfindung der Cultur neben diesen riesigen Ruinen des Römertums aufzutreten, welche sie doch selbst an Genie so weit überragt, daß sie ein Plinius und Trajan mit demselben Erstaunen würde betrachtet haben, mit dem heute ein Schafhirt Latium's eine schnaubende Locomotive fortrennen sieht. Wenn man die schönste Eisenbahnstrecke der Welt, jene von Neapel nach Pompeji ausnimmt, so gibt es kaum einen auffallenden Gegensatz der Culturepochen als jenen, welchen die erste Eisenbahn Roms darbietet, wo man den Bahzug an den moosigen Bogen der Aqua Claudia, und über die melancholische Campagna zwischen alten Römergräbern und einsamen Thürmen des Mittelalters dahinjagen sieht.

Links drei Millien von Rom Torre Pignatara, das Grab der Helena, der Mutter Constantin's; sechs Millien weiter die Brücke über den Bach Marrana (Aqua Crabra) und dabei Torre Nuova, Castell und Landgut des Fürsten Borghese, mit majestätischen Pinien, wohin die Archäologen Papinia, die Villa des Attilius Regulus, zu versetzen sich die Freude machen — eine Freude, die wir ihnen nur durch ein Lächeln verkümmern, sonst nicht rauben wollen. Lacus Regillus — ja, dies ist wirklich der Regillische See, und deutlich läßt sich der Geist des Königs Tarquinius sehen, welcher uns selbst diese Wahrheit versichert. Heute ist kein Wasser darin, sondern der vulcanische Krater liegt trocken: eine nicht bedeutende kreisrunde Austiefung, die man il Laghetto, den kleinen See nennt. Es folgt die erste Station, Osteria della Colonna, am sechzehnten Meilenstein, eine einzelne Schenke unterhalb eines vom Albanergebirg abgetrennten Hügel, auf

dem sich der heutige Ort Colonna erhebt, im Mittelalter die Wiege der Familie dieses Namens. Station ad Statuas, heute San Cesario, eine einzelne Osterie zwischen Weinbergen, in einem zerrissenen Terrain, welches wegen seiner althergebrachten Räuberanfalle berüchtigt ist. Denn hier pflegen die Banditen den Dilligencen in einem Holweg aufzulauern, oder herauszuspringen (*saltar fuera*, wie der technische Ausdruck sagt). Bei San Cesario enthüllt sich aus dem Grün der üppigen Weinberge der Ort Zagarolo, ein altes Fendium der Colonna, deren Gebiet wir mit diesem Städtchen betreten haben. Es ist oder soll das alte Pedum sein, dessen Name den Freunden des Horaz aus der vierten Epistel an Albius Tibullus bekannt sein wird:

Albi, nostrorum sermonum candide iudex,
Quid nunc te dicam facere in regione Pedana?

Von hier erreicht man, immer höher hinaufsteigend, nach wenigen Millien den ziemlich großen Ort Palestrina, das alte berühmte Präneste der Römer, wo sich noch eine Strecke weit das polygonische Pflaster der antiken Straße erhalten hat.

Hier allerdings müssen wir eine Weile Halt machen, weil meine Leser mich tadeln würden, wenn ich sie blos an dem Namen einer so alten und merkwürdigen Stadt vorüberführte. Doch wollen wir kurz sein.

Präneste, dessen Nachfolgerin Palestrina wir als eine graue Masse von Häusern auf der schiefen Ebene eines Kalksteinbergs vor uns liegen sehen, war einst die Gebieterin von Latium, älter als Alba Longa und Rom.

Davon geben noch heute die cyklopischen Mauern Zeugniß, die sich über der gegenwärtigen Stadt in zwei Linien erhalten haben, und einst die Arx besetzten. Denn diese lag auf dem höchsten Gipfel des Pränestischen Berges, in einer von Natur außerordentlich geschützten und kaum einnehmbaren Höhe, wo auch das Castell des Mittelalters seinen Platz nahm. Die Gründung der alten Stadt wird in die Zeit der Fabeln versetzt, und dem König Cäculus zugeschrieben, welchen Virgil (Aeneide VII, 678) mit einer ländlichen Legion auftreten läßt, unter der sich auch die Völker vom Anio, vom Hernikerland und vom reichen Anagni befinden.

Präneste beherrschte die Campagna von Latium weit und breit, bis sie den Römern unterlag. Später wird sie mehrmals in der Geschichte genannt; Pyrrhus von Epirus eroberte sie, und machte hier vor Rom Halt; noch wichtiger wurde sie zur Zeit des Sulla, als sich der jüngere Marius dort zu behaupten suchte. Als Sulla nach schwieriger Belagerung Präneste eingenommen hatte, ließ er alle männliche Bewohnerschaft niedermetzeln, verpflanzte an ihre Stelle seine Veteranen, und vergrößerte den Tempel der Fortuna, eins der berühmtesten Heiligtümer Latiums, mit solcher Pracht, daß er einen Raum einnahm, der dem Umfang der heutigen Stadt gleichkommen mochte; denn diese ist auf den Fundamenten jenes Sullanischen Tempels aufgebaut. Augustus führte neue Colonisten nach Präneste, und er, wie sein Nachfolger Tiberius, wohnten in ihrer kaiserlichen Villa auf dem Gebiet der Stadt gern und oft, weil die Lüste hier rein und heilsam sind. Die Villa Claudia war noch in den Zeiten

der spätern Kaiser ein beliebter Sommersitz, wie auch die Stadt sich im blühenden Zustand lange erhielt, bis sie in der barbarischen Zeit versiel, und endlich ihren Namen in Palestrina änderte.

Es gibt eine Schenkungsacte vom Jahr 970, worin eben dieses Palestrina vom Papst Johann XIII. an die Senatorin Stefania als Lehen gegeben wird. Deren Enkelin Emilia (*Imilia nobilissima comitissa*) vermählte sich um 1050 mit dem Besitzer von Colonna, und vielleicht war ihr Sohn Pietro de Colonna, mit dem die Herrschaft der Colonneseu auch in Palestrina beginnen mochte. Wenigstens ist so viel unbestritten, daß diese Familie mit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts in jenem Gebiet mächtig wurde, und ihre Besitzungen von den lateinischen Bergen bis zum Volstergebirg und zu den Bergen der Nequer und Herniker ausdehute. Was Palestrina betrifft, so wissen wir sein Schicksal vom Jahr 1298: Bonifacius VIII., der erbitterte Feind der Colonna, nahm ihnen diese Hauptstadt mit Gewalt, oder die darin eingeschlossenen Cardinäle jener Familie, Jacopo und Pietro und ihre Verwandten, übergaben sie ihm, ohne den letzten Sturm abzuwarten, worauf der Papst ihre Mauern und Häuser, mit einziger Ausnahme der Kathedrale des Sanct Agapitus, niederreißen, über die Trümmer Salz streuen und den Pflug führen ließ. Es stellte sich aber Palestrina wieder her; doch nur um zum zweitenmal zerstört zu werden. Dies geschah im Jahr 1436, als der Patriarch Vitelleschi, im Krieg mit den Colonneseu begriffen, die unglückliche Stadt eroberte und auf den Boden warf, ohne die Kathedrale von diesem Schicksal auszunehmen.

Zwei Jahre später wurde auch die Burg auf dem Gipfel des Bergs niedergedrückt.

Ich erwähne nicht späterer Plünderungen Palestrinas. Die Stadt, wie sie heute besteht, reicht nicht über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinaus. Es führen die Colonnesen fort sie als ihren Hauptsitz, neben Paganiano, zu beherrschen, ja, sie erlangten sogar im Jahr 1571 von Pius V. den Fürstentitel für Palestrina, verkauften die Stadt aber im Jahr 1630, Schulden halber, an Carlo Barberini, den Bruder Urban's VIII., für die Summe von 775,000 römischen Scudi. Der letzte Colonna von Palestrina war Francesco, der im Jahr 1636 starb.

Der heutige Ort ist terrassenförmig auf der Senkung des Bergs errichtet, von düsterm Ansehen, bis auf die Hauptstraße, welche, eben fortlaufend, mehrere palastähnliche Häuser besitzt. Seine Höhe nimmt der heutige Palast Barberini ein, ein großer, doch nun gänzlich wüst stehender Prachtbau, im Charakter des siebzehnten Jahrhunderts, und im Halbkreis errichtet, so daß er an den Plan des alten Sullanischen Fortunatempels erinnern sollte. In diesem Baronalpalast gibt es bei so viel geräumigen Sälen, Zimmern und Logen heute nichts was des Betrachtens wert wäre, als das große Mosaik, welches, als würdiges Seitenstück zur pompejanischen sogenannten Alexanderschlacht, in einem Saal aufbewahrt wird. Es stellt Scenerien aus Aegypten im ländlichen Genre und auf den Cultus bezüglich dar, in trefflicher Behandlung, sowol was die Gruppen von Priestern und Priesterinnen, von Opfern, Kriegeren, Fischern, Hirten und Jägern,

als was die Darstellung von Tempeln und Landhäusern, oder Thieren betrifft. Die Zeit seiner Ausführung mag jene des Sulla sein, auf welchen man das Mosaik hat beziehen wollen, oder die spätere eines römischen Kaisers. Man fand dieses seltene Kunstwerk im Jahr 1638 in den Trümmern des Tempels der Fortuna, wo es eine Nische ausgeschmückt zu haben scheint. Die Familie Barberini hatte es in ihren Palast nach Rom gebracht, dann aber nach Palestrina zurückführen lassen, um den dringenden Bitten der Stadt zu willfahren, die sich ihres besten Kleinods würde beraubt gesehen haben.

Was übrigens den Palast von Palestrina noch mehr auszeichnet, als dieses Altertum, ist seine unvergleichliche Lage auf der Höhe, wo eine immer bewegte, frische und balsamische Luft weht, und der Bewohner aus dem Fenster eine Aussicht genießt, deren Schönheit sich nicht sagen läßt. Hier liegt vor dem Blick der größte Teil von Latium auf der einen, und von Tusciem oder dem Patrimonium des Sanct Peter auf der andern Seite ausgebreitet, eine große und classische Ebene, aus der sich die Berge der Lateiner und Volcker erheben, zwischen sich ein weites Gefilde öffnend, bis zu dem in der Ferne stralenden Meer. Dort taucht die Weltstadt Rom aus blauen Dünsten auf; dort ragt einzeln der Soracte; neben ihm ziehen die gewaltigen Ketten der Apenninen, weiter die Massen des Sabinergebirgs in das Land hinein; links zu den Füßen das tiefe, schöne Tal des Sacco, über dem die flimmernden Berge von Montefortino und Segni emporstralen; weiter die Höhen der Serra, und die luftigen Häupter aller jener Gebirge, die vielgestaltig

über Anagni und Ferentino in der sonnigen Bläue sich verlieren. Man denke sich diese Ebenen und Hügel bedeckt mit Städten und Dörfern, von denen die meisten an Erinnerungen reich sind, und bald die Vorgeschichte Roms, bald die Kaiserzeit, oder das Mittelalter ins Gedächtniß rufen, und man denke sich Umbrien, die Sabina, Latium, das Nequerland, das Hernikerland, Etrurien, die Volsker, die Albauerberge, und das Meer in einem einzigen Panorama zusammengefaßt, so mag man sich die Größe dieses Anblicks vorstellen. Wenn die Colonna im Mittelalter aus den Fenstern des alten Palasts oder Castells blickten, durften sie, indem sie ihre Besitzungen überschauten, sich als die reichsten und mächtigsten Fürsten Latiums empfinden.

Bei dieser erhabenen Landschaft, diesem azurnen Himmel und seinen klaren Lüften, mag man sich gern erinnern, daß Palestrina der Geburtsort eines der größten Genien der Musik gewesen ist.

Noch weiter wird der Horizont, steigt man über dem Palast zur uralten Burg empor. Sie krönt den Pränestischen Berggipfel; man erreicht sie auf steilem Pfade über dem nackten grauen Kalkgestein mühsam, in einer kleinen Stunde. Es war ein heißer Augustmittag, als ich diese luftige Höhe erklimm, und obwol die Sonne heftig brannte, fühlte ich mich dennoch frisch und wol. Auf diesem Gipfel hat sich ein kleiner Ort, San Pietro, angesiedelt, schon seit alten Zeiten, da schon im sechsten Jahrhundert hier ein Kloster erwähnt wird. Ihm zur Seite erheben sich die schönen Trümmer der mittelalterlichen Burg, von der noch Mauern und zersplitterte

Türme aufrecht stehen, fast erstickt von der Fülle des wilden Ginsters, und überspannen von üppig wucherndem Ephen. Bonifacius VIII. hatte dies Castrum Montis Penestrini, die alte Burg der Colonnenen und das Centrum ihrer Campagna-Herrschaft, niederreißen lassen. Wir lesen noch die Beschwerte der Colonna vom Jahr 1304, wo sie klagen: „auch das Castell des Penestrinischen Bergs hat er gänzlich zerstört; darin war eine herrliche Burg (Rocca nobilissima), und waren schöne Paläste, und sehr alte Mauern Saracenischer Art (Saracenicis operis), und aus prächtigen Steinen gebaut wie die Stadtmauern, und ferner war darin eine sehr ansehnliche Kirche des Sanct Petrus, einstmals ein Kloster; all dies hat er mit allen übrigen Palästen und Häusern, deren es im Castrum etwa 200 gab, ganz und gar vernichtet.“ Indeß der berühmte Stephan Colonna stellte Stadt und Rocca wieder her, und noch heute liest man auf den Trümmern der Burg über dem Thor und unter dem colonnischen Wappen diese Inschrift:

MAGNIFICVS DÑS STEFAN̄ DE COLVMNA REDIFICA
VIT CIVITATEM PENESTRE CŪ MONTE ET ARCE
ANNO 1332.

Die Burg von Präneſte ist eine der ältesten historischen Stellen Latiums, und sie mag denn der Sitz des fabelhaften Cäculus sein, dessen Name wie eine Umbildung jenes sagenhaften Königs Cocalus von Agrigent erscheint, der aus der Mythe des Dädalus bekannt ist. Der Blick von hier in die ziemlich nahen Sabinischen Berge, welche

sich als eine mächtige Steinwildniß darstellen, ist groß und hinreißend.

Ich halte meine Leser nicht damit auf, sie noch in die Ruinen Präneste's zu führen, die unterhalb der heutigen Stadt in den Weinbergen überall, als Labyrinth von Gewölben und Kammern, zu Tage kommen, und noch eine reiche Ausbeute von Urtümern versprechen; denn solche Untersuchungen sind ermüdend, und in der Regel nicht fruchtbar.

Palestrina hat übrigens zwei namhafte Geschichtsschreiber, den Ceconi und den Petriini, dessen *Memorie Prenestine* für die Geschichte des römischen Mittelalters und der Campagna von großem Wert sind.

Gleich unterhalb der Stadt führt der Weg durch eine schöne Bergschlucht im herrlichsten Grün von Castanien fort; es ist das Bett eines Baches, zu beiden Seiten von Bergwänden eingeschlossen, welche dem Blick keine Freiheit geben. Endlich öffnet es sich nach drei Meilen des angenehmsten Wegs auf eine große und malerische Brücke, die über einen der Quellflüsse des Sacco führt, und vor uns liegt auf schwarzen Felswänden der finstere Ort Cave auf hohem Hügel, welchen rings Weinberge und Gärten umkränzen, und von wo das Auge frei über die Volksberge und die Sacco-Ebene streifen kann.

Auf dem Markt von Cave steht eine Säule als Wahr- und Wappenzeichen der Familie Colonna, deren altes Feudum der Ort ist. Das Volk von Cave redet einen Dialekt, welcher der mittelalterlichen Sprache der Chroniken, dem Romanesco, ja selbst dem Calabrischen sehr nahe kommt, weil er die Vocale in Diphthonge aufzulösen

liebt. Statt si sagt man dort sei, oder auch mit dem bekannten Anhängsel des gemeinen Mannes: seine; statt signor, signaure; statt muratore, murataure; statt Roma, Rauma. Dagegen findet man in Palestrina manchen Anklang an das Lateinische; so sagte dort mein wackerer Winzer Agapito, wenn er mich in seinen Weinberg einlud: *venite in vigna mea* (und nicht *mia*), worüber die Winzer von Genazzano, als über eine falsche Aussprache, den Palestrinesen gern zum besten hatten.

Noch haben wir drei Millien bis Genazzano auf der herrlichsten Hochebene am Berg von Cave entlang zu gehen, und immer den Blick in das entzückende Tal des Sacco gerichtet, aus welchem vor uns in der Ferne der zweite Hauptsitz der Colonna, Pagliano, mit seinem weißen Castell, und dahinter im blauen Dufte des Horizonts das alte Anagni auf einem Hügel hervortreten.

Und nun senkt sich die schöne Fahrstraße plötzlich nieder, und führt uns in ein prachtvolles Gelände von Hügeln und Tälern, die im buntesten Wechsel sich darstellen, ein Bild ländlichen Glücks; hier grüne Olivenhaine, dort schattige Castaniengebüsche, Korn- und Maisfelder, Gemüsegärten, und überall Weinberge, deren Reben mit breiten und dunkeln Ranken sich über die kleinen gegabelten Ulmenbäume schlingen. Auf dem langgestreckten Felsenhügel, welcher diese kleine umschlossene Campagna beherrscht, steht Genazzano, in einer schmalen Linie, schwarz und grau von Aussehen, wie die Tuffelsen, auf denen es gelagert ist. Diese Häuser scheinen in Procession zur Kirche der Santa Maria del buon Consiglio, dem größten Heiligtum der lateinischen Campagna, aufzuklimmen, oder

jenem schönen Baronalschloß der Colonna, welches die Spitze des Orts einnimmt, als Vasallen zuzuziehen.

Ein Thor mit Zinnen schließt das Städtchen nach unten zu; sobald man eingetreten ist, fällt der Blick auf ein rohes Frescogemälde an der Wand eines Hauses, worauf man das heilige Bild der „Madonna vom guten Nat“ in den Händen der Engel schweben sieht, während Pilger ihm verehrend entgegenziehen. Wüste Straßen führen zu dem Hauptplatz (Piazza imperiale); die Häuser scheinen wenig einladend, wenn nicht der Blick hie und da auf die halbrunden und schwarzen gothischen Fenster dieses oder jenes Gebäudes fiele, welche durch ihre moreske Rosettenarbeit auffallen, und an eine untergegangene Blüte des Mittelalters erinnern.

Wenn man in einem abgelegenen Ort für längere Zeit Wohnung nimmt (ich wohnte in Genazzano erst drei Monate mit den ländlichen Mäusen, dann kehrte ich noch zweimal in zwei Sommern dahin zurück), so ist die nächste Frage, außer der häuslichen Einrichtung, nach dem Raum für angenehme Bewegung, nach den Spaziergängen und Plätzen, wo es Luft und Schatten zum Ruhen, Lesen und Nachdenken gibt. Da überzeugte ich mich bald, daß Genazzano so recht ein Ort für ländliche Neigungen sein müsse. Im Städtchen kann man nicht spazieren, weil es nicht eben und gar zu klein ist; nirgend kann man dort im Grün sitzen; aber ringsumher sind schattige Castanienbüsche und Weinberge mit allen Ergötzungen der Einsamkeit. Auch ist gleich eine ebene Straße zum Lustwandeln am Ort. Diese zu erreichen, muß man den Palast Colonna durchschreiten. Durch ihn hindurch kommt man an

eine Brücke, welche über einen Abgrund hinwegführt, auf Steinbogen ruhend, die der Römer nicht ganz unwürdig scheinen. Auf den Palast selbst ist eine Wasserleitung gerichtet, gleichfalls ein Werk dieser Familie, doch nun zerfallen, aber außerordentlich malerisch mit ihren zertrümmerten Bogen im Grün des ehemaligen Parks, der nicht minder zerstört ist.

Am Aquäduct geht die Straße für Fußgänger entlang bis zu dem Kloster San Pio, einem verlassenen Convent des Mittelalters. Und so haben wir gegeneinanderüber zwei verödete Denkmäler, den Baronalpalast und jenes Kloster, zwischen denen wir hin- und herwandeln können, immerfort an den zerbrochenen Bogen der Wasserleitung entlang gehend — ein recht nachdenklicher, ja träumerischer Spaziergang, beschattet von einzelnen Cypressen, oder von Lorbeerbäumen.

Ich erinnere mich noch mit Lust des ersten Tage, als ich, auf Entdeckung meiner künftigen Spaziergänge ausgehend, diesen Weg von San Pio weiter fortsetzte. Die Fahrstraße geht hier aufwärts zwischen Weinbergen und Gebüsch fort; aber plötzlich öffnet sich die Landschaft zur rechten Seite, und man blickt über wellenförmig abgesetzte Weinberge in die tiefe und ruhige Ebene des Sacco, in die herrlichen Bergreihen zu ihren Seiten, in eine meilenweite Gegend von majestätischem Stil, dessen vollendete Schönheit erhebt und beruhigt. Es gibt an jener Straße einen Weinrebenhügel, Fagnano genannt, auf dessen Abhang alte Olivenbäume einen Steinblock beschatten; dort machte ich mir ungezähltemale das Vergnügen die *Vita nuova* des Dante zu lesen, oder des

Boethius Trostbuch der Philosophie, und nach jedem Capitel im Anblick dieser ernstesten Landschaft auszuruhen. Dort überhaut man sie am besten: ein grünumbschter, großer Vorgrund, hinter ihm das braune, durch eine schwarze Waldpartie unterbrochene, meilenlange Tal, von blauem Dufte und sonniger Wärme überzittert, links und rechts prächtige Bergketten. Jene zur Linken ist die Serra, ein Gebirgszug, aus welchem als Hauptform die riesige Pyramide des Serrone klar und schön hervortritt, andere Berge in absinkender Linie der Perspective neben sich, alle zu ihren Füßen einen Teppich von grüner und brauner Farbe sanft hingebreitet, auf welchem die Castelle stehen, die sich in ihrem Schatten aufgestellt haben. Hügel laufen von der Serra, frisch und anmutig, in die Ebene hinein, gegen den Fluß sich vorziehend, und sie tragen auf ihren grünen Gipfeln Burgen und schimmernde Städte. Ihnen entgegen kommen von der andern Seite herrliche Hügel, doch minder weit sich vorwagend, Auswanderer des Volskergebirgs, welches rechts in stundenweiter, und doch nicht allzu langer Ferne der Serra gegenübersteht, mit andern Formen das Gemälde belebend, nicht als Pyramiden, sondern in kühnen Wölbungen gekuppelt.

Viele Dörfer auf den sonnigen Höhen, oder in den dunkeln Falten der Gebirge; Burgen, Klöster und Städte wie spielend in die Luft gehoben. Eine epische Ruhe überall. Die Linien dieser Gebirge am reinsten Blau des Himmels sind so scharf und klar, daß sie das Auge bezaubern; man möchte hinüber, auf den leuchtenden Kanten und sausten Flächen in der Frische jener hohen Himmelszone einherzuschreiten. Ueber den Senkungen der

Serra hebt sich hie und da ein beschneites, sanft violenfarbened Berghaupt aus der Wildniß der Abruzzen, noch eine andere Ferne ahnen lassend; im Hintergrund tauchen aus Silbernebeln Berggipfel auf, fern und ferner, schattenhaft, vielförmig, einige wie Obelisken, andere wie Dome geformt, und sie rufen die Phantasie in die unbefuchten Gegenden des Sandalenlands, oder an die Ufer des schönen Tirisstroms.

Wer malt diese lateinische Landschaft, wenn alle Berge im purpurnen Trispiet des Abends erglühen, und unten die weite Talgegend dunkler und dunkler wird? Dann kriecht die Nacht langsam auf die breiten Felsenwände der stralenden Serra, und scheint jene Städte auf den Gipfeln mit ihrer dunkeln Hand zu haſchen, eine nach der andern, bis sie alle in Finsterniß begraben sind. Dort funkeln noch die rosenhellen Sonnenstralen in den Fenstern des fernen Orts Serrone, dort in Rojate, jetzt drüben in Piglio; nun verlöscht eins nach dem andern; auch das Castell Pagliano ist schon verblaßt; aber hinter ihm flimmert die Abendsonne noch in den Fenstern einer dunkeln Stadt, die in meilenweiter Ferne auf einem Hügel zu erkennen ist, und welche, indem sie ihn mit ihren Massen bedeckt, ansehlicher als alle übrigen Städte der Campagna zu sein scheint. Es war gleich am ersten Abend, daß ich jene Stadt so erblickte; aus dem Charakter der Gegend erkannte ich, ohne mich zu irren, daß sie Anagni sein müsse, die Vaterstadt Bonifacius' VIII.; und ich begrüßte ihren lang gewünschten Anblick mit den Versen Dante's:

Veggio in Alagna entrar lo fiordaliso,
E nel vicario suo Cristo esser catto.

Der Eindruck eines großen Landschaftsgemäldes erhöht sich für den Denkenden, wenn er es mit der Geschichte zu verbinden weiß, oder wenn es überhaupt von dieser belebt wird: dies lateinische Thal zu unsern Füßen ist nun aber der Schlüssel zum Königreich Neapel; es ist die Heerstraße der Völker des Mittelalters. Gothen und Vandalen, Franken und Langobarden, Belisar, die Ottonen, die Hohenstaufen, selbst Schwärme von Saracenen, Franzosen und Spanier, kurz ungezählte Völker waren es, deren Pferde aus den Wellen des Sacco getrunken haben, als sie diese virgilischen Gefilde durchzogen, um sich über den Liris hinab in die Paradiese von Neapel zu versenken.

Im Uebrigen ist Genazzano keine Stadt antiken, sondern nur mittelalttrigen Ursprungs. Ihr Name allein mag alt sein, da man ihn von der Gens Genucia herleiten will, welche dort den Fundus Genucianus besaß. Erst im Anfang des elften Jahrhunderts wird ein Castell Genazzano in mittelalttrigen Pergamenten erwähnt, und dieser Ort gehörte den Colonna von Palestrina, in deren Diöcese er liegt. Er gab einem eigenen Zweig der Familie Sitz und Namen. Man sagt, daß der einzige Papst, welchen dies große Geschlecht Rom gab, in Genazzano geboren wurde. Dies war Martin V. Obbo Colonna, gewählt zu Constanz im Jahr 1417, mit dem sich das avignonische Schisma der Kirche schloß. Wenigstens stammte dieser berühmte Mann aus dem Zweig der Colonneseu von Genazzano, und er wohnte gern in der entzückenden Einsamkeit seiner Familiengüter. Er liebte den Ort; er baute hier Kirchen, und erweiterte wahrscheinlich den Palast, den seine Nepoten verschönert haben. Von den Co-

lonna rührt auch die Wasserleitung her, und die malerischen Reste von Bädern in einer Schlucht vor dem Stadttor lehren durch ihren Stil, daß sie der Luxuszeit dieser Barone zuzuschreiben sind. Ihr Palast oder Feudalschloß war einst groß und schön; aber heute ist es im Verfall, wie alle andern Paläste der Campagna. Sein Hof von edelm Geschmack, in doppelter Säulenstellung, anmutig und leicht erbaut, erinnert fast an die Periode Bramante's. Zwischen den Säulen stehen jetzt alte, kopflose Marmorstatuen, die gut zu dem verödeten Palast stimmen; sie erinnerten mich an Schilderungen von verkommenen Feudalschlössern, wie sie Walter Scott bisweilen beschreibt. Ehemals hatten die Colonna auf der Wand einer Loge des Palasts die Abbilder der Stadtemalen lassen, welche ihr reiches Haus besaß; die Bilder sind verblichen, wie die Titel und Rechte auf jene Städte. Durch die hohen und leeren Säle schleicht jetzt ein ausgedienter, greiser Arzt mit silberweißem Bart, daselbst Einwohner, wie ein Magus oder Zauberer.

Wir haben sonst in Genazzano nichts aufzusuchen, uns nicht mit Utertümern und ihrem archäologischen Wust zu quälen, sondern unsre Freude ist es, ganz der Natur zu leben, und mit dem Landvolk uns zu beschäftigen. Ich will daher gleich von den Weinbergen reden, und zwar als Laudmann, weil wir uns doch nicht immerdar mit himmelblauen Ausichten, oder mit mittelaltrigen Familiengeschichten speisen können, sondern auch nachsehen müssen, was wir werden zu essen und zu trinken haben. Es scheint nicht viel zu geben, weil der Wein noch immer krank ist, und der Mais in Gefahr schwebt

zu verdorren, da seit zwei Monaten nicht ein Tropfen Regen fiel.

Eines Tags war ich in einen Weinberg gegangen, einem verwilderten Pfad zwischen Brombeerhecken nachgehend, und nachdem ich ein sehr schönes einsames Plätzchen unter Delbäumen gefunden hatte, setzte ich mich dort nieder, zog ein in Pergament gebundenes Buch aus der Tasche, und vertiefte mich ins Lesen. Mein Hund Moringa, mein beständiger treuer Begleiter, der mir immer die schönsten Gegenden zeigte, murrte plötzlich zu meinen Füßen; ich sah auf, und erblickte eine gut gekleidete Frau, welche etwa fünf Schritte von mir mit allen Zeichen scheuer Furcht mir zusah.

Buon uomo, sagte sie hierauf, was machst du da? (In der Campagna geben sich die Menschen das Du, wie in den Abruzzen.) Warum, fragte ich, gute Frau, fragst du das? Ich meine, sagte sie, du thust nicht gut, und sie zuckte verächtlich und erzürnt die Achseln; es ist auch nicht anständig, setzte sie hinzu. Ganz erstaunt fragte ich das Weib, was ihr denn so sehr an mir auffalle, und ob sie in ihrem Leben noch nie einen Menschen habe in einem Buch lesen sehen. Es mag sein, sagte sie, aber es schickt sich nicht, und wer weiß was du vorhast. . . Mit diesen Worten entfernte sie sich, indem sie sich mehrmals ängstlich und sehen nach mir umsah. Ich fuhr fort zu lesen, doch erhob ich mich bald, über den sonderbaren Auftritt nachdenkend. Abends erzählte ich davon in meinem Hause. Wißt, sagte meine Wirtin lachend, jene Frau hat sich eingebildet, daß Ihr ein Magus und Zauberer seid, und aus dem pergament-

nen Buch die Weinreben ihr habt verhexen wollen. Hier mußte ich herzlich lachen, indem ich an die Möglichkeit dachte mit jenem Buch Zauberei zu treiben, welches des Platina Lebensgeschichte der Päpste war.

Der Wein erholt sich allgemach, und weil es das erste Jahr ist, daß die Krankheit weicht, so ist die Traube, wie die Leute sagen, eine *cosa santa*. Während meines Aufenthalts in Genazzano wurden in der Umgegend fünf Menschen ermordet, alle weil sie Trauben genascht hatten. Ich verschweige nicht den einen Fall, weil er in die Zustände der Justiz ein helles Licht wirft. Ein reicher Mann, Schwager des Prior oder Bürgermeisters von Olevano, erschlug eines Tags einen armen Traubensrevler an der Landstraße; auf die That flüchtete er sich in seinen Weinberg, welcher neben jenem meiner Wirtin liegt. Seine Freunde zogen ihm bewaffnet zu, denn die erwachsenen Söhne des Erschlagenen waren sofort mit ihren Flinten herabgestiegen, den Vater zu rächen. Die Justiz rührte sich nicht während mehrerer Tage; endlich hieß es, die Wittve habe durch einflußreiche Gönner die Gerechtigkeit in Bewegung gebracht, und die Häfcher von Olevano seien beordert, den Mörder zu greifen. Diese aber rührten sich nicht, weil sie, wie man sagte, bestochen waren. Die Wittve setzte ihre Hoffnung auf die Häfcher von San Bito, aber auch diese bewegten sich nicht. Unterdessen waren vierzehn Tage verstrichen. Schöne Gerechtigkeit übt ihr in der Campagna, so sagte ich eines Tags zum Apotheker von Genazzano, in dessen Laden wie in jenem seines Collegen in Hermann und Dorothea die geselligen Zusammentünfte des Orts stattfinden. Hierauf sagte der

Sohn des Niklepios, seiner schönen Tochter Sofia minder schöner Vater: O Signore, was denkt Ihr? Dieser todte Mann ist keineswegs von dem Schwager des Prior erschlagen worden, denn seht, unser Medichino, der kleine Doctor, und der Chirurg haben die Section gemacht; es hat sich gezeigt, daß der Mensch aus Schreck von einem Abhang gestürzt ist, und sich die Milz in zwei Stücke zerfallen hat. So ist es, sì, signore, egli si è ben vero, sagte hierauf der Erzpriester von Santa Maria del buon Consiglio. Ich schwieg. Glaubt doch nicht, sagte mir Abends meine Wirtin, daß er sich die Milz ausgefallen hat, sondern — und sie zählte mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand beliebige Geldsummen in ihre Linke. —

Die Fülle der Weinreben ist hier erstaunlich groß. Sie bedecken, so weit das Auge reicht, alle die annutigen Hügel dieser Campagna. In langen Reihen ziehen sie sich in die Täler herab, entweder an Stäben von Holz und dem starken italienischen Rohr, oder über kleine gegabelte Ahornbäume (ornello) und Ulmen sich rankend. Der Freund des Virgil wird wissen, daß schon der römische Landbau die Weinberge in solche zwei Gattungen unterschied. Es ist ein hoher Genuß mitten in den Bignen des modernsten Menschengeschlechts das Georgikon Virgil's zu lesen, das herrlichste Denkmal der lateinischen Poesie, nicht in Bezug auf die Kunst der Composition, welche mittelmäßig ist, sondern auf die reine, prägnante und ganz unnachahmliche Sprache. Ich las dieses Gedicht wieder und wieder unter den Reben von Genazzano, und überzeugte mich, daß alle seine Bemerkungen, Regeln

und Lehren so durchaus gültig sind, daß sie für die heutige Bodencultur der Campagna geschrieben zu sein scheinen.

Der Weinberg ist hier alles in allem; er vereinigt die drei Götter des Feldes, Bacchus, Ceres und Pomona. Denn zwischen den Reben wird das Weizenkorn gesäet, zwischen ihnen erhebt sich grazios und schlank der Mandelbaum, die Lerche unter den südlichen Bäumen, weil er mit dem ersten leifesten West des Frühlings zu blühen beginnt; ihn verherrlicht sinnreich eine der Cento novelle antiche, die ihn von Amor als sympathischen Baum der Liebe am Grabe des Marciß gepflanzt sein läßt. Es taucht zwischen den Reben der nicht minder graziose Delbaum auf, mit feingefasserter, kunstvoll geflochtener Rinde von silbernem Grau, und den feinen Blättern, die in dem wechselnden Licht bald wie Silber, bald wie dunkles Erz erglänzen; und gern sieht man ihn über dem Korn hervorragen, für dessen schmachtiges Brod er das Del verheißt. Da steht auch der Pfirsich, der Apfel- und Birnbaum, und der feurige Granatbaum, der Wallnußbaum, die Castanie und der Feigenbaum von Amelia mit seinen honigsüßen Früchten. Und alle diese Bäume bilden eine segensreiche Kette der Jahreszeiten, so daß, wenn der eine seine Frucht dargegeben hat, der andere sie anbietet, und der dritte sie verspricht. Da ich den ganzen Sommer auf der Campagna zugebracht habe, so haben sie mir, mit alleiniger Ausnahme des spätesten der Bäume, der Olive, alle ihren Tribut der Reihe nach dargebracht, und es ist mein Nachtsich nie von wechselnden Gaben leer gewesen.

Meine Wirtin besaß drei Weinberge, einen bei Palestrina, und die andern in der Bergwildniß von Olevano, 3 Millien weit von Genazzano. Dort steht auf einem Hügel ein einsames Winzerhaus mit offener, blumengeschmückter Veranda, von Feigenbäumen und Castanien beschattet, und rings umher den Blick auf die majestätischen Berge der Serra und die Sacco-Ebene frei lassend. Dort lohnt es wol Tage lang hinzubringen in einer reinen und aromatischen Luft, und sich von den Früchten zu nähren. Welche zuerst brechen, und von welchem der Bäume, das bringt uns in Verlegenheit, denn ihre Menge ist groß, und ihrer Früchte sind unzählbare und gleich herrliche. Was soll ich gar von den Trauben sagen? denn keine Weinkrankheit hat diese in der ganzen Gegend berühmte Bigna verfehrt; die Neben sinken unter der Last, sie sind hie und da gestützt, und die Trauben mit starken Fäden aufgebunden — Trauben deren Gewicht, und Beeren deren Größe ich nicht angeben werde, weil man mich der Unwahrheit beschuldigen könnte. Hier sind goldig = helle Muscatellertrauben, die in der Sonne durchsichtig funkeln, dort die Gattung der buntfarbigen, hier die weißlich klare Traube, buon vino genannt, dort die blauschwarze schwere Traube, welche den starken blutdunkeln Wein gibt. Also genährt und gelabt, setzen wir uns in den Castanienhain am Fuß des Hügel's nieder, zwischen hohen Myrtengebüschchen, unter dem Farrenkraut des Virgil, angeduftet von der Menthe und dem Serpyllum, welches überall wuchert, und dort lesen wir den Horaz, oder was wir sonst mit uns genommen haben. Die Menthe ist das wahre Campagnaakraut; das ganze Gefilde von Rom duftet

von ihr. Wenn ich fern bin in Toscana, oder in Oberitalien, und irgendwo auf dem Feld Menthe finde, so erweckt mir ihr Duft immer die heißeste Sehnsucht nach der Campagna von Rom.

Sollte man glauben, daß mitten unter der Fülle von Producten das Landvolk arm sei? Ueberblickt man diese Gegend, so scheint sie ein Eldorado glücklicher Bewohner zu sein; aber lebt man mit diesen, so tritt uns aus dem Paradies der Natur nur zu oft der hungerleidende Mensch entgegen. Alle diese Früchte (man kauft hier 20 Feigen, wie 20 Wallnüsse für einen Bajocco, und in guten Jahren für dasselbe Geld eine Flasche Wein), nähren den Landmann nicht; er würde verhungern, hätte er nicht das Mehl des türkischen Korns, das seine einzige Nahrung ausmacht. Die Schuld dieses Mißverhältnisses liegt an den agrarischen Zuständen. Von vornherein muß man wissen, daß der dortige Landbesitzer den vierten Teil des Ertrags dem Prinzen Colonna als Zins schuldig ist. Es ist der alte Fluch der Latifundien, welcher das Volk verarmen läßt; zwar gibt es wenige Landleute, die nicht einen kleinen Weinberg besitzen, aber er genügt nicht die Familie zu erhalten. Der Bucher ist unbeschränkt; selbst vom Aermsten werden zehn Procent genommen. Bei dem geringsten Unglück, bei Mißernten, wie sie nun schon seit Jahren auf einander folgten, verschuldet er. Borgt er Geld oder Getreide, so erdrücken ihn die Procente; der habgierige Reiche wartet auf den Augenblick der Noth, um dem kleinen Besitzer sein Landeigentum für einen Spottpreis zu entreißen. Barone und Klöster werden reich, der Bauer wird ihr Vasall und ihr Winzer. Ich habe diese Zu-

stände viel zu beobachten Gelegenheit gehabt. In der Regel geschieht der Verkauf also: es verkauft der Verschuldete nur den Boden allein; die Bäume (gli alberi, worunter man auch die Rebstöcke begreift) bleiben sein, und indem er fortfährt den Weinberg zu cultiviren, genießt er für sich entweder die Hälfte oder auch drei Viertel des Ertrags. Kaum vergeht ein Jahr, so erscheint derselbe Winzer vor dem Käufer seines Bodens und bietet auch die Bäume zum Verkauf an. Er wird nun zum Bauer seines Herrn, bewohnt mit seiner Familie den Weinberg, und hat für dessen Cultur weiter zu sorgen, indem er einen Anteil der Producte empfängt. Ist dieser auch gleich jenem des nunmehrigen Besitzers, oder selbst größer, so wird er doch fort und fort sich in der Verschuldung befinden, und einen nicht geringen Teil seines Gewinns dem Herrn vorweg abliefern müssen.

Auf dem Weinberg meiner Padrona, einer durch ihre Rechtlichkeit geachteten Venetianerin, lebte unter ähnlichen Verhältnissen eine Winzerfamilie von 8 Personen. Wie sie mir sagte, hatte sie diese Menschen, verarmt und im elendesten Zustand in ihren Weinberg als Pächter gesetzt, ihnen Vorschuß zur Bekleidung und zur Beschaffung des Hausrats gegeben, und sie in den Stand gebracht, sich zu erhalten. Aber sie lebten in so bitterer Armut, waren endlich durch Anstrengung und schlechte Nahrung sämmtlich fieberkrank geworden, daß wir ihnen die Lebensmittel aus dem Ort beschaffen mußten. Erst nach der Weinlese haben sie Aussicht sich für eine kleine Zeit Erleichterung zu geben, so lange nämlich das Geld hinreicht, welches sie aus dem Verkauf des Weins gewinnen.

Der Wein spannt die Nerventhätigkeit an, aber er nährt nicht die Muskeln. Der Landmann trinkt ihn von der schlechtesten Sorte, einen Wein vom zweiten Aufguß; nun muß er Brod haben. Der Weizen ist zu kostbar; er pflanzt oder kauft die Polenta, das Mehl des türkischen Kornes. Wie in der Lombardei und in den Marken bedeckt die Campagna von Latium die schöne Pflanze des orientalischen Kornes, deren große goldgelbe Kolbe die Natur wie ein köstliches Juwel zu betrachten scheint, denn sie hat dieselbe mit neunfacher Einhülle umwickelt. Alles Landvolk genießt die Polenta, entweder als Brei, oder als Kuchen, Pizza genannt. Wenn ich jemand auf dem Weg fragte: was hast du heute zum Frühstück gegessen? so antwortete er: la pizza — was wirst du des Abends essen? la pizza. Ich habe sie selbst am Herde des Volks gegessen. Man bereitet sie so: der gelbe Mehlbrei wird zu einem Fladen geformt, und dann auf einem platten Stein über Kohlenfeuer gebacken. Glühend heiß wird der Kuchen verschlungen. Die ganze Familie sitzt um ihn her, und genießt in ihm ihre Malzeit. Abends gibt es einen Salat vom Felde mit Del dazu, bisweilen eine Wassersuppe aus Cichorien und andern Kräutern oder Gemüsen bestehend. Oft fehlt das Del, wie es in diesem Jahr fehlen wird, wo die Delbäume, nachdem sie im verwichenen Jahr überreich getragen hatten, auch die geringste Frucht versagen — ein Bild menschlicher Thätigkeit, oder auch des Glücks und aller Freude, welche flutet und ebbt.

Man kann sich denken, mit welcher Aufregung das Landvolk der Ernte des türkischen Kornes entgegenzieht. Am Ende des Julius wölbt sich die Kolbe an der Pflanze,

dann verlangt sie Regen. Es fiel keiner; eine glühend heiße Luft lag auf der Campagna. Das Volk geriet in Angst; man beschloß den Himmel um Regen anzuflehen. Tägliche Processionen am Nachmittag; indem sie mich an die heidnischen Gebräuche erinnerten, an jene Rubigalischen Feste, an den Regenstein des alten Rom, den man auf der Via Appia umhertrug, an das *votisque vocabitis imbrem*, konnte ich sie nicht ohne Erstaunen betrachten. Es ist wahrhaft befremdend, sich unter einem Volk zu befinden, welches noch in unsrer Zeit den naiven Glauben hegt, daß die unerschütterlichen Gesetze der Natur durch Gebet und Geschrei um Gnade können aufgehoben, verändert oder beschleunigt werden. Jeden Abend zogen die Frauen Genazzano's durch den Ort, paarweise, mit ihren roten Kopftüchern, welche schleierartig herabfallen, und stets getragen werden wenn das Weib die Kirche betreten will; vor ihnen die Geistlichkeit mit einem Heiligenbild. Erreichten sie murmelnd und singend den Hauptplatz, so schriegen sie mit einer an Raserei gränzenden Inbrunst drei- und mehrmal: *Grazie, Grazie, Maria!* und dieser Schrei, von hundert und aber hundert hellen Stimmen zugleich ausgestoßen, hallte in den Lüften wieder. *Et Cererem clamore vocant in tecta* (beim Virgil). Jeden Tag ein anderer Heiliger: aber einer war tauber oder trockener als der andere. Meine Wirtin — sie war bis zu einem gewissen Grad aufgeklärt und besaß obenein kein mit Mais bepflanztes Ackerland — sagte eines Abends, da wir am Tisch saßen und plötzlich vor unsrer Thür jenes rasende Geschrei *Grazie, Grazie, Madonna!* erschallte: warum stürbiren sie doch die Heiligen im Himmel?

sie werden sie so lange quälen bis sie böse werden und gar nicht regnen lassen! Ich selbst war von dieser fieberhaften Aufregung angesteckt, und wünschte sehnlich den Regen herbei; ja, ich besuchte die Maisfelder alle Tage; sie waren dem Verschmachten nahe. Endlich trug man Sanct Antonius von Padua in Procession umher; indem man ihn nach jenem Kloster San Pio brachte, predigte ein Augustiner von der Treppe desselben, unter Fackelschein, während alles Volk die Straße bedeckte, und Zuhörer selbst auf die Bäume geklettert waren — eine sonderbare Scene: der gesticulirende Mönch, das Heiligenbild, die schwarzen Kreuze, die weißen Sottanen der Chorknaben, die roten Schleier der Weiber, grelle Streiflichter der Fackeln, dunkle Bäume, und die herrlichste Bläue über so mächtiger Landschaft; und alles dies, um Regen vom Himmel herabzuziehn. Endlich bewölkte sich am dritten Tag der Himmel; es donnerte und ein tropischer Regen entstürzte mit heftiger Gewalt.

Es scheint daß die Götter, oder die Heiligen, welche nun ihre Stelle vertreten, nichts schenken, ohne ein Opfer zu verlangen. So geschah es hier; mit dem Regen kam eine Wolkentromba, ein herrliches Phänomen, welches ich reitend beobachtete; es zog von den Volksergebirgen, blau-schwarz, über das Thal, und indem es zerplatzte, verwißtete es durch Hagelgüsse einen Strich von Weinbergen. Alle Nachmittage Gewitter in den Bergen, Wolkenbrüche, Donnerschläge und Blitze. Dann läutet man mit allen Kirchenglocken, aus Angst. Eines Tags bewegte sich der Ort, alles Volk strömte auf die Gassen; es hieß, vier Personen seien vom Blitz erschlagen worden. Das Gerücht

bestätigte sich. Man brachte die Todten in ein Winzerhaus, wo die Polizei durch 24 Stunden lang Wache hielt. Am folgenden Tag stieg das wollöbliche Gericht auf die Esel, und der *medichino*, der kleine Doctor, und der Chirurg mit ihm, die Section zu vollziehen. Diese Todten waren zweifelsohne vom Blitz erschlagen. Gegen die Nacht holte man sie herein; sie lagen auf einem Karren, bedeckt mit schwarzen Teppichen; ihnen voranf ging die Geistlichkeit mit Kreuzen, und es begleitete sie die Todtenbrüderschaft in schwarzen Mänteln, Windfackeln in den Händen. Der Anblick war ergreifend. Das Volk harrete draußen vor dem Thor. Als der feierliche Zug mit dem Gesang des Todtenpsalms heraufkam, und das Thor erreichte, streckten alle in unsäglicher Aufregung die Hände empor, und stießen ein Klagegeheul aus, so wild, furchtbar und ängstigend, daß es auch das härteste Gemüth würde erschüttert haben. Die vom Blitz Erschlagenen werden nämlich mit Schen betrachtet, als von Gott hingeraffte Wesen, von denen man nicht weiß ob sie zur Verdammniß bestimmt seien. Da rissen sich Verwandte, Frauen und Kinder aus der Menge los; ein Weib rang in verzweifelter Anstrengung mit den Umstehenden, welche es festhielten, willens sich auf die Bahre zu stürzen. Als nun die Leichen einzeln nach der Kirche gebracht wurden, wo sie auf dem Boden die Nacht durch liegen blieben, dieselben Scenen und dasselbe Klagegeschrei. Dies finstere Bild kann ich nicht mehr vergessen.

Die Gefühle dieses Landvolks drücken sich in primitiver Weise aus, und vielfach sind die einfachen Naturzustände hier bestehen geblieben.

Auffallend war mir stets die fast an den Orient erinnernde Zurückhaltung beider Geschlechter von einander. Es gilt dort der Grundsatz: Männer haben mit Männern, Frauen mit Frauen zu verkehren. Man findet es lächerlich, wenn der Ehemann seine Frau am Arm führt, und das Mädchen hält ihren Ruf für gefährdet, wenn sie von einem jungen Mann auf öffentlicher Straße angesprochen, oder gar von ihm des Wegs begleitet wird. Dem Geliebten wird nur der *discorso* gestattet, das heißt das Zwiegespräch am Fenster oder an der Hausthüre, jenes alte Liebesgeschwätz, die *lenes sub noctem susurri* des Horaz. Man bringt Serenaden auf der Guitarre; und oft hörte ich Schäferständchen von Gesang und klagenden Tönen der Sackpfeife, welche des Nachts melodisch und trauervoll die Luft durchschweben. In schönen Weisen singt das Volk hier die einfachen, langausgedehnten Ritorcelli, und es ist angenehm im Weinberg Frage und Antwort zweier Liebenden zu hören, welche unermüde, wie die Cicaden des Sommers, sich singend zurufen.

Man heiratet hier sehr früh, der junge Mann von 21 Jahren nimmt ein Weib, das oft nicht mehr als fünfzehn Jahre zählt. Ein wirkliches Liebesverhältniß und Verkehr längerer Zeit (was man überall *far amore* nennt) ist eher bei dem gemeinen Mann, als bei den wohlhabenden und höhern Ständen zu finden, wo die Heirat gewöhnlich ein Geschäft ist. Ich erlebte davon ein Beispiel. Ein junger Abate von 21 Jahren, Sohn einer begüterten Familie des Orts, ging mit dem Gedanken um in den weltlichen Stand zurückzutreten. Eines Tags kam ein Franciscanermönch von Civitella (die Fran-

ciscaner sind in jener Gegend die Mittler in allen Familienangelegenheiten) zur Mutter jenes Abaten, und sagte ihr: in dem Ort Pisciano befinde sich ein Mädchen von ungefähr achtundzwanzig Jahren, welches einen Mann suche; sie habe 1000 Scudi Mitgift, und sei aus der besten Familie. Wenn nun sie, die Mutter, zu dieser Partie zustimme, möge sie den Sohn befragen. Der junge und törichte Mensch ging auf den Vorschlag ohne Besinnung ein; er setzte sich am folgenden Tag in seiner geistlichen Kleidung aufs Pferd, und ritt nach dem Wohnort des Mädchens, um dasselbe zu sehen und sich mit ihm zu verloben. Nach geschlossener Verlobung ward der Schneider gerufen, aus dem geistlichen Rock einen weltlichen zu machen; die Schwester nähte in Eile ein Paar graue heiratsfähige, weltliche Hosen, und weil dem jungen Mann eine Weste fehlte, so schickte dessen Mutter in der Heimlichkeit zu mir, mich um eine solche für ihren Sohn zu ersuchen. Also ausgerüstet, präsentirte er sich zum zweitenmal seiner Brant in einem Winzerhaus, wo der Ehecontract gezeichnet wurde. Nach Verfluß von drei Wochen kam sie in einem Wagen angefahren, zwei große Säcke voll von Kupfermünzen mit sich führend, und es wurde die Trauung auf der Stelle vollzogen. Der junge Ehemann hatte seine Lebensgefährtin vor dieser Zeit nur zweimal, und dies nur auf Stunden gesehen. Ein Stübchen im Hause der Eltern war dem Paar eingerichtet, oder vielmehr nur ein kolossales Ehebett darin aufgestellt worden, sonst aber hatte dieses Ereigniß keine Veränderung hervorgebracht.

Ich will bei dieser Gelegenheit einer sonderbaren Sitte

Latium nicht vergessen. Eines Abends erhob sich auf dem Platz der Stadt ein fremdartiges und ohrenzerreißendes Getöse von allerhand nicht bestimmbar Instrumenten; ich trat hinaus, und fand die große wie die kleine Jugend Genazzano's vor einem Hause versammelt, wo sie allem Anschein nach eine Katzenmusik darbrachte. Nie, selbst nicht auf deutschen Universitäten, hörte man eine genialer erfundene Disharmonie von Instrumenten. Denn diese stießen schanderhafte Töne aus der gewölbten Meerenschel, die aus dem Kuhhorn, jene klapperten mit Winzermessern, Spaten, eisernen Pfannen; dieser hielt ein Bündel von altem Eisen an einem Faden, welches er mächtig schüttelte, und jener rasselte über dem Straßenpflaster mit einer alten Casserole, die er im Halbkreis an einem Strick hin und her schleifte. Ihrer zehn oder zwölf läuteten mit Kuhglocken auf das allervergünstigste. Sagt, so fragte ich einen Herrn, welcher dem lärmenden Haufen lachend zuhörte, was bedeutet dieses sonderbare Wesen? In dem Hause dort, so antwortete er, wohnt ein Wittwer, welcher eben geheiratet hat; man bringt ihm die Scampanellate. So heißt der ziemlich barbarische Gebrauch von dem Ausläuten der Kuhglocken. In ganz Latium herrscht diese alte Sitte, einem Ehepaar, dessen einer oder der andere Teil vorher verwittwet war, durch drei Abende vor dem Haus eine Katzenmusik zu bringen. Und so thaten sie's dreimal in Genazzano, indem sie nach vollbrachtem infernalischem Spectakel durch den Ort zogen, voran auf einer Stange eine Kürbiß-Laterne tragend, und es setzte die Proceßion ungestört durch alle Straßen diese höllische Musik fort, nicht anders als zöge eine Schaar von Dä-

monen und Teufeln, die Nacht durchschwärmend, durch dieses friedliche Städtchen.

Demn friedlich ist Genazzano wahrlich, und es scheint daß seine Bewohner, sanftmüthiger und auch abergläubischer als die Nachbarn, diese Gemüthsart der Bedeutung des Orts mit verdanken, welcher ein so berühmter Wallfahrtsort ist, daß seine reiche Kirche heute in Latium die Stelle des Tempels der Fortuna von Präneste und jener von Antium vertritt. Ich habe das berühmte Fest der Madonna von Genazzano am 8. September mit erlebt, und kann daher davon erzählen. Vorher jedoch berichte ich von der fabelhaften Geschichte ihres Bildes, welche ein Seitenstück zu der Sage vom heiligen Hause zu Loreto ist.

In Scutari in Albanien erschien in derselben Zeit, als die Santa Casa von Nazareth nach Loreto durch die Luft getragen wurde, ein heiliges Bild der Muttergottes, sei es vom Himmel herab, oder aus einem unbekanntem Ort, vor den Türken flüchtig. Man nannte es die Madonna del buon' Officio, d. h. vom guten Dienst. Nun geschah es, daß im Jahr 1467 zwei Pilger, welche den Türken entweichen und nach Italien gehen wollten, vor dieses Heiligenbild traten, um für ihre Wanderung Schutz zu ersuchen. Aber zu ihrem Erstaunen sahen sie an Stelle des Bildes eine weiße Wolke, und diese sich gegen Abend fortbewegen. Sie folgten ihr bis an die Küste des adriatischen Meers, und weil das Gewölk seine Reise über Meer fortsetzte, überschritten auch die Pilger trockenen Fußes die Wellen, weiter und weiter nachfolgend, bis die glänzende Wolke in der Nähe Roms ihren Blicken verschwand. Hier hörten sie alsbald, es sei in Genazzano

ein Bild der Madonna erschienen; sie eilten nach dieser Stadt, und fanden hier das Bild von Scutari wieder.

Seit dieser Zeit begann die Madonna von Genazzano, welche „vom guten Rat“ genannt wurde, Wunder zu thun; eine Kirche wurde ihr erbaut, nebst daranstoßendem Kloster; es setzte sich der Orden der Augustiner in Besitz dieser wunderthätigen und heiligen Revenue, welche nicht minder, wenn nicht mehr, einträglich ist als die Madonna des Augustinerklosters von Rom. Denn diese Gottheit von Genazzano genießt durch ganz Latium eines Rufes, welcher dem alten Orakel der Heiden völlig gleichkommt. Zweimal im Jahr, im Frühling und im Sommer, wird ihr Fest gefeiert, und also eine doppelte Ernte von Opfern gehalten; nicht zu zählen sind außerdem sonstige Geschenke an Geld und Kostbarkeiten, welche Opfernde darbringen. Und weil auch der ärmste Landmann sein Scherflein auf den Altar des Bildes niederlegt, so darf man sagen, daß diese eine Madonna die ganze lateinische Campagna so gut besteuert, wie der Staat selbst es thut. Man jagte mir, daß die Opfergaben durch Genossenschaften aufgebracht werden, welche in der Campagna bestehen; jeder Teilnehmer legt in die gemeinschaftliche Kasse monatlich 5 Bajocchi, und so geschieht es, daß eine wandernde Company bisweilen 100 Scudi mitbringt. Die jährliche Rente der Wallfahrtskirche schätzt man auf 7500 Thaler.

Das Bild steht in einer sauber geschmückten Kirche, in einer Capelle, welche Lampen erhellen. Den unmittelbaren Zutritt verwehrt eine Umschirmung von Eisenstäben, und auch sonst ist es für gewöhnlich mit einer

Decke von gelber Seide verschleiert. Man rühmt von ihm, daß es, von Engeln durch die Lüfte getragen, auch in jener Kirche nicht anruhe, sondern von unsichtbaren Händen schwebend erhalten werde. Ich sah es mehrmals enthüllt, konnte indeß seinen überirdischen Zustand nicht erkennen.

Schon zur Vigilie des Fests kommen die Pilgerschaaren an; dann beginnt sowol der Ort als die ganze Landschaft sich schön und seltsam zu beleben, und die Luft vom Gesange der Litaneien unablässig zu erschallen. Alle Straßen zieht es entlang, bunte Schwärme, doch geordnet; sie kommen von den Abruzzen, aus dem Sandomalenland, von Sora, vom Liris her, und die meisten eben aus dem ganzen Gebiet der lateinischen Campagna. Es scheint sich das Fest des Jupiter Latialis vor unsern Augen zu erneuern, so viele sind dieser Tausende, die heranziehen, so verschiedenartig ihre Kleidung und ihr Dialekt. Sie mit dem dunkeln Gesang des „Dra“ von den Hügeln herabwandern zu sehen und zu hören, in so großartig stilisirter Landschaft, dort die breite Straße herab, hier am Fluß entlang, auf Feldpfaden, und drüben und dorten wieder und wieder andere Pilgerschaaren in bunten, roten, grünen und blauen Farben, die hohen Pilgerstäbe (bordonni) in den Händen, ist ein Schauspiel, welches dem Künstler, dem Poeten oder dem Historiker gleich merkwürdig sein wird.

Ich war hinausgeritten an dem Tag da die ersten Schaaren ankommen sollten, um mir für die geschichtliche Anschauung des Mittelalters diese große und alte Scene zu gewinnen. Die Comarca von Rom, in welcher noch

Genazzano liegt, endigt zwei Meilen weit ostwärts von der Stadt an einem Arm des Sacco, über welchen eine steinerne Brücke, der Ponte Orsini führt, ehemals berüchtigt als Räuberstation. Jenseits beginnt die Legation von Frosinone. Hier senken sich Hügel gegen den Fluß, sanft und anmutig niedersteigend, und vor den Augen entfaltet sich das herrlichste Gemälde der Ebene, der Volskerberge, der Serra, und der Höhen von Olevano, zu deren Füßen im Vordergrund schöne Baumpartien die Landschaft kraftvoll durchgliedern. An jener Brücke ist es ein passender Ort, die Pilger zu erwarten; indem sie mit ihr das Weichbild des Wallfahrtsorts betreten, halten sie dort eine kleine Rast, und sie überschreiten sie mit inbrünstigem Chorgesang und auf den Knien rutschend. So sah ich ungezählte Schaaren die Brücke passiren; die Weiber knieend an der einen, die Männer knieend an der andern Seite derselben. Als Chorführerin diente häufig eine alte Frau, und sie erhob, wenn sie das Ende der Brücke erreicht hatte und nun aufstand, ein helles „Evviva Maria!“ worin der Chor einstimmt. Dann zog die Procession weiter, und obwol sie der anhaltende Gesang mochte ermilbet haben, hob doch wieder entweder ein Mann oder ein Weib die Litanei zu singen an. Dieser einförmige Gesang, einfachster Ausdruck des religiösen Gefühls in der klagenden Tonart des Volks, und hin und her strömend wie das monotone Klauschen der Wellen, übt eine bezaubernde Gewalt auf die wandernden Menschen aus. Die Procession scheint sich in dieser trauer-vollen Harmonie ruhig und sicher fortzutragen. Sie scheint sie wie ein sittliches Element zu durchdringen, und

sowol die Schritte der Füße wie die Empfindungen der Seele zu leiten, indem sie dieselbe beständig auf das Wanderziel gerichtet hält. Ich habe bei allen jenen Zügen bemerkt, daß die Pausen nach dem Gesang auffallend kurz waren, und daß, wenn sich durch das Schweigen die Gemüther herabspannten, und die Wandernden durcheinander zu reden begannen, die Chorführerin sofort wieder den Gesang erhob.

Eine Wallfahrt wird selbst auf denjenigen, der sich nicht zu der Kirche bekennt mit welcher sie zusammenhängt, einen Reiz ausüben, zumal wenn die Illusion nicht durch die Uebel gestört wird, die von einem gemischten Wanderzug immer unzertrennlich bleiben. Ihrer sind weniger bei den Wallfahrten im Süden, als bei denen im Norden; der heitere Himmel, die Nüchternheit und Bedürfnißlosigkeit des Südländers entfernen von selbst viele Unordnungen; die Schönheit der Form, in welcher die südliche Procession auftritt, die herrlichen Costime der Frauen, ihre Wolgestalt und natürliche Grazie erhöhen sie, und scheinen sie der Gemeinheit zu entziehen; endlich findet die Sitte in dem angeborenen Tact des Wolanständigen, welcher dem italienischen Volk eigen ist, ihre beste Schutzwehr. Unter all diesen Tausenden, die mir vorübergingen, unter allen Processionen, denen ich mich bei der Rückkehr nach vollendetem Fest anschloß, streckenweise mitwandernd, um das Volk, sein Vaterland, seine Gestalt und Sprache kennen zu lernen, bemerkte ich nie einen Zug von Nothheit.

Man denke ferner, daß dieses Volk, in solcher Form des religiösen Lebens erzogen, nichts höheres hat als eine

Wallfahrt nach einem seiner Heiligthümer. Wenn es ein langes Jahr in Mühe geduldet, und alle solche Schicksale und Verschuldungen sich jahrdurch ihm aufgehäuft haben, welche seine moralische Welt verwirren und sein Gemüth belasten, dann greift es für ein paar Festtage nach dem Wanderstab. Von seiner harten Scholle in den Bergen sich löstrennend, und von schwerer Arbeit ausruhend, bewegt es sich einmal wieder und fühlt sich frei in Gemeinschaft seiner Dorf- und Stadtgenossen, mit denen es ein gleicher Zweck vereinigt.

Und da wandern sie den Sacco entlang, und von den Hügeln herab, come i grù, che van cantando lor lai, wie die Kraniche, die ihre Lieder singend ziehn. Es zieht das Mittelalter vorüber; ich gedachte jener Schaaren von Wallfahrern, welche zum Jubeljahr nach Rom pilgerten, und mehr als einmal sprach ich bei solchem Anblick jene schönen Verse des Pilgersonetts der Vita Nuova an:

Deh! peregrini, che pensosi andate
 Forse di cosa che non v'è presente,
 Venite voi di sì lontana gente,
 Com' alla vista voi ne dimostrate?

Sie ziehen zu 10, 20, zu 50, zu 100 und mehr Personen. Jedes Alter erscheint unter ihnen; der Greis wandert noch an demselben Pilgerstab, der ihn wol schon fünfzigmal die Straße geführt hat, und vielleicht zieht er sie heute zum letztenmal; es wandert die Matrone mit ihren Enkeln; die blühend schöne Jungfrau, der rüstige Jüngling, der Knabe; selbst der Säugling wandert mit

auf dem Kopf seiner Mutter. Denn so sah ich in einem dieser Züge ein junges Weib daherschreiten, welches auf dem Kopf einen Korb trug, worin ein lachendes Kind lag, die Augen munter aufgethan, wie als freute es sich des schönen Sonnenscheins. Es tragen wol die meisten dieser Weiber einen Korb mit Mundvorrat, oder ein Bündel mit Kleidern auf dem Kopf, was die Schönheit der Erscheinung noch mehr erhöht. Wer nun gar von den Seelen den Schleier heben könnte, der würde die verdeckte Blutschuld neben der Unschuld gemeinsam pilgern, und Laster, Reue, Schmerz und Tugend im bunten Wechsel an sich vorüberschreiten sehen.

Es ist wie ein großer, schöner, doch eruster Maskenzug, was sich auf der herrlichsten Scene der Natur vorüberbewegt, in immer neuen Costümen und Farben, auch in verschiedenen Physiognomieen. Da kommen die von Frosinone, die Anagninen, dort das Volk von Veroli, die Arpinaten, die von Anticoli, die von Ceperano, hier die Neapolitaner von Sora.

Seht die Schaar von Sora! olivendunkle Gesichter vom schönsten Oval! Die Frauen phantastisch aussehend, wie Weiber Arabiens; dicke Korallenschmüre oder goldene Ketten schlingen sich um den Hals, schwere goldene Ohrgehänge schmücken sie; ein weißes oder braunes Kopfstuch mit langen Fransen unrvölbt als tief herabhängender Schleier madonnenhaft Haupt und Nacken; der Busen ruht in einem weißen, in zahllose Falten zusammengezogenen, doch weiten und losen Hemde, das eine niedrige purpurrote Büste umschließt. Kurz ist das Kleid, die Farbe brennend rot oder blau, und der Saum ist

gelb. Und diese großen und dunkeln Augen, unter schwarzen kühngezogenen Brauen!

Die Pilger von Ceccano! Die Weiber in amarantfarbigen Miedern, mit langen Schürzen gleicher Farbe; das weiße Kopftuch mit weit nach hinten überhangendem Ende; in Sandalen gehend. Die Männer im Spitzhut, mit amarant'ner Jacke; ein Gürtel um den Leib, aus buntem Band geflochten.

Pilger von Pontecorvo! Die Weiber in purpurroten, schön verbräunten Kleidern; ein roter Kopfbund; prächtig und majestätisch.

Die Pilger von Filetino: schwarzes Sammtmieder; einfachste Gewandung; sauber und schön.

Ciociaren! Die Männer und Weiber vom Sandalenland! Vielleicht aus einem Ort bei Ferentino oder weiter hinweg von den neapolitanischen Gränzen des Liris und Melfa. Es ist ein Land schöner Bergwildnisse, welches von Ferentino aufwärts sich weit ins Neapolitanische erstreckt. Dort trägt das Volk die Ciocie, eine sehr einfache Fußbekleidung, wovon auch das Land la Ciociaria genannt wird. Ich fand schon vor Anagni dieses Schuhwerk im Gebrauch. Ein primitiveres läßt sich nicht erfinden, und vielleicht darf man sagen auch kein bequemeres. Wenigstens habe ich die Ciociaren aufrichtig darum beneidet. Der Schuh wird einfach aus einem viereckigen Stück der Esels- oder Pferdehaut hergestellt. Man bohrt Löcher in dieselbe, zieht einen Bindfaden durch, und umschnallt mit diesem Pergament den Fuß so, daß die Sandale nach der Fußspitze sich formt, und selber in eine gebogene Spitze ausläuft. Das Bein wird bis zum Knie

herauf mit grober grauer Leinwand fest umwickelt, und mit vielfachen Binden von Stricken oder Fäden umschmürt. So bewegt sich der Ciociare frei und bequem auf dem Feld und über den Felsen, wo er das Land gräbt (*zap-par-la terra*), oder als Hirt mit dem Dudelsack, in einen grauen kurzen Mantel, oder in Felle gehüllt, die Schafe und Ziegen treibt. Man sieht, jene Sandalen sind classisch, und Diogenes würde sie, wenn er nicht baarfuß ging, getragen, Chrysippus oder Epiktet in einer Abhandlung über die Bedürfnislosigkeit des Weisen sie verherrlicht haben. Ist dies Schuhwerk wol hergerichtet, und zumal die leinene Beinschiene noch neu, so sieht es gut aus, aber schlecht und lumpen- oder bettelhaft, wenn sich diese Beinbekleidung zerfasert. Und da dies häufiger der Fall ist, gibt es dem Sandalenvolk den ausgeprägten Charakter der zerlumpten Armut, und sein Name wird mißachtend, ja bisweilen als Schimpfwort gebraucht. Als mir eines Tags ein Bürger von San Vito das schöne Panorama der Campagna zeigte, sagte er: Seht Herr, dort, dort liegt die Ciociaria, und er lächelte mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung.

Die Ciociaren tragen lange, brennendrote Westen und einen spitzen schwarzen Filzhut, an welchem selten eine bunte Feder, eine Schleife oder Blume fehlt. Ich fand unter ihnen, wie überhaupt in der Campagna von Rom, auffallend viele Menschen mit blonden Haaren und mit blauen Augen. Sie scheeren das Haar kurz am Hinterkopf wie die preußische Landwehr, und lassen an den Schläfen lange Büschel niederhängen. Noch einen grauen, zerlumpten Regenmantel, oder ein weißes oder schwarzes

Schafsfell hängen wir dem Ciociaren über, und so ist der Sandalenmann fertig; aber eine Flinte geben wir ihm nicht in die Hand, sonst wird er als Räuber im Paß von Ceprano uns anfallen und zurufen: Faccia in terra! und mit erstaunlicher Behendigkeit unsere Taschen ausleeren. Auch das Weib trägt die Sandalen, einen kurzen bunten Rock, eine bunte schräg oder quer gezogene Wollenschürze, ein weißes oder auch rotwollenes Kopftuch, und endlich den busto, das Hauptstück der weiblichen Kleidung überhaupt in ganz Latium. Dies ist das Nieder von steifer gesteppter Leinwand, hart wie ein Sattel, breit und hoch, und an Achselbändern auf den Schultern ruhend. In ihm wiegt sich und stützt sich die Brust, es scheint als Bollwerk die Tugend zu schirmen, als ein so gar fester Panzer umgibt es den Busen, doch lose und weit abstehend, so daß es gleichsam noch als Tasche dient.

Mit der Vigilie werden die Pilgerzüge häufiger; man hört bald nichts mehr, als den melancholischen Gesang der Processionen, welche eine nach der andern in der Stadt anlangen, die engen Straßen durchschreiten und nach der Kirche ziehen. Hier am Wanderziel angelangt, scheinen diese Menschen aller Müdigkeit zu vergessen; ihre Gesichtszüge beleben sich von Inbrunst und Exaltation. Sie werfen sich vor der Kirche auf die Kniee, die Hände an dem Pilgerstab gefaltet, ihre Bündel noch auf dem Kopf, und mit lautem Gesang singen sie die Litanei, dann erheben sie das gellende Geschrei: Grazie, Maria! Sie rutschen auf den Knieen die Stufen der Kirchentreppe empor; hie und da sieht man Weiber jede Stufe küssen

oder mit der Zunge belecken — ein ekelerregender Anblick, der dadurch nicht gemildert wird, daß man sich erinnert, wie auch Karl der Große in so bigotter Weise die Stufen des Sanct Peter hinaufkutschte.

Schreckenerregende Scenen fehlen nicht; ich sah einen Menschen wie einen Hund auf den Vieren schleppen; an einem Tuche wurde er so in die Kirche geführt, während er wie ein Wülfchen heulte. Man sagte mir in der That, daß er diese Krankheit des Wülfchens habe, was man in Latium Lupomanaro nennt. Ich hörte ein Weib stundenlang vor dem Gitter der Marienkapelle heulen; man sagte mir, daß sie besessen sei.

Fortdauernd rutschen Pilgerzüge durch das Seitenschiff der Kirche vor jenes Eisengitter, singend, betend, und mit Ekstase um Gnade schreiend. Dieser Schrei „Grazie, Maria!“ gellte mit schrecklicher Kraft, und die fieberhafte, ja rasende Inbrunst, mit welcher er ausgestoßen wird, machte mich tief erschauern.

Die Lichter brennen; es ist Nacht geworden; die Pfeiler der Kirche werfen tiefe Schatten über den Boden und auf die Menschengruppen, während andere Gestalten in magischem Hell Dunkel sich erheben, andere den vollen Lichtreflex empfangen. Schöne Scenen sieht man nun. Denn rings an den Säulen, um die Altäre, auf dem Marmorgetäfel des Bodens, vor den Capellen sitzen die müden Pilger in Gruppen beisammen, und ihre Costüme, der Wechsel der Lebensalter, der psychologische Ausdruck ihrer Gesichtszüge geben ein lebendiges Gemälde, welches zum Anschauen wie zum Nachforschen reizt.

An kleinen Tischen sitzen zu gleicher Zeit die Augustinermönche, Ablasszettel oder Messen verkaufend, und sie scharren mit stumpfer Ruhe das Geld des Armen ein.

Vor der Kirche dieselben Gruppen auf der nackten Erde, und unablässig neue Pilgerzüge, welche ankommen. Sie enden weder Nachts noch Tags; indem sie die ganze Nacht hindurch, welche dem eigentlichen Fest vorgeht, herbeiziehen, einer dem andern folgend, und die feierlichen Klänge des lateinischen Hymnus fort und fort die Stille durchschweben, verbreiten sie eine mystische Atmosphäre von tiefer Schwermuth um den Ort. Und doch hat dieser religiöse Strom, welcher Tausende aus der Ferne in einem und demselben Zuge fortträgt, wieder etwas Beruhigendes, wie jede harmonische Bewegung der menschlichen Geister, selbst im Schmerz.

Der Ort konnte die Pilger nicht fassen. Als es tiefere Nacht wurde, sah man diese hartgewöhnten Menschen auf dem rauhen Steinpflaster allerwegen in Schaaren sich niederlegen. In allen Straßen, um die Brunnen, auf den Plätzen lagen sie, eine Nachtrast haltende Völkerwanderung im kleinen. Aber es ist ein altes Gesetz des Himmels, daß es regnet, wenn eine festtägige Menschheit beisammen ist, denn es gibt keinen größern Spötter als dieser Himmel ist, wenn er auf das seltsame Treiben der Menschenkinder herunter sieht. Und kaum lagen die Pilger — ein Knäuel von Hunderten — als Regen fiel. Jetzt Flucht, Verwirrung und Wehklagen, und das Zusammenträngen der Bedauerungswürdigen unter irgendeinem vorspringenden Dach oder der Halle eines Hauses. Und wie viele, ermüdet von der Wanderung, mochten obenein, sei

es aus Armut, sei es um des Gelübdes willen, ohne Speise geblieben sein!

Am Morgen des Festtags Gottesdienst, und Mess-
fram. Man verkauft goldenen Schmuck, Heiligenbilder
und Rosenkränze; am Eingang der Wallfahrtskirche aber
viele Hunderte von Fläschchen in Fingerhutgröße, welche
Del aus den Lampen enthalten, die vor dem Madonnen-
bilde brennen. Das Volk kauft sie begierig für einen
Bajocco das Stück, als unfehlbares Heilmittel für alle
Krankheiten.

Nachmittags Concert einer Musikbande, die niemals
fehlende Tombola oder Lotteria, und am Abend Feuer-
werk. Dann tanzen wol auch die Pilger fröhlich unter
den Eichen des Parks; doch die meisten ziehen schon wieder
heim, sobald sie ihre Gebete verrichtet und ihre Gaben
dargebracht haben; und man sieht nun dieselben Menschen
in geordneten Zügen, mit Gesang, hinauswandern, ge-
schmückt mit den Sträußen von gemachten Rosen oder
Nelken, welche im Süden bei solchen Festen verkauft
werden. Auf dem Punkt der Straße, wo man Genaz-
zano zum letztenmal erblickt, knieen sie nieder, und die
Hände an den Pilgerstäben faltend, verrichten sie das
stille Abschiedsgebet — eine Scene unter freiem Himmel,
die mir von allen die schönste erschien; ich sah gern den
Frauengestalten zu, wenn sie mit graziöser Bewegung
niederknieten, die Augen nach dem Heiligtum gerichtet, von
dem sie getröstet Abschied nahmen.

Auch wir verlassen Genazzano, um weiter nach Pa-
gliano und Anagni zu reiten.

Pagliano, eine Stadt von 3700 Einwohnern, liegt sechs Millien von Genazzano entfernt, auf einem von Baumwuchs und Weingärten beschatteten Felsenhügel, welcher sich einzeln über der Campagna erhebt. Eine gute Straße führt dorthin, Maisfelder durchschneidend; man hat links neben sich die große Pyramide des Monte Serrone, welcher dieser ganzen Gegend einen grandiosen Charakter verleiht.

Noch angenehmer ist der Feldweg, wo man über Wildnisse bequem fortreiten kann, bis man den Felsenhügel erreicht. Auf seinem Gipfel steht die kleine, aber starke Festung, ehemals wichtig und oft bestritten, zumal in den vielen Campagnakriegen, oder in jenen Fehden, welche die Colonneseu mit den Päpsten geführt haben. Hoch und steil, ist sie schwer mit Geschütz zu dominiren. Gegenwärtig dient sie zum Bagno oder Gefängniß von mehr als 200 Galeoten, welche eine Abteilung päpstlicher Jäger bewacht. Die Stadt selbst liegt unter dem Castell, um welches sie einen Ring bildet. Die Straßen sind enge, die Häuser schwarz und unaussehlich, wenn man wenige palastähnliche Gebäude ausnimmt; nirgend wird man anderer Regsamkeit gewahr als jener der Landleute, die aufs Feld ziehen oder von ihm heimkehren.

Nur der Palast der Colonna, deren eine Linie sich von Pagliano nennt, und der Hauptzweig des berühmten Geschlechts geblieben ist, kann uns hier beschäftigen. Er ist ein schönes Gebäude aus schwärzlichem Tuf, in regelmäßigem Viereck gebaut, von nur zwei Stockwerken Höhe, aber geräumig, und gleich am Eingang der Stadt auf dem Rand des Hügel's gelegen, von wo man der köst-

lichen Aussicht nicht satt werden kann. Der elegante Stil gehört dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, in welchem der Palast muß restaurirt worden sein.

Wenn man die berühmten Personen der Familie Colonna kennt, und weiß wie tief dieses Herrschergeschlecht in die Geschichte Roms und Italiens eingegriffen hat, so wird man ihren Sitz von Pagliano mit nicht geringem Interesse betreten. Es ist daher passend, hier von der Geschichte dieser Familie wenigstens die Umrisse anzugeben, um dem Leser ihre hervorragendsten Persönlichkeiten ins Gedächtniß zu rufen.

Neuerdings hat sich der Römer Antonio Coppi, als Fortsetzer der Annalen Muratori's rühmlichst bekannt, durch seine „Memorie Colonesi“ (Rom 1855) um die Geschichte des Hauses Colonna und des römischen Mittelalters verdient gemacht. Dieses Buch liefert gute Materialien, und verdankt sie dem Hausarchiv der Colonnenen. Coppi, wie dem andern Geschichtschreiber dieses Geschlechts, dem Grafen Pitta von Mailand, stellte Don Vincenzo Colonna von Rom dies Archiv zur Verfügung.*) Unter den Geschichten der Adelsgeschlechter, deren es in Italien so viele gibt, daß sich mit ihren Annalen Bibliotheken anfüllen, verdienen die Denkwürdigkeiten jenes Hauses um ihrer historischen Wichtigkeit willen die größte Beachtung. Unruhig, kriegerisch und ehrgeizig, diente es als ein beständig bewegendes Princip in der Geschichte der Stadt

*) Der ehrwürdige Greis Don Vincenzo Colonna starb im October 1867 im Schloß zu Marino. Ich verdanke ihm die jahrelange, völlig unbeschränkte Benutzung jenes Archivs und mancherlei Aufklärung über römische Verhältnisse.

Rom. Reich geworden durch den Besitz von Gütern, konnte es doch nicht wie andere und jüngere Geschlechter, zumal im Norden Italiens, zu einem selbständigen Fürstentum gelangen, weil seine Besitzungen im Gebiet der Päpste lagen; daher ewiger Krieg mit diesen und die Anhänglichkeit an die römischen Kaiser. In Waffen ist dies Haus größer und berühmter gewesen als in Thaten des Friedens, was gleich es einen Papst, Martin V., welcher das Schisma beendigte, und viele Cardinäle unter seinen Söhnen zählt. Cultur und Wissenschaft verdanken ihm im ganzen nicht viel; der Name Colonna verstummt in dieser Beziehung in Rom vor einzelnen, zum Theil fremden Päpsten und ihren Familien, die zu nennen überflüssig ist. Nur vorübergehend sind einzelne Erscheinungen in diesem Hause, welche mit der Blüte der Wissenschaften und Künste zusammenhängen, wie Petrarca's Verhältniß zum alten Stephan Colonna und dessen gebildeten und ritterlichen Kindern, und wie endlich die gefeierte Dichterin Vittoria Colonna, Zeitgenossin jener beiden schönen Frauen Julia Gonzaga und Johanna di Aragona, welche in dieses Haus hineingeheiratet hatten.

Der Ursprung der Familie ist ungewiß, aber wol stammt sie von jenen Grafen von Tusculum, welche im zehnten Jahrhundert Rom beherrschten. Nach dieser Ansicht wäre als Stammvater der Colonna der Markgraf Alberich, Gemal der berühmten Marozia, anzusehen, welcher im Jahre 924 starb, und von dessen Nachkommen fünf den Stuhl Petri fast ununterbrochen besessen haben. Der Name Colonna tritt indeß erst am Anfang des zwölften Jahrhunderts auf, mit Pietro de Columna, von dem

wir schon geredet haben. In dieser ersten Periode des Geschlechts finden wir die Städte Colonna, Zagarolo und Monte Porzio in seinem Besiz. Ob nun die Colonesen jenes alte Haus der Grafen von Tusculum, welches mit der Zerstörung dieser Stadt durch die Römer (1191) verschwand, wirklich fortsetzten oder nicht, gleichviel, sie kamen von jenen Bergen, und zogen sich weiter und weiter in die Campagna hinüber; sie reichten von Monte Fortino, das heißt vom Volskergebirg, bis zu dem Nequer- und Hernikergebirge, selbst bis in die Sabina; Palestrina wurde ihr Hauptsiz, und sie eigneten sich alles umliegende Land an.

Im dreizehnten Jahrhundert begann ihre Macht und ihr größerer Einfluß in Rom, wo sie seit alten Zeiten einen Palast neben der Kirche Santi Apostoli, in der Region Via lata besaßen. Cardinäle dieses Hauses spielen in jenem Säculum eine große Rolle, und die Geschichte der Hohenstaufen nennt die Colonesen als eifrige Ghibellinen in Rom. Wer endlich kennt nicht den Antheil, den sie am Sturz Bonifacius' VIII. hatten?

Im vierzehnten Jahrhundert, in der Zeit des Exils der Päpste in Avignon, stritten sie um die Herrschaft der Stadt mit den mächtigen Orsini, seither ihren geschwornen Widersachern und Freunden der Päpste. Damals glänzte Stephan der ältere als ihr Haupt. An ihn richtete Petrarca Sonnete und Briefe.

In demselben Jahrhundert trennten sich die Linien von Palestrina und von Pagliano.

Im fünfzehnten vergrößerte sich die Macht des Hauses durch die Gunst des Königs Ladislaus von Neapel; ferner

durch Johanna II., und endlich durch den Umstand, daß Otto Colonna als Martin V. den päpstlichen Stuhl bestieg. Seit dieser Zeit erlangten die Colonnenesen viele Lehnen auch im Königreich Neapel, zumal das Herzogtum der Marsen (wovon ihr Titel Marsorum Dux) und die Grafschaft Celano, zusammen 44 Städte und Castelle.

Zur Zeit Sixtus' IV. waren sie im Krieg mit dem heiligen Stuhl; Girolamo Riario, Nefse jenes Papsts, belagerte Pagliano, ohne es jedoch zu erobern, da der Papst plötzlich starb. Nicht minder führten sie mit Alexander VI. Krieg, und es vergingen überhaupt wenige Jahre, ohne daß die Campagna verheert wurde. Hier war es der Zweig von Pagliano, welcher alle bedeutenden Männer in sich faßte. Ich nenne nur Fabricius, den ersten Commetabel aus dieser Familie, und seine zwei Kinder Ascanius (1522—1553), Gemal der Giovanna di Aragona, und Vittoria, Gemalin des Marchese von Pescara, Fernando d'Alva's. Ascanio's Sohn war Marcantonio, berühmt als einer der Sieger von Lepanto. Welchen Anteil schon vorher Pompeo Colonna an dem Unglück Clemens' VII. und dem „Sacco di Roma“ hatte, ist allen bekannt, welche von jenen Ereignissen irgend gelesen haben.

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts drohte den Colonna großes Unheil, da sie, mit Paul IV. zerfallen, von diesem leidenschaftlichen Papst ihrer Besitzungen, wie zur Zeit Bonifacius' VIII., beraubt wurden. Das geschah durch eine Bulle vom 4. Mai 1556. Pagliano erhob er hierauf zu einem Herzogtum, und verlich es seinem Nefsen Johann Caraffa, demselben, welcher bald

darauf die eigenmächtige Hinrichtung an seiner Gemalin vollzog. Marcantonio, das Haupt der Colonneseu, verteidigte sich, und in Gemeinschaft mit dem Herzog Alba durchzog er die Campagna, seine Städte wieder zu gewinnen. Dies ist der berühmte Krieg Paul's IV. mit dem König von Spanien, welcher auch der Campagnakrieg genannt wird. Er wurde im Jahr 1557 durch den Frieden zu Cave (bei Genazzano) unter Vermittlung Alba's und des Cardinals Carl Caraffa beendet. Aber erst nach dem Tode Paul's gewann Marcantonio seine Güter wieder; jene die sie ihm entrißen hatten, fanden ein schreckliches Ende: Johann, Herzog von Pagliano, wurde in der Torre di Nona zu Rom enthauptet, und der Cardinal Caraffa in der Engelsburg erwürgt.

Marcantonio ist mit Recht der letzte große Colonna zu nennen. Er wurde in Pagliano begraben im Jahr 1584. Seither änderten sich die Zeiten; die Barone führten mit den Päpsten keine Kriege mehr; ihr Besitzthum schmälerte sich durch Verkauf, zu dem sie aus Verschuldung gezwungen wurden. Der Ruhm von Lepanto war kostbar. Don Vincenzo sagte mir, daß Marcantonio aus dem Vermögen des Hauses eine Million für jenen Krieg hingegeben hatte, und daß sich die Familie seither nicht mehr erholte. Schon 1622 verkaufte sie ihre uralten Besitzungen Colonna und Zagarolo; im Jahr 1630 sogar Palestrina, wo nun die Barberini Herren sind. Das Haus sank von seiner Größe für immer herab, doch besteht es noch im Zweige von Pagliano fort, dessen Haupt gegenwärtig ist Giovanni Andrea, Gemal der Isabella Alvarez von Toledo. Von Rom hat es sich indes

nach Neapel hinübergezogen, wo die Colonna in der Regel leben. Die größere Zahl ihrer Feuda liegt auch dort; Philipp III. Colonna († 1818) besaß im Kirchenstaat 27, im Königreich Neapel 62, in Sicilien 8 Lehen, zusammen mit 149,403 Vasallen. Die Güter im Kirchenstaat sind folgende: Anticoli, Arnara, Castro, Cave, Ceccano, Collepardo, Falvaterra, Genazzano, Giuliano, Marino, Morolo, Pagliano, Patrica, Piglio, Pofi, Ripi, Rocca di Papa, San Lorenzo, Santo Stefano, Sgurgola, Serrone, Sonnino, Supino, Trivigliano, Vallecorsa und Vico.

Die Feuda waren Majorate, und der größere Teil der Güter blieb fideicommissarisch, je nach den örtlichen Gesetzen. Aber die französische Revolution änderte dies System. Im Königreich Neapel wurde die Lehngerichtsbarkeit im Jahr 1806, in Sicilien 1812 abgeschafft; im Kirchenstaat verzichtete der größere Teil der Barone darauf im Jahr 1816, nach dem Beispiel des Prinzen Colonna. In Neapel wurden die Fideicommissa teilweise abgeschafft im Jahr 1807, und gänzlich im Jahr 1809. Zur Zeit des Todes Philipp's III. waren sie in Sicilien (wo sie am 2. August 1818 aufgehoben wurden) noch in Kraft, und ebenso im Kirchenstaat, wie sie es noch gegenwärtig sind. Deshalb wurde die Nachfolge nach den verschiedenen Gesetzen geregelt, und das väterliche Erbe geteilt.

Philipp, der Abkomme Marcantonio's in gerader Linie, hinterließ nur drei Töchter, Maria (vermählt mit Giulio Lante della Rovere), Margareta (vermählt mit Giulio Cesare Rospiigliosi), und Vittoria (vermählt mit Francesco Barberini); den Stamm pflanzte sein Bruder Fabricius fort.

Dies ist was ich von einem so berühmten Geschlecht

habe berichten wollen, ehe ich den Leser in den Palast von Pagliano führte. Aber dieses Schloß, einst durch Pracht und Glanz belebt, ist heute, wie hundert andere Baronalschlösser Italiens, nur ein ödes und stilles Haus, durch welches ein mürrischer Castellan den Besucher führt, leere Wände zeigend, und bedauernd, daß die alte schöne Waffensammlung der Familie, Trophäen von vielen Schlachten, nicht mehr vorhanden, und daß die kostbaren Gemälde verkauft oder anderswohin fort gebracht seien.

Mit Vergnügen durchwandern wir alte Adelschlösser, wo jetzt die Stammbäume als dürre Pflanzen an der Wand hängen, und die Tapeten zerfasern wie die Diplome, welche der Vasall endlich zerrissen hat. Wie gespensterhafte Schatten erscheinen noch einige geschwärzte Ahnenbilder, in vergoldeten Namen, Porträts von Kriegern oder Cardinälen, und von schönen Frauen, deren Stuartkragen ihr Zeitalter kenntlich macht. Freilich fand ich ihrer wenige, kaum dreißig Porträts, von denen mir der Castellan nichts zu sagen wußte. In seinem Kopfe sah es noch wüster und leerer aus als im Palast seiner Herren, und alle Erinnerungen der Vergangenheit waren im Bewußtsein dieses modernen Menschen ausgelöscht. Was hätte ich nicht gegeben, vermochte er mir jene schöne bleiche Frau mit dunkelschwarzen Augen zu bezeichnen, gehüllt in eine rote Sammetrobe! Doch war's am Ende nur ein Name, ob Felice Orsini, oder Lucrezia Tomacelli, oder Diana Paleotti, gleichviel. Oder war es jene unglückselige Herzogin von Pagliano selbst, deren tragisches Ende einen der seltsamsten Romane jener Zeit bildet?

Sie fand ihren Tod nicht in diesem Palast, sondern in einem andern Schloß ihres Gemals.

In der kleinen Gallerie fehlt nicht das Porträt eines Astrologen, den wir uns einmahl gewöhnt haben als spiritus familiaris in jedem großen Adelschloß der Vergangenheit zu denken, mit langem, weißem Bart und in weitem Sammetalar. Solche Tracht stimmt gut zu der gediegenen und schwerfälligen Einrichtung mittelalterlicher Paläste, worin heute unser französischer Leibrock nebst Glacehandschuhen so überaus lächerlich erscheint. Der Sterndeuter, dessen Bildniß ich betrachtete, war Nicolaus Colinus de Paliano, Astrologus Insignis, wie die Inschrift sagt.

In andern Zimmern findet man die Wände mit Ansichten von Städten und deren Plänen geschmückt, wie von Madrid, Paris, Venedig, Florenz und Genua.

Die Säle sind von mittelmäßigem Raum, und ländliche Zimmer im Vergleich zu dem fürstlichen Prachtssaal, welchen man im Palast der Colonna zu Rom bewundert.

In unmittelbarer Nähe steht die Kirche S. Andreas, Familien- und Grufkirche der Colonna, ein zierliches Gebäude von mäßigen Verhältnissen, im Innern reich decorirt. Sie enthält die Gräber des Zweigs von Pagliano. Es war Filippo I. (1578 bis 1639), welcher die Asche von vielen seiner Ahnen, die vorher an andern Orten beigesetzt gewesen, nach Pagliano schaffen ließ, wo er diese Familiengruft erbaut hatte. Als ich in dieselbe hinabstieg, erstaunte ich nicht wenig, sie gänzlich leer zu finden. Die Wände dieser großen runden Grabkammer sind weiß übertüncht; kein Sarkophag, noch anderes Monu-

Gregorovius, Lateinische Sommer. 7

ment von Marmor zeigt sich hier, sondern rings um die Mauern laufen Inschriften, deren gleichförmige Charaktere dem siebenzehnten Jahrhundert angehören. Man findet hier die Inschrift auf Marcantonio und seine Gemalin Felice Orsini, auf Ascanius und Johanna von Aragona, seine Eltern, auf Fabricius und Agnese von Montefeltro, seine Großeltern. Ob die schönste Frau Italiens, Giulia Gonzaga, des Vespasiano Colonna Gemalin, in Pagliano begraben liegt, weiß ich nicht anzugeben; ebenso wenig weiß ich dies von der berühmten Vittoria. In ihrem Testament bestimmte sie, daß man sie in dem Kloster begraben solle, wo sie sterben werde. Sie setzte zugleich ein Legat für die Nonnen von S. Anna de' Falegnani aus, welche sie in ihrer Krankheit gepflegt hatten, und der Testamentsact selbst wurde am Lager der Sterbenden am 15. Februar 1547 vollzogen, im alten Palast der Cesarini nahe bei der Argentina. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sie in jenem benachbarten Kloster S. Anna bestattet wurde.*)

*) In nomine Domini Amen. Anno a nativitate ejusdem Domini MDXLVII. Pontificatus Sanctissimi in Christo Patris et Domini nostri Pauli divina providentia Pape III. anno ejusdem XIII. Indictione V. mensis Februarii die Martis XV. In presentia mei notarii et testium infrascriptorum ad hoc specialiter vocatorum et rogatorum. Constituta personaliter Illustrissima et Excellentissima Domina Victoria Columna Marchionissa Pescarie infirma corporis, et in lecto jacens, sana tamen mente, et intellectu ac loquela

Actum Rome et in Palatio Illustrissimi Domini Iuliani de Cesarinis vocato Argentina, et in stantiis viridarii, et

Von Pagliano führt keine Fahrstraße nach dem nur sechs Millien entfernten Anagni, denn jene Stadt hat nur das einzige Thor im Gebrauch, welches gegen Genazano liegt; wer nach der entgegengesetzten Seite heraus will, muß längs den Mauern hingehen. Nur ein labyrinthischer Feldweg, für Reiter passirbar, aber oft steil und rauh, weil der vom Regen ausgewaschene Kalkfels nackt zu Tage liegt, geht durch die öde Wildniß nach Anagni.

Ich machte diese Straße zu Pferd in Begleitung eines Campagnolen, den ich als Führer mitgenommen hatte, an einem köstlichen Septembertage, welchen ich zu den genußreichsten meiner vielen Wandersfahrten durch die Saturnia tellus zählen werde, so reizend war jene Wildniß und so unvergleichlich der Aublick jener majestätischen Gebirge. Der Hügel von Pagliano läuft weit gegen den Fluß vor, indem er nach allen Seiten ziemlich schroff niederstürzt. Weinberge umkränzen ihn vom Gipfel bis zum Fuß; auf seinem Kamm, über welchen wir fortritten, wächst dichtes Gebüsch von Mastix, von Erdbeerbäumen und Myrten, worüber ich mich verwunderte, weil doch die Myrte die Küste und die Meeresluft zu lieben pflegt. Auf dem Hügel wohnen Colonisten, in Strohhiitten von konischer Gestalt, wie man sie auf der Campagna von Rom überall findet.

Zwischen diesen Colonien reitet man zu einem ein-

in quadam camera in qua ipsa Illustrissima Domina Testatrix infirma jacebat in lecto presentibus audientibus et intelligentibus his videlicet... (folgen die Zeugen).

Ita testavi ego Victoria Columna.

samen Kloster fort, welches im grünen Wald von Eichen, Castanien und Ulmen liegt. Es heißt S. Maria di Pagliano.

Von dort muß man den Wald durchziehen, der den Hügel umgibt, und nur von engen Pfaden durchschnitten wird. Er senkt sich in die Tiefe hinab, so daß es schwer ist auf dieser Fähe fortzureiten. Unten liegt eine romantische Wildniß, ein ödes Gefilde, welches sich zwischen dem Hügel von Pagliano und jenem von Anagni ausbreitet. Nur hie und da steht eine einsame aus braunem Gestein erbaute Maierci, oder eine Mühle an einem schäumenden Wildwasser, über das wir hinwegsetzen müssen. Die Landschaft beleben Heerden von Rindern und Schafen. Man sieht hier den Pifferaro des weihnächtlichen Rom in seinem Naturzustande, und hört die fremdartigen Klänge der cornamusa oder des Dudelsacks, die der Hirt ertönen läßt, wenn er hinter der Heerde hergeht, welche ruhelos, wie auf der Flucht das Gras zu weiden scheint.

Gegen Ende Septembers steigen von allen jenen Bergen, die wir um uns her sehen, Schafheerden in die Ebenen nieder; sie wandern bis vor die Mauern Roms, dort zu überwintern. Auf meiner Heimkehr stieß ich auf einen solchen nach Rom ziehenden Trupp von Schafen; es war ihrer eine so große Schaar, daß sie den Weg buchstäblich erfüllte, von zottigen Hunden, von Schäfern zu Fuß und zu Pferd geordnet und bewacht. Ich schätzte sie ungefähr auf 3000, aber ein Hirt sagte mir, es seien ihrer nahe an 5000 Stück, die von der Serra nach Rom zögen. Das Geschrei der Mutterschafe und das Blöken der Lämmer erfüllte die Luft mit jenen sanften Klagetönen, von denen

die Campagna vor den Thoren Roms im October und November wiederschallt, so daß sie dann noch mehr einer großen classischen Idylle gleicht.

Nun nähern wir uns Anagni, und wir sind schon am Fuß des Hügels, auf welchem diese uralte Metropolis der Herniker erbaut ist.

Ein hohes und stattliches Thor steht vor uns, und zeigt auf seinem Giebel das Wappen der Stadt, einen Löwen, in dessen Rücken ein Adler seine Klauen schlägt.

Anagni überraschte mich; an jene finstern Straßen und verwohnten Häuser der Campagnastädte gewöhnt, ritt ich an langen Reihen von ansehnlichen Gebäuden und von Palästen hin, welche den Luxusstil Roms aus dem siebenzehnten Jahrhundert zur Schau tragen, und der Stadt das Gepräge einer gewissen Wohlhabenheit geben. Dieses moderne Aussehen setzte mich in Verwunderung, und ich konnte mir daselbe nicht erklären, bis ich mir eine Geschichte Anagni's geben ließ, und mich darüber belehrte.

Ich kam auf den Platz der Stadt, ein längliches Viereck, dessen eine Langseite wohnliche Häuser, dessen beide Kurzseiten Paläste schließen, während die vierte von einer steinernen Wehr eingefaßt wird. Er liegt am Rande des Hügels, und auf ihm lustwandelnd, blickt man in die Sacco-Ebene, durch welche sich die via latina von Valmontone her in großen Windungen weiter zieht. Sie berührt Anagni nicht, sondern geht unter seinem Hügel fort, Ferentino und Frosinone vorüber nach dem Liris, den sie gleich hinter Ceprano erreicht. Von diesem Platz aus ist der Blick so schön, daß er auch denjenigen hinreißt, welcher ganz Italien von den Alpen bis an das

afrikanische und jonische Meer gesehen hat. Geradeüber steigen die Volstergebirge auf, deren sonnige Felsen sich so deutlich darstellen, daß man die Fenster in den Orten dort oben sehen kann. Allenthalben ziehen volstische Städte den Blick auf sich, weil sie am Gebirg entlang sich einander folgen. Monte Fortino, das berühmte Segni, Gavignano, Rocca Gorga, Scurgola; dann Morolo, Supino, Patrica, hinter welchem der hohe, als Pyramide aufragende Monte Cacieme blau und schön sich darstellt. Dahinter Berggipfel neben Berggipfel; wieder andere Städte; hier Ferentino auf einem Hügel, dort Frosinone, deren Burg noch sichtbar ist, und Arnara, Pofi, Ceccano, viele andere Orte, die der Blick entdeckt. Gegen die römische Seite dehnt sich eine große Ebene aus, begränzt von den Bergen von Palestrina, welches selbst in so weiter Ferne sichtbar wird. Auch die Latinerberge erscheinen; und so umspannt hier das Auge ohne Anstrengung einen großen Teil Latium's.

Ganz anders gestaltet sich die Landschaft, kommt man auf jene Seite, welche dem Platz abgewendet ist. Und hier wird uns die Lage Anagni's erst deutlich. Der Hügel, auf dessen äußerstem Rand es erbaut ist, zeigt sich im Zusammenhang mit der Serra, oder er springt aus ihr in einer sichelförmigen Krümmung hervor. Das braune Gestein ist nackt und schroff, daher man in eine öde Bergwildniß hinabsieht, in welcher nahe bei Anagni Monte Acuto steht, ein schwarzes Castell, von der Höhe gleiches Namens so benannt.

Ueberblickt man diese Lage, so wird man sich nicht wundern, daß Anagni ein beliebter Zufluchtsort, oder ein

Sommersitz so mancher Päpste des Mittelalters wurde, als Landstadt über der offenen Campagna, auf einem Höhenzug gelegen, welcher durch seine Luft gesund, und durch seine Felsen und Mauern geschützt ist.

Es ist auch nur das Mittelalter, dem die Stadt ihr geschichtliches Interesse verdankt. Denn obwol Haupt der Herniker, eines kräftigen Volksstammes von Latium, spielte sie doch keine Rolle zur Zeit der Römer, und nachdem sie von diesen erobert worden war, blieb sie eine unterjochte Landstadt. Noch heute erinnern an das römische Altertum einige Trümmer, aber ihrer sind wenige. Man sieht hie und da Ueberreste römischer Mauern, und auf der nördlichen Seite der Stadt eine kolossale Substruction von Bogen, welche den schroff hinuntersteigenden Hügel stützen. Dieses bedeutendste Denkmal römischer Zeit bietet einen imposanten Anblick dar. Es ist ungewiß, welches seine Bestimmung war. Von den Resten einer Burg ist nichts zu entdecken; wahrscheinlich lag sie auf dem Punkt der Stadt, wo sich heute der Dom erhebt. Auch cyklopische Mauern, wie sie noch Ferentino und Segni haben, finden sich nicht vor.

Erst mit dem Ende des dreizehnten Säculum wurde Anagni eine wichtige Stadt, als es das seltene Glück hatte, in einem Jahrhundert vier seiner Mitbürger auf den päpstlichen Thron zu erheben. Der erste war Innocenz III. Conti (1198—1216), dann folgte Gregor IX. Conti (1227—1241), Alexander IV. Conti (1259—1261), und endlich Bonifacius VIII. Gaetani (1294—1303). Aber schon vor ihnen war die Stadt von Päpsten bevorzugt, weil in der Zeit als die Römer eine

republikanische Regierung einsetzten, mehrere unter jenen in die Mauern Anagni's sich zurückzogen. Dort starb Hadrian IV. Breakspere im Jahr 1159, der einzige Engländer, welcher die Papstkrone getragen hat, flüchtig vor dem römischen Senat, dessen dringenden Forderungen die Republik zu bestätigen, er sich entzogen hatte; dorthin floh Alexander III., sein berühmter Nachfolger, nicht minder dessen Nachfolger Lucius III.

Der Vorzug, vier Päpste aus seinem Schooß hervorgehen zu sehen, mußte der Stadt vielfach zum Gewinn gereichen. Sie schmückte sich mit Gebäuden und Palästen; der Charakter ihrer Architektur war der gothisch-romanische, den man in vielen Orten Italiens bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein anwandte. Selbst in Genazzano fanden wir dergleichen alte gothische Gebäude. Ihrer aber sind in Anagni wenige außer dem Dom; und die merkwürdigsten das Stadthaus und die Casa Gigli.

Der Palaß der Comune ist merkwürdig durch seine mächtige Arcade, über welcher ein einfaches Geschöß ruht. Durch sie geht die Straße fort, als wie durch ein Thor. An der Façade befinden sich in Stein gehauene Wappen des Mittelalters, worunter das Brustbild eines Capitano der Stadt vom Hause Rovere, also dem fünfzehnten Jahrhundert angehörend. Merkwürdig ist die Hinterseite durch die architektonische Verzierung des Gesimses und der Fenster mit kleinen Säulen im moresken Geschmack, wie man ihn in Navello oberhalb Amalfi wieder findet.

So hat sich das Stadthaus von dem allgemeinen Untergang des mittelaltrigen Anagni gerettet, und dient nun neben der Casa Gigli als Monument der Vergangen-

heit. Dies Haus Gigli, ein kleines Gebäude, wol aus dem vierzehnten Jahrhundert, erinnerte mich an Häuser in Palermo. Es ist ein Viereck mit plattem Dach und einer Vorhalle. Diese besteht aus zwei Rundbogen; wo sie zusammenlaufen, ruhen sie auf einer einzelnen Säule. An ihr geht eine freie Treppe von Stein zu der gewölbten Thüre empor, welche in der Tiefe der Vorhalle angebracht ist. Schön wiederholt sich die Architektur dieser Halle in dem einzigen Fenster, welches gleichfalls den Rundbogenstil und die einzelne tragende Säule hat. Ueber den Bogen gliedert sich das Gesims in kleinen Ausschnitten einfach und harmonisch ab; indem nun darüber auf dem platten Dach Vasen voll blühender Blumen stehen, erhält dies Haus einen reizenden und südlich fremden Charakter.

Als ich diese Casa erblickt hatte, setzte ich mich auf einen gegenüberliegenden Stein und zeichnete ihr Bild in meinem Wanderbuch ab. Sofort umringte mich eine Schaar von Bürgern; indem sie mein Vorhaben billigten, erkannte ich, daß sie einen patriotischen Stolz in dies Denkmahl der bessern Zeit setzten. Sie klagten bitter über jene vier Päpste, ihre Landesleute, daß sie im ganzen so wenig für ihre Vaterstadt gethan hätten, und zumal daß sie Anagni nicht mit einer Wasserleitung versorgten. Dies ist freilich ein Unglück, denn die Anagninen trinken das schlechteste Cisternenwasser, welches mir faul und ungenießbar erschien; indeß ist ein Aquäduct nur mit großen Kosten herzustellen, da er vom Monte Acuto über einen tiefen Taleinschnitt müßte hergeleitet werden. Wol, sagten jene Bürger, die Wasserleitung würde große Summen gekostet

haben, aber bedenkt, es waren ihrer vier Päpste, und qualche cosa per uomo hätten sie hergeben, und so endlich das Werk ausführen können.

Der Dom Anagni's liegt auf der höchsten Erhebung des Hügels am Tor von Ferentino, auf einer ziemlich verbauten Stelle, so daß seine Façade und sein freistehender Glockenturm keine Wirkung hervorbringen. Diese Kirche ist eine der ältesten in Latium, älter überhaupt als die meisten Dome im Kirchenstaat, da sie der Zeit vor dem ersten Kreuzzuge angehört. Denn sie erbaute Pietro, Bischof der Stadt, aus dem Geschlecht der langobardischen Fürsten von Salerno, im Jahr 1074; er selbst nahm am ersten Kreuzzug als Gefährte des berühmten Boemund von Tarent Theil. Heute liest man an der Hauptthüre des Doms auf einem Stein in der Wand:

Quisquis ad hoc templum tendis venerabile gressum
 Mox Conditorem cunctorum nosce bonorum
 Condidit hoc Petrus magno conamine Praesul
 Quem genuit tellus nobis dedit alta Salernus
 Sic miserere sibi superi patris unice fili.

Die Charaktere dieser Verse sind modern, und wol aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber Geist und Ausdrucksweise der Inschrift gehören der Zeit des Gründers des Doms an.

Mehrmals von den Bischöfen der Stadt und den Päpsten erneuert, hat die Kathedrale doch ihre ursprüngliche gothisch-romanische Gestalt behalten. Die Façade ist von roher Architektur; sie gipfelt sich zu einem stumpfwinkligen Giebel auf, dessen Dreieck ein einfaches Gesims

abschneidet. Ein gewölbtes schmuckloses Fenster ist darin angebracht, darunter ein großes viereckiges, offenbar aus späterer Zeit. Die Pforte (es gibt nur eine) hat ein geschmackloses Gesims, welches aus verschiedenen Balken von Stein zusammengeslickt ist; Löwen- und Ochsenköpfe roher mittelalttriger Arbeit zieren diese. Ohne erkennbaren Zweck stehen ferner unsymmetrisch, weil nur an der einen Seite der Thüre, zwei aufgemauerte und an die Wand gestellte Pilaster mit zusammengesetzten Capitellen. Ueber der Thüre spannt sich ein Rundbogen von Stein, mit einfachen Arabesken geschmückt. Das Mauerwerk besteht durchweg aus dem schwarzen Kalktuf des dortigen Gebirgs. Man sieht, daß die Façade im Grunde die alte Anlage bewahrt, aber daß sie eine spätere Restauration nur zur Not und in Eile bekommen hat.

Schön und geräumig ist der Dom im Innern, nicht in der Form der Basiliken, sondern in jenem gemischten gothischen Stil aufgebaut, welcher sich in Rom vereinzelt in Santa Maria sopra Minerva findet. Er hat drei große Schiffe und einen erhöhten im Kreuz gewölbten Chor. Der Fußboden ist musivisch ausgelegt, eine Arbeit der bekannten römischen Cosmaten vom Jahr 1226, und auf Kosten des Bischofs Albert und des Canonicus Rainaldo Conti ausgeführt, der als Alexander IV. den päpstlichen Thron bestieg.

Unter dem Chor steigt man zur Krypta hinab, welche besonders merkwürdig ist, und einmal eine genaue Darstellung verdiente. Sie ist ein auf Säulen ruhendes Gewölbe von mäßiger Höhe; die Decke sowol wie den Boden schmückt bunte Mosaik, während die Wände nicht minder

bunt und in gedrängter Fülle mit alten, leider sehr beschädigten, oft schon ganz unkenntlichen Fresken überladen sind. Es lassen sich unter ihnen verschiedene Epochen erkennen, denn manche dieser biblischen Darstellungen sind von sehr rohem byzantinischen Stil, andere freier behandelt; es gibt darunter Köpfe von schöner und grazioser Malerei, namentlich auf einem Bild, welches die Verehrung des Kreuzes darstellt. Ihre Zeit scheint die des Cimabue zu sein.

In dieser Unterkirche befindet sich das Grab des Sanct Magnus, des Heiligen des Doms, und eine alte Inschrift sagt: daß im Jahr 1231 daselbst Meister Cosma an der Translocation des Märtyrergabes beschäftigt war. Man sieht also, wie diese alte Künstlerfamilie, welche Rom mit manchen architektonischen Ornamenten schmückte, auch draußen in den Landstädten thätig war.

Auch die Chorcappelle, im hintern Schiff, bewahrt eins ihrer Monumente, ein altgothisches Tabernakel über einem Sarkophag von Marmor, dessen Form mich bei dem ersten Anblick an das Grabmal des Bischofs Consalvus erinnerte, welches Johann, der Sohn des Cosma, im Jahr 1298 in S. Maria Maggiore zu Rom aufstellte. Unzweifelhaft ist auch dies Tabernakel von ihm, und nur vier Jahre frither gearbeitet, da die Inschrift sagt:

In isto tumulto requiescunt ossa D. Petri Episcopi
 Qui nutrivit D. Bonifacium Pap. VIII Item subtus
 Ossa D. Goffredi Cajetani Comitum Casertani.
 Item ossa D. Jacobi Cajetani hic recondita Kal. Augusti
 Anno D. 1294.

Auf dem sehr einfachen Sarkophag, welcher diese Mitglieder der Familie Gaetani umschließt, befindet sich das Wappen des Geschlechts, doch ohne die Adler; da das Schild der Gaetani in der Regel auf zwei Feldern die beiden doppelten sich schlängelnden Bänder oder Streifen, und auf den andern Feldern die Adler führt.

In derselben Chorcapelle zieht noch ein anderes Alterthum unsere Aufmerksamkeit auf sich; es ist ein sehr gutes Madonnenbild, worunter zu lesen ist:

Hoc opus fieri fecit Doñ. Raynald Presbyter et Clericus
istius ecclesiae anno Dni. M. CCCXXII. mense Madii.

Also war es ein Geschenk desselben nachmaligen Alexander's IV. Conti.

Wenig Denkmäler von jenen Anagninischen Päpsten sind sonst im Dom übrig geblieben. Dazu gehören vor allem die Gewänder Innocenz' III. und Bonifacius' VIII., welche in einem Schrank der Sacristei gezeigt werden. Das Messgewand des berühmten Innocenz ist aus blauem Stoff, reich und schwer in Gold ricamirt, und mit eingewirkten Gemälden neutestamentlicher Gegenstände von so auffallender Schönheit bedeckt, daß sie eher nach Bildern Giotto's, oder des spätern Fiesole gemacht zu sein, als einer so frühen Zeit anzugehören scheinen. Weit roher ist der schwerfällige Mantel Bonifacius' VIII., der nur Stickereien von Adlern und von Löwen enthält.

Der Sacristan zeigte mir neben diesen Gewändern auch mehrere alte Bischofsmitren und Krummstäbe, deren außer Gebrauch gekommene Form den Antiquar beschäftigen mag.

Vergebens suchte ich nach Bildsäulen jener Päpste, es gibt deren keine, nur an der Außenseite des Doms sitzt in einer Nische, oder in einem Tabernakel, unter dem Dachgesimse die marmorne Figur eines Papstes auf dem Thron. Man sagte mir, daß diese unförmliche Bildsäule von götzenhaftem Ausdruck Bonifacius VIII. vorstelle.

In späterer Zeit stellte man die Brustbilder aller vier Päpste im Chor des Doms auf, große Medaillonbildnisse auf Leinwand, die nun über den beiden Galerien des Chors frei in der Luft stehen; ein bizarrer Einfall, der erst dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert angehören kann.

Ehe wir den Dom verlassen um zu dem Palast Bonifacius' VIII. zu gehen, erinnern wir uns mit hohem Interesse an manche Scene, welche von hier aus folgeschwer in die Geschichte Deutschlands eingegriffen hat. Denn die Kathedrale Anagni's steht zu dem Hohenstaufengeschlecht in bedeutender Beziehung. Dort vor jenem Altar stand einst Alexander III. am Gründonnerstag des Jahres 1160, und verfluchte den großen Kaiser Barbarossa; dort las Innocenz III. die Bulle, welche Friedrich II. excommunicirte, und auf derselben Stelle bannte endlich Alexander IV. unsern jungen Helden Manfred. Wilde und barbarische Scenen des Mittelalters; sie sind nun lange vorüber, wie die Herrlichkeit unseres großen römischen Reichs, und wie die Gewalt des Papsttums selbst.

Der letzte der Päpste aus Anagni war Bonifacius VIII. aus dem Haus der Gaetani; er ist es, welcher der Stadt das hauptsächlichste Interesse verleiht. Wer kennt nicht seine Gefangennahme in seinem Palast, endlich seine Ve-

freierung und sein unmittelbar darauf folgendes tragisches Ende?

Im Jahr 1294 hatte ein seltsamer Zufall den Einsiedler Pietro da Morone aus seiner Wildniß vom Berg Majella auf den päpstlichen Thron erhoben. Der unfähige Eremit hatte seinen Sitz in Neapel genommen, wo er ein willenloses Werkzeug in den Händen des Königs Karl war; nach der päpstlichen Krone aber strebte der herrschsüchtige Cardinal Benedict Gaetani von Anagni. Pietro oder Cölestin V. beschloß die Tiara niederzulegen. Er that dies fünf Monate nach seiner Erwählung, und floh in seine Wildniß zurück. Aber kaum war Gaetani als Bonifacius VIII. auf den Stuhl Petri gestiegen, als er den Flüchtling aufgreifen und nach Anagni in seinen Palast bringen ließ. Von dort schaffte er ihn nach der nahegelegenen Burg Fumone, wo der unglückliche Eremit sein Leben endete.

Bonifacius hatte es nicht vergessen, daß die beiden Cardinäle aus dem Hause Colonna, Jacopo und Pietro, seiner Erwählung widerstanden hatten, und er sann darauf, diese mächtige Familie zu demüthigen. Im Jahr 1297 brach die Feindschaft zwischen ihm und jenen aus, unter Umständen welche ich hier übergehe. Im Mai 1297 excommunicirte er die beiden Colonna zum erstenmal, wiederholte dies bald darauf, und confiscirte ihre Städte und Castelle. Es folgte nun ein förmlicher Kreuzzug des Papsts gegen diese Familie. Die Colonna sahen in der Zerstörung Palestrina's mit Recht eine Verletzung ihres Vertrags mit dem Papst, nach welchem sie die Stadt seiner Schonung übergeben hatten. Sie entwichen vor

seinem Zorn; die abgesetzten Cardinäle gingen nach Nieti, Sciarra Colonna aber, das damalige Haupt des Hauses, nach Frankreich, wo ihn Philipp der Schöne mit Freuden aufnahm. Denn dieser befand sich mit Bonifacius VIII. im Krieg, da er von ihm excommunicirt und des Trons für verlustig erklärt worden war. Mit Sciarra ward ein Anschlag geschmiedet, Bonifacius in Anagni, wo er im Sommer des Jahrs 1303 residirte, zu überfallen und gefangen zu nehmen. Zu diesem Zweck verband sich jener mit Wilhelm von Nogaret, dem Vertrauten des Königs; sie sammelten dreihundert Reiter und mehr Fußvolk, und nachdem Nogaret in Ferentino mit einem Trupp sich aufgestellt hatte, um schnell bei der Hand zu sein, brach Sciarra Nachts am 7. Sept. von dem nahen Scurgola auf. Die Ghibellinen in Anagni öffneten ihm die Tore; er stürmte den Palast Gaetani, und drang in das Gemach des Papsts. Bonifacius setzte den Mißhandlungen, die er erlitt, eine heroische Würde entgegen. Drei Tage blieb er Gefangener, von Sciarra und Nogaret mit dem Tode bedroht, die in ihn drangen vom päpstlichen Tron herabzusteigen, wie er einst den unglücklichen Cölestin davon herabzusteigen gezwungen hatte. Zugleich räumten ihre Söldner den Palast aus, und raubten was sich dort vorfand. Indes rief der Cardinal Luca di Fiesco das Volk von Anagni auf, den Papst, ihren Mitbürger, aus den Händen des wütenden Hauses zu befreien. Es griff zu den Waffen und verjagte die Eindringenen. Dann führte man den Befreiten nach Rom, wo er schon am 11. October in Raserei starb.

Seine eigenen Landsleute, Cardinäle, Mitglieder der

Curie, hatten Bonifacius verraten. Als bald nachher Benedict XI., sein Nachfolger, die Bulle gegen dessen Verfolger erließ, rief er darin aus: „Das eigene Vaterland schützte ihn nicht, sein Palast bot ihm kein Asyl dar; das höchste Priestertum ward geschändet; die Kirche mit ihrem Bräutigam in Ketten gelegt. Welch ein Ort kann fürder noch Sicherheit bieten? Was kann noch fürder ein heiliges Asyl sein, wenn der römische Papst selbst verletzt ward? O gottloses Verbrechen, o unerhörter Frevel! Wehe über dich, Anagni, die du solches in deinen Mauern geschehen ließest! Nicht Tan noch Regen falle auf dich, auf andere Berge mögen sie fallen, und dir vorübergehen, weil, da du es sahst und hindern konntest, der Tapfere gefallen, und der mit Stärke Begürtete überwältigt ist.“

Der Fluch Benedict's XI. ruht heute nicht mehr auf diesem Anagni; aber noch im Jahr 1616 gestanden die abergläubischen Einwohner, daß sie unter dessen Wirkungen zu leiden glaubten. Als damals der bekannte Reisende Leandro von Bologna die Stadt besuchte, fand er sie als Schutthausen, und auch den Palast Gaetani in Ruinen; die schrecklichen Campagnakriege unter Alba hatten sie verheert, und die verarmten Anaguinen klagten dem Bolognesen, daß seit jenem an dem hochsinnigen Bonifacius verübten Verrat ihre Stadt fortdauernd von Unglück heimgesucht worden sei.

Ich fragte in Anagni nach dem Schauplatz jener berühmten Scene, wo mit Bonifacius VIII. das weltgebietende Papsttum, wie es Gregor VII. geschaffen hatte, Gregorovius, Lateinische Sommer.

für immer unterging. Aber der Palast Gaetani ward längst zerstört, und das Haus, welches die Anagninen heute so benennen, ist ein modernes Gebäude, das der Marchese Traetti besitzt. Es nimmt jedoch die Stelle des Familienpalastes ein, nicht weit vom Dom auf dem Rande des Hügels. Man sagte mir, daß der alte Palast mit der Kathedrale selbst im Zusammenhang gestanden habe. Im Hofe sieht man noch Mauerreste der zerstörten Residenz Bonifacius' VIII., und auf der Hinterseite des heutigen Gebäudes den ansehnlichen Rest einer großen Loge, von der noch drei mächtige Rundbogen stehen geblieben sind, welche den Hügel stützen. Ihnen zu Füßen liegt in der Vertiefung ein großes Gemäuer, das man mir als den Pferdestall Bonifacius' VIII. bezeichnete.

Ich fand auch hier, daß die Gegenwart meistens mächtigere Ansprüche an die Betrachtung erhebt als die Vergangenheit. Denn ich verlor Bonifacius VIII. über dem herrlichen Anblick der wilden Gegend aus den Augen. Man blickt hier in eine steinige Wildniß von ernsten Formen, aus der sich einsam ein dorischer Tempel erhebt, ein modernes Gebäude, der Campo Santo von Anagni. Weiterhin zeigt sich Monte Acuto. Geht man endlich wenige Schritte am Hügel fort, so enthüllt sich aus der Gebirgsferne von höchstens sechs Millien ein grauer Fels, auf dem sich eine schwärzliche Stadt in traurigster Verlassenheit erhebt. Das ist Fumone! so sagte mir ein Weib, welches vorüberkam, und sie setzte mit Geringschätzung hinzu: Quando Fumone fuma, la Campagna trema (wenn Fumone raucht, zittert die Campagna). Ich verstand dies Sprichwort nicht, und fragte um dessen

Sinn; aber die Frau sagte nichts mehr als dies: Seht, seht, es ist ja so elend, und die Menschen hungern Tag und Nacht. — Das also ist Fumone, wo Cölestin V. umkam, der einzige Papst welcher abdankte, und dessen Geschichte so romantisch ist wie das Mittelalter selbst.

Hier muß ich eines lächerlichen Vorfalles erwähnen. Ich hatte ein Fernglas mit heller Metalleinfassung herausgezogen, um Fumone zu betrachten; zufällig richtete ich es auf einen Buben, der in geringer Entfernung am Wege stand. Der Junge erhob ein Zetergeschrei, und indem er die Luft mit ihm erfüllte, lief er voll Entsetzen in die Weite. Es kamen auf dies Geschrei Frauen, Männer, Kinder herab, fragend was vorgefallen sei. Mit Vergnügen mußte ich mich nun jener Scene in Genazzano erinnern, wo ich mit einem Buch als Zauberer Schrecken verbreitet hatte.

Wir haben das Merkwürdigste in Anagni gesehen und können diese Stadt verlassen. Mit Bonifacius endet das Interesse für dieselbe, wenn auch nicht ihre Geschichte. Denn noch zweimal wird Anagni namhaft: im Jahr 1378, als nach der Wahl Urban's VI. die französischen Cardinäle, die Gegner der römischen Partei, dorthin flohen, einen Gegenpapst aufzustellen, womit das große Schisma begann; und endlich im Jahr 1556, als während des Campagnakriegs der Herzog von Alba die Stadt zerstörte. Sie ging fast ganz in Trümmer, und so erklärt sich ihr modernes Aussehen. Heute ist sie eine einsame und todte Landstadt von etwa 6000 Einwohnern, stolz auf ihre Erinnerungen, ihre Päpste und Adelsfamilien. Noch zählt

man deren zwölf, die sogenannten zwölf Sterne von Anagni, und noch dauern Gaetani wie Conti fort, ihre ältesten Geschlechter. Ihnen gesellten sich neuere hinzu, von denen das liebenswürdige Haus Ambrogi rühmend zu nennen mir ein Vergnügen ist.

Aus den Bergen der Herniker.

1858.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
DEPARTMENT OF CHEMISTRY
LABORATORY OF ORGANIC CHEMISTRY
505 EAST HALEY STREET
CHICAGO, ILLINOIS 60607

REPORT OF RESEARCH

1965

In der Campagna Roms liegen einige Orte, die durch Altertum, Schönheit der Gegenden, Charakter des Volks und manche merkwürdige Architektur zum Besuch einladen. Das Land, welches ich im Sinn habe, gehört zur Legation Frosinone, und breitet sich oberhalb des Flusses Sacco, auf den Abhängen des Apennin aus; die Hauptstädte in diesem Gebiet der alten Herniker sind Anagni, Ferentino, Matri, Veroli und Frosinone — Orte, die ein höheres Alter haben als Rom, ja deren Anfänge in die mythischen Zeiten des Saturn und der mauerbauenden Cyclophen sich verlieren.

Es war mein Plan diese Städte zu besuchen, zugleich aber hoch in die Wildniß hinaufzugehen, um die berühmte Carthause von Trisulti kennen zu lernen, und in ihrer Nähe die Grotte von Collepardo, wie den seltsamen Felsen-trichter von Santulla zu sehen, welcher unter dem Namen „Brunnen Italiens“ weit und breit genannt, aber nur selten besucht wird. Ich ritt demnach in Begleitung meines braven Campagnolen Francesco Romano, der mir als Führer und Diener zur Hand sein sollte, von Anagni aus in dies schöne Land hinein.

Wenn man von der Höhe Anagni's herabkommt, hat man in einer Weite von acht Millien die Stadt Ferentino vor sich. Sie zeigt sich als ein ansehnlicher Ort, auf einem langgestreckten Hügelzug gelagert, dessen Fuß reiches Grün von Weinreben und Gartenpflanzungen bedeckt, während braune Thürme, Klöster und Kirchen malerisch von den Gipfeln aufsteigen. Indes ist die lateinische Straße bis Ferentino monoton, wenn sie nicht durch Wanderzüge von Ciociaren belebt wird. Ihrer begegnet man manchen; denn die Via Latina führt der Stadt Rom die Producte nicht allein dieser Landschaften, sondern auch der neapolitanischen Gränzstädte zu, und die Landsleute des Cicero und des Marius, die Arpinaten, bringen gern ihre Hühner auf den Markt der Hauptstadt. Ich sah mehrere dieser Züge jener Gegenden, Reihen von großen und plumpen Karren mit zwei ungeheuern Rädern, die man Barocci nennt, und welche von hochgehörnten weißen Ochsen gezogen werden. Einige waren mit Kornsäcken, andere mit Wolle beladen, die meisten aber mit Hühnerkörben befrachtet. Die Campagnolen, welche sie führten, machten in ihrem spitzen Hut, in der langen roten Weste und den Sandalen von Eselsleder eine gar stattliche Figur.

Als ich Ferentino erreichte, hoffte ich hier auf die Gefälligkeit einer städtischen Familie, an welche ich mich hatte adressiren lassen. Ein junger Mann meiner Bekanntschaft, Gerichtsherr eines sabimischen Orts, wo ich mich längere Zeit aufgehalten, hatte in Ferentino seine Schöne. Dieses zärtliche Verhältniß war in der letzten Zeit eingeschlafen, der junge Mann wollte es wieder aufnehmen, und da er selbst verhindert war mich, wie er erst gewollt, auf meiner

Fahrt zu begleiten, so ersuchte er mich die Rolle des Galeotto oder Liebesboten zu übernehmen, was ich ihm gern zusagte. Er gab mir also eine sauber geschriebene Epistel, mit dem ausdrücklichen Bemerkten: sie der Freundin nicht in Gegenwart ihres Bruders, eines Priesters, zu übergeben, sondern in aller Heimlichkeit, wie einem Mittler geziemend. Kaum war ich nun am Gasthause der Stadt abgestiegen, so ging ich nach dem mir bezeichneten Hause; die Schöne lag im Fenster, ich eilte die Treppe hinauf, und da wir uns in dem ersten Zimmer, welches ich betrat, allein befanden, und nichts von Priestern zu sehen war, so richtete ich erst in bester Form die Grüsse des Freundes aus, und zog dann den Brief hervor. Die junge Dame war jedoch in sichtlicher Verlegenheit; sie wurde blaß und rot, und ohne ein Wort zu sagen, eilte sie in ein Nebenzimmer, woraus sie bald zurückkam, mich zu bitten in jenes zu kommen. Kaum dort eingetreten, sah ich den Priester vor mir, faul auf ein nicht sauberes Bett gestreckt, und den Liebesbrief in den Händen, welchen er eben aufmerksam las.

Ich erkannte, daß die Arme unter dem despotischen Einfluß ihres Bruders stand, daß schlimme Scenen im Hause mußten gespielt haben, und dies Mädchen nicht die moralische Kraft besaß sich der Tyrannei des Priesters zu entziehen. Dieser Mann, der mir sonst in Beziehung auf Geschichte und Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt hätte nützlich sein können, empfing mich kalt und ängstlich, und ich verließ das Haus mit Unwillen darüber, diesen Liebeshandel vielleicht noch mehr verwirrt zu haben. Indes fand ich mich mit Hilfe anderer in Ferentino zu-

recht, und durchwanderte diesen alten Ort Latiums nach allen Richtungen.

Die ansehnliche bischöfliche Stadt besteht aus einem Gewirr von engen Straßen, die nur hie und da durch einen Platz unterbrochen werden. Die ländliche Stille, die Verkommenheit der Geschäfte, die Wißtheit der meisten Häuser bringen einen sonderbaren Eindruck von Mittelalter hervor, während zugleich hie und da Säulenstümpfe, Grabcippi und andere Postamente mit römischen Inschriften an das Altertum erinnern. Ich setzte mich auf einem kleinen viereckigen Platze nieder, der sich nach der Campagna öffnet und einen herrlichen Blick in das Volsterland gewährt, und versank dort bald in einen Zustand idyllischen Behagens. Ich sah den Frauen zu, die dort um eine graue mittelaltrige Cisterne geschaart da standen, eine jede ihren blechernen Tubus am Strick hinunterlassend und emporziehend — eine langweilige und mühevolle Arbeit; denn Fontänen besitzt Ferentino nicht, und besitzen überhaupt die wenigsten dieser Landstädte Latiums. Der Reisende hat oftmals Mühe sich in diesen Orten aus jenem Torpor träger Beschaulichkeit emporzuraffen, in welchen heiße Sommerluft und verzaubernde Lebensstille so leicht versenkt. In solcher fremdartigen und doch zugleich traulichen Einsamkeit zieht dann wol erlebtes, empfundenes und was in weiter Ferne liegt schattenhaft und leise an der Seele vorüber. Doch ein Blick auf eine römische Inschrift dicht neben mir ermunterte mich, und mahnte mich an mein Vorhaben, die alten Mauern Ferentino's aufzusuchen. Diese Stadt hat davon noch sehr ansehnliche Ueberreste.

Wie manche andere Orte Latiums umgab sie ursprünglich ein Ring von Cyclopenmauern, während sich oben auf der höchsten Höhe die in gleicher Weise befestigte Burg befand. Daß diese Werke einer von uns unbegriffenen Urzeit erster, doch schon bestimmt geformter Civilisation sich noch in bedeutenden Resten erhalten haben, ist kein Wunder, vielmehr befremdet ihre teilweise gänzliche Vertilgung. Denn an vielen Stellen sind diese ungeheuern Steingefüge völlig abgetragen, an andern sind auf ihre Reste römische Mauern von länglichen Quadern gesetzt, über welchen dann hie und da noch Mauerwerk des Mittelalters in der „Saracinesco“ genannten Structur angefügt worden ist — so daß man mit einem einzigen Blick drei weit von einander getrennte Culturperioden und ihre Charaktere darin vereinigt sieht. Am besten zeigt sich dies neben dem Thor von Frosinone und an der Porta Sanguinaria, einem merkwürdigen uralten cyclopischen Bau, welchen die Römer hernach zu einem Bogenthor verändert haben, und worauf sich endlich die schlechteste Arbeit des Mittelalters angesetzt hat. Die riesigen, vieleckigen Steine, fest in einander gefügt, bilden bis zu einer beträchtlichen Höhe die Grundlage.

Sehenswürdig ist die alte Burg von Ferentinum mitten in diesem Mauerringe, der die Stadt umgab und umgibt. Diese Arx steht hoch auf einem Felsenhügel, und war ursprünglich durchaus von Cyclopenmauern umringt. In der Römerzeit stand hier eine mit Thoren und Thürmen versehene Befestigung, deren Unterlagen aus großen Quadersteinen sich noch erhalten haben. Eine solche Festung mußte uneinnehmbar sein, und selbst noch heutigen Tages ließe

sich dort mit geringer Mühe ein tüchtiges Werk dieser Art herstellen. Während der Herrschaft der Römer stand hier der Palast des Präfecten. Im Mittelalter behauptete sich diese Burg in manchen Kämpfen und Belagerungen. Noch sieht man die Reste des obern Castells, namentlich zwei stumpfe Thürme, welche ehemals ein vieredriges Gebäude bewehrten. Sie sind von überaus male-rischer Wirkung.

In fast allen Städten Latiums kann man bemerken, daß sich die Kathedralen auf diesen Burgen niedergelassen haben, und kein passenderer Platz konnte für sie gefunden werden. Die Bischöfe bauten zugleich daneben ihre Paläste, und so waren sie im Stande, von dem Castell aus die Stadt zu beherrschen. Ferentinum war eins der ältesten Bistümer jener Gegenden; die es gründeten, wählten dazu mit Einsicht die Burg, indem sie den alten Palast der römischen Präfecten in die bischöfliche Wohnung verwandelten, den Dom aber aus den Materialien alter Monumente errichteten.

Wenn man durch das römische Thor, ein Werk von erstaunlich fester Anlage, getreten ist, so hat man unmittelbar neben sich sowol den Dom der Stadt als die daran stoßenden bischöflichen Gebäude. Alles dies macht den Eindruck des reinsten Mittelalters. Die Kirche ist klein, doch von guten Verhältnissen, reich an Inschriften und Fragmenten wunderlicher Sculpturen, die noch bis ins zehnte Jahrhundert hinaufreichen mögen, und bald in den Wänden, bald auf dem Boden sichtbar sind.

Ueberhaupt hat Ferentino einige ausgezeichnete Architekturen des Mittelalters, worunter ich nur die reizende

Kirche S. Maria Maggiore nenne. Sie steht unten in der Stadt auf einem kleinen Platz, und ist eins der vollkommensten Werke gothisch-römischen Stils aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, welche man in Latium antrifft. Ihr ganz ähnlich an Charakter sollen die Kirchen von Fossanova und Casamari sein, welche ich noch nicht gesehen habe. Obwol mich diese mittelalterlichen Bauten hauptsächlich beschäftigten, und meine Aufmerksamkeit auf Inschriften gerichtet war, die jener Epoche angehören, so versäumte ich doch nicht mich zu den übrigen römischen Ueberresten führen zu lassen, welche hie und da zerstreut liegen. Indes ihr sind nicht viele, noch sehr bedeutende. Der Stolz von Ferentino in dieser Hinsicht ist das sogenannte „Testament“. Mühsam kletterte ich über Felsen und durch Brombeergewinde eines Weinbergs, um diese Merkwürdigkeit zu erreichen, und sah endlich eine große Tafel vor mir, welche in den lebenden Stein selbst eingehauen ist. Eine lange Inschrift in trefflichen Charakteren sagt hier, daß Nulus Quinctilius, Quatuorvir und Aedil, der Wohlthäter seiner Vaterstadt gewesen, die er testamentlich mit Gütern beschenkte und die ihn selbst dankbar verehrte, indem sie seine Statue öffentlich auf dem Forum aufstellen ließ.

Als ich von diesen Wanderungen ermüdet in meine Herberge am Thor von Frosinone zurückgekehrt war, fand ich das ganze Haus in lärmender Bewegung. Es war an diesem Tag das öffentliche Examen im Gymnasium der Stadt gehalten worden, und die wohlhabenden Familien vieler volksreichen und latinischen Orte der Umgegend waren gekommen, um ihre Söhne zu den Herbstferien nach Hause

zu nehmen. Mütter, Väter, Kinder füllten alle Gemächer des Gasthauses, und der tobenden Freude von Jung und Alt war kein Ende: die einen reisten ab, die andern rüsteten das Nachtmal, oder richteten sich zum Uebernachten ein, und es kostete mir die äußerste Mühe mein Zimmer zu behaupten, welches ich von vornherein für mich ausbedungen hatte. Einzuschlafen indeß gelang mir nicht, weil die Frauen und Mädchen, die Kinder, die Dienstboten in beständiger Bewegung und fast schreiender Unterhaltung blieben. Kaum aber hatte sich in tiefster Nacht dieser chaotische Wirwarr gelegt, als draußen feierliche und sonderbar tönende Gesänge erschallten. Es waren Pilgerzüge, die vorüber kamen, Menschen, welche in der Nachtkühle nach irgendeinem entfernten Wallfahrtsort wanderten. Ihre Litaneien hallten trauervoll durch die Stille und brachten eine mächtige Wirkung hervor; denn nichts ist reizender als solchem Gesang in dem nächtlichen Schweigen zuzuhören, da die Phantasie den Ziehenden folgt, welche das Auge nicht sieht, und von denen man nicht weiß, von wannen sie kamen und wohin sie mitten in der Nacht ihre Reise richten. War nun ein Zug vorüber, so schallte schon das Ora pro nobis eines andern aus der Ferne hervor, und verschwebte, dem Haus vorüber kommend, dann wie jener in der Weite. Und so wiederholte sich dies die ganze Nacht hindurch.

Ich war endlich froh den Morgen hereinschimmern zu sehen, und die Sonne war noch nicht über die Berge gekommen, als ich frischen Mutes durch die Stadt ritt, um nach Matri hinauf zu reisen. Es ging erst zwischen vielen Weinbergen, dann auf felsigen und rauhen Wegen

durch ein verwildertes Hügelland fort, welches von riesigen Castanienbäumen beschattet und von muntern Quellen bewässert wird. Aber je weiter wir vordrangen, desto wüster wurde das Gestein, desto einsamer die Landschaft, bis wir endlich den Fuß eines hohen Bergfegels erreichten, auf dem ein schwärzlicher und melancholischer Ort sich erhebt, einige zersplitterte Thürme und zerfallene Mauern emporstreckend. Dieses Castell reizte meine Vorstellung in nicht geringem Maße. Ich hatte es bereits von Anagni aus mit Verlangen betrachtet, und nicht gewußt, daß mein Weg nach Matri mich ihm so nahe bringen würde. Es ist das alte Fumone, und sein unmittelbarer Anblick versetzte mich in die Zeit des Dante und des Bonifacius VIII. zurück. Wer mit der Geschichte der Päpste bekannt ist, wird sich hier erinnern, daß jener Celestin V., zur Abdankung in Neapel gezwungen, seinem Nachfolger Bonifacius als herumirrender Flüchtling ausgeliefert, endlich in das Castell Fumone gesperrt wurde, wo er nach einer peinlichen Haft von zehn Monaten am 19. Mai 1296 starb, im hohen Alter von 81 Jahren.

Indem ich nun Fumone betrachtete, erschien mir die Lage des Orts in so tiefer Einsamkeit der Berge erst recht bedeutend; ich konnte mir vorstellen, daß nicht leicht anderswo ein so trauriger Verbannungsort oder Kerker mochte zu finden sein. Jedoch die Einsamkeit schmerzte jenen Gefangenen nicht, welcher sein Leben als Eremit in Hölen und Wildnissen hingebracht hatte. Obwol im höchsten angeregt durch solches Bild einer Zeit, in welcher der mittelalterliche Charakter gleichsam seinen Gipfel erreichte, habe ich doch Fumone nicht besuchen können, sondern

mußte mich begnügen es anzuschauen, wie es, einem finstern Räuberneß ähnlich, über meiner Straße herabdrohte. Ich wanderte diese fort; zwei mächtige Berge steigen zu ihren beiden Seiten auf, und eine Höhe sperrt den Mittelgrund. Sobald ich diese erreicht hatte, öffnete sich dem Blick ein Panorama von hoher Schönheit, da sich die herrlichste Appenninlandschaft mit Ebenen und Hügeln, und dahinter große Bergreihen entfalteten, worauf Städte, wie Vico und Gnercino, in der Ferne sichtbar waren.

Es senkte sich nun die Straße sanft abwärts, und führte in die reiche Campagna von Matri, welche bedeutende Stadt ich endlich vor mir sah, als ich um einen Hügel bog. Durch die altersschwarzen Mauern hinreitend — es war ein sonniger Vormittag — erfreute ich mich an der Lebendigkeit des Orts, wie an der Menge stattlicher Paläste, welche auf ein blühendes Gemeinleben der Vergangenheit schließen lassen. Keine gleich ansehnliche Stadt hatte ich noch in den Bergen Latiums gesehen, noch irgend welche von so hervortretendem Charakter gothisch römischer Architektur.

Matri ist ein Fabrikort in Wolle, Teppichen und Tuch, ein großer Verkehrsplatz der latinischen Bergciociaren, die dort ihre Wämmer und jene spitzen schwarzen Filzhüte kaufen, welche in Latium allgemein getragen werden. Zudem war es Markt; die Straßen und Plätze, bedeckt mit Früchten des Augusts, mit Feigen, Pfirsichen, Aprikosen und großen Birnen, gewährten einen reichen Anblick und wimmelten von Volk. Die hochgewachsenen Bergbewohner in ihren roten Westen und den Sandalen,

den mit Blumen geschmückten Filzhut fest auf dem Scheitel, erinnerten mich daran, daß ich in dem *Latium ferox* des Virgil sei, dessen robuste Bevölkerung auch das ganze Mittelalter hindurch ihren Charakter behauptet hat.

Die Straßen sind meist enge und finster, denn alle Häuser sind aus dunkeln Tuffstein gebaut, und nur selten mit Kalk übertüncht. Unter ihnen überraschte mich eine nicht geringe Menge von palastähnlichen Gebäuden; Palast aber nennt man in den römischen Städten jedes Haus mit einem Portal, und um so mehr beansprucht es diesen Namen, wenn es einem alten Adelsgeschlecht angehört. Zahlreiche Geschlechter des Mittelalters müssen demnach in Matri während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts geblüht haben, da die meisten Paläste der Stadt dieser Epoche anzugehören scheinen. Sie sind in der Regel mit einem platten Dach von sehr starker Ausladung versehen. Die Fassade besteht aus einem Gefüge von sauber behauenen viereckigen Tuffsteinen, deren schwarze Farbe die schönste Wirkung hervorbringt. Die Thüren sind gothisch mit leichtem Bogenbruch; ich bemerkte deren sechs an einem schönen Palast, über ihnen ein feines Gesims, worauf sechs Fenster in den angenehmsten Verhältnissen die Wand durchbrachen. Diese Fenster sind alle im gothisch-römischen Stil gebaut, gleich jenen, welche die älteren Kirchentürme Roms gliedern, da sie aus zwei Bogen bestehen, die in der Mitte durch eine kleine Säule geteilt werden. Diese Bauart verleiht der Stadt einen imposanten Charakter. Es gibt dort Gebäude, welche mich an die toscanischen Republiken, namentlich an Siena, erinnerten. Der Palast Jacovazzi zeichnet sich vor allen andern durch seine turm-

gleiche Höhe und seine Façade halbgothischen Stiles aus. Da er gegenwärtig Eigenthum der Stadt ist, so bildet er als das Communalhaus ein prächtiges Centrum dieser Architekturen.

Ich war von Rom an eine der angesehensten Familien Matri's adressirt, welche ehemals durch Reichthum und Einfluß in der Geschichte der Stadt eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Ich suchte also den Palast Grapelli auf, und in der That verdiente dieses alte Haus so zu heißen. Ein geräumiger innerer Hof, stattliche Treppen von Stein, ein prächtiger Saal, in welchem eben ein Liebhabertheater aufgestellt war, viele Zimmer mit gemalten Decken und Fresken auf den Wänden, endlich über zerstörten Nebengebäuden ein verfallener Turm, der einst dieses Haus zur Festung machte, zeigten mir, daß es die Besizung reicher Signoren gewesen sein mußte. Nun aber war alles im Zustand der Verwilderung, die innere Einrichtung höchst ärmlich, nur aus Resten alter Wohlhabenheit zusammengesetzt; man sagte mir denn auch, daß diese Familie, wie so manche andere des Orts, zu großer Armut herabgesunken sei. Indesß die Jugend, die sich im Hause zeigte, blühte von Kraft und Gesundheit, und ich betrachtete mit Vergnügen die muntern Mädchen, welche in dieser frischen Bergluft herrlich emporgewachsen waren. Sie entbehren hier vielleicht nicht ungern die langweiligen Freuden Roms, in kleinen städtischen Kreisen sich heiter bewegend, und ihre Abende bringen sie mit Tanz und Spiel zu.

Als ich nach den Sehenswürdigkeiten Matri's fragte, machte man mich vor allem andern auf die Kirche Santa Maria Maggiore und die cyklopischen Mauern aufmerk-

sam, um derentwillen ich allerdings die Reise unternommen hatte. Jene Kirche, auf einem von mittelaltrigen Gebäuden eingefassten Platz gelegen, ist klein und von römisch-gothischer Structur. Sie war auf zwei Thürme berechnet, von denen indeß nur einer, und zwar unvollendet oder zerstört, aufrecht steht. Römische Bogenfenster gliedern ihn. Eine unregelmäßige Façade von drei gothischen Thüren macht den sonderbarsten Eindruck, da über der Hauptthüre ein ganz außerhalb der Proportion angelegtes rundes Fenster eingebrochen ist. Seine Rosette ist mit gemaltem Glas ausgefüllt. Das Gesims der großen Thüre zeigt Zieraten von Akanthus, und der Thürbogen ruht auf über einander vorspringenden Säulen.

Das Aussehen der Façade ließ auch auf ein mittelaltriges Innere schließen, aber als ich in die Kirche trat, wurde ich enttäuscht; denn obwol ihre drei Schiffe, von je vier großen Bogenspannungen gebildet, halbgothischen Stils sind, zeigte sich doch alles von modernem Ungeschmack entstellt, mit fingirtem Marmor belegt und mit abgeschmackt bunten Farben, wie man sie jetzt in Rom liebt, selbst bis in die Kreuzgewölbe hinauf bemalt. Das Mittelschiff wird durch zwei Rosettenfenster von jeder Seite erhellt, und auch die Tribüne ist von einem ähnlichen durchbrochen. Vergebens suchte ich nach alten Bildwerken; das einzige, was der Betrachtung wert sein konnte, war ein Taufstein, eine Base von Gyps, getragen von drei Karyatiden in der rohesten Arbeit des Mittelalters.

Ich wanderte zu den cyclopischen Mauern empor. Wie Ferentino war auch Matri rings von solchen umschlossen gewesen; aber der städtische Ring ist beinahe

gänzlich zerstört worden, und nur die Mauern der Burg haben sich erhalten, ein erstaunliches Monument jener Culturepoche, ohne Gleichen unter allen Städten Latiums, so daß ein so wunderbares, ägyptischen Bauten völlig zu vergleichendes Werk gesehen zu haben eine tagelange mühevolle Reise belohnt.

Die alte Burg von Matri (man nennt sie heute Civita, die Stadt an und für sich) ist der höchste Hügel des Orts, und gegenwärtig der Dombezirk, denn auch hier, wie in Ferentino, hat sich das Bistum auf der alten Befestigung niedergelassen. Dieser Hügel nun, auf dessen großem, durchaus geebnetem Plateau die Hauptkirche steht, ist vor allen Seiten umfaßt, gestützt und bekleidet von Cyclopermauern in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß. Als ich diese Constructionen erblickte und umschritt, schwarze titanische Steingefüge, über welche das Auge mit Stammelmporgleitet, so wol erhalten als zählten sie nicht Jahrtausende, sondern nur Jahre, wurde ich zu weit größerer Bewunderung menschlicher Kraft hingerissen, als mir der Anblick des Colosseums von Rom eingeflößt hatte. Dem in vorgeschrittener Cultur, mit manchen ausgebildeten Mitteln der Mechanik, lassen sich Amphitheater, oder Thermen wie die des Caracalla und Constantin aufstürmen ohne daß der Menschenkraft Uebermäßiges zugemutet wird und selbst die Dionysischen Mauern von Syrakus, das Großartigste solcher Bauten, was ich bisher gesehen hatte machen nicht so sehr erstannen. Hier jedoch sehen wir Mauern vor uns, von denen jeder Stein nicht ein große Quaderstück, sondern ein geglätteter Felsblock ist, von unregelmäßiger Form, mehr- und vieleckig; und wenn w

verwundert nach der Mechanik fragen, welche im Stande war so große Felsenstücke über einander zu erheben und eins auf das andere zu stellen, so begreifen wir noch weniger wie man es vermochte, diese Vielecke so kunstvoll an einander zu fügen, daß sie ohne ausgefüllte Zwischenräume auf das genaueste an einander passen, und so die sauberste Niesen-Mosait herstellen.

Die Sage schreibt diese Gattung uraltinischer Bauten der Zeit des Saturnus zu, und rückt sie damit überhaupt über die geschichtliche Civilisation hinaus; die wissenschaftliche Forschung aber, welche sich so viel mit Indogermanen und Pelasgern in Italien zu thun macht, ist zum Geständniß verdammt, daß sie nichts von den Völkern weiß, welche jene Werke aufstürmten. Ihr Aublick zeigt, daß ein Menschengeschlecht, welches solche Mauern baute, im Besiße einer schon bedeutenden materiellen Civilisation war, und geordnete staatliche Verhältnisse besaß. Da diese cyclopiischen Städte sich nahe bei einander und über ganz Latium zerstreut finden, so ergibt sich daraus, daß sich in diesem Land eine große Anzahl für sich bestehender Republiken oder Gemeinden in uralten Zeiten aufbaute, deren Verbindung mit einander wir nicht kennen. Aber so ungeheure Befestigungen lassen auf beständigen Krieg der Städte unter einander schließen, und überhaupt auf räuberische, unsichere und isolirte Zustände des Lebens. Wollte man nun zu den kolossalen Dimensionen der Werke auch die Kräfte der Menschen in ein passendes Verhältniß bringen, so müßte man wahrhafte Giganten in denen sehen, welche sie errichteten, oder mit feindlicher Gewalt zu stürmen kamen; indeß diese Bauten deuten nur die

Periode des Kolossalen an, womit die menschliche Cultur bei allen Völkern und in allen Welttheilen beginnt, bis sie dann nach und nach von dem materiell Erhabenen zu dem hinabsteigt, was sich als wolgefälliges und schönes mit ausgebildeten Mitteln herstellen läßt. Ueberhaupt dürfte man jene cyklopischen Werke in keine zu dunkle Zeit hinaufrücken; vielleicht wurden deren noch in Latium gebaut als bereits Rom gegründet war, und der Schritt von dieser vieleckigen Construction zu den kaum minder kolossalen Quadermauern der Etrusker und Römer ist keineswegs ein großer.

Aus den Mauern dieses Capitols des alten Matri führte ein Haupttor, welches noch heute vorhanden ist, ein ungeheurer aus horizontalen Steinen zusammengefügtter Bau; außer ihm zeigt sich noch ein kleinerer Eingang, und drei in der südlichen Mauer angebrachte viereckige Nischen lassen auf Götterbilder schließen, die dort aufgestellt gewesen sein mochten, während zugleich ein cyklopischer Ueberrest mitten auf der Burg mit einigem Recht für den Gemeinde=Altar gehalten werden kann, auf dem die festlichen Opfer vollzogen wurden.

Bis zum Jahr 1843 waren diese Mauern unter Schutt und Schlinggewächsen halb begraben, und kein Weg führte um sie herum. Ein Besuch Gregor's XVI. brachte die Matriener auf den glücklichen Gedanken, so unvergleichliche Monumente des höchsten Alterthums zu reinigen und zu befreien; es arbeiteten demnach 2000 Menschen zehn Tage lang den Schutt zu entfernen, und so wurde die Akropolis nicht allein wieder bloßgelegt, sondern ringsum mit

einer Straße versehen, Via Gregoriana genannt. Auf ihr kann man nun jene in Bequemlichkeit umschreiten. Damals wurde auch das große Tor ausgegraben, und der Aufstieg zum Plateau wieder eröffnet. Dieser breite, ganz ebene Burgplatz ist nur von einer steinernen Wehr umfaßt, die sich über den Cyclopenmauern erhebt, und indem er keine Gebäude außer dem Dom enthält, gibt er dem Blick die entzückendste Aussicht in die Gebirgslandschaft frei. Und wahrlich, es ist ein so hinreißend großes und schönes Gemälde umher verbreitet, daß ich nicht versuchen werde es in Worte zu fassen, oder nur die Linien der Gebirge anzudeuten, die sich in dem sonnigen Blau über paradiesischen Gefilden entfalten. Bei einer vollkommenen Stille, ja einer wahrhaften Einöde auf dieser räthelhaften Stätte uralter Menschencultur ist der Eindruck des Erhabenen ein doppelt wirksamer.

Ich sage auch nichts von dem Dom, der sich auf der einen Seite des Burgplateau's ganz einsam erhebt — ein kleiner, romantisch aussehender Bau mit einem bizarren Glockenturm, und einer Fassade, die dem Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts angehört. Eine breite steinerne Treppe führt zu dem Eingang empor. Leider ist im Innern alles modernisirt, und so erkannte ich mit Bedauern auch hier, daß selbst in den abgelegensten Ortschaften von Latium der falsche Ehrgeiz der Priester oder der Gemeinden das Ehrwürdige und Aelterthümliche durch das Neue zerstört. So wie die Modesucht allmählig die national ererbte Tracht der Bewohner vertilgt, so greift sie auch die Gebäude überall an, bedeckt sie mit nüchternen Fassaden und entstellt ihr Inneres mit grellen und kin-

dischen Farbenbildern wie im heutigen Rom, wo man in Geschmacklosigkeit mit den Sicilianern wetteifert.

Ich durchwanderte die Straßen Matri's, und immer besser gefiel mir die Stadt. Eine ziemlich reiche Cultur von Gärten umher, und drinnen ein rüstiges und arbeitames Leben, deuteten auf glückliche Zustände; und da in allen diesen Orten aus der Beschaffenheit des Brodes und des Weins, als der hauptsächlichsten Nahrungsbedürfnisse, mit Recht ein Schluß auch auf andere Verhältnisse gezogen werden kann, so überzeugte ich mich, daß die Matriner nicht Mangel leiden. Der Wein ist stark und vortrefflich, das Brod von ausgezeichnete Güte und großem Gewicht.

Weil Matri ganz außerhalb der Fremden-Tour gelegen ist, leidet man dort nichts von der Zudringlichkeit der Menschen. Ein reiner, naiver Natursinn spricht sich überall froh und mittheilend aus, und ich erinnere mich nicht, von Bettlern angerebet worden zu sein, wie man sie überall in der Sabina und im Albanergebirg schaarenweise nach sich zieht. Doch, dort betteln aus ihrem Gefängniß heraus die Gefangenen — ein wunderlicher Aublick, den man übrigens in fast allen römischen Orten haben kann. Denn zu ungezähltemalen ist mir ein gleiches begegnet. Während unsere rigorosen Systeme des Gefängnißwesens darauf hinzielen, den Gefangenen so viel als möglich von der Welt abzusondern, ja ihn wie einen verpesteten Gegenstand in der Zelle zu isoliren, einzumauern und ihm selbst den unschuldigen Blick auf Straße oder nächste Umgebung seines Kerkers zu versperren, gönnt ihm die Toleranz des Südens wieder einen zu großen Spielraum. Ich hörte

oft die Gefangenen in römischen Städten die heitersten Lieder hinter ihren Gittern singen, in Ritornellen denen auf der Straße antworten, oder ich sah sie mit der Gebärdensprache zum Fenster hinaus Geschichten erzählen, die der Fremde freilich nicht versteht. Nun aber ist ihnen selbst das Betteln noch im Kerker gestattet. Diese Verbrecher, oft nur um geringe Vergehen bestrafte Nichtsthuer, strecken ein langes Rohr aus dem Gitter heraus, an welchem mittelst eines Fadens ein leinenes Beutelchen befestigt ist. Zwei, drei, vier solcher Rohrstangen sieht man zu gleicher Zeit in Bewegung, und die sie heranzustrecken gleichen den Anglern, welche mit der größten Seelenruhe ihr Angelrohr in den Händen halten, um es heranzuziehen, wenn der Fisch angebissen hat. So taumeln dort die leeren Beutelchen in der Luft hin und her; geht nun jemand an dem Gefängniß vorüber, so senkt sich Angelrohr und Beutel ihm vor der Nase nieder, und der Gefangene bittet um der Madonna willen ihm ein Geldstück hineinzulegen. Er ist nicht minder vergnügt, wenn man ihm eine Cigarre hineinsteckt, die er dann mit Wohlbehagen hinter den Eisenstäben rauchen wird; hat er aber ein paar Bajocchi erhascht, so läßt er sich Wein holen, oder was ihm sonst wünschenswert erscheint. Ich konnte diese classische Art zu betteln niemals ohne Heiterkeit betrachten, und mußte mich stets der Sage erinnern, welche von Belisar erzählt, daß er aus dem Fenster seines Turms die Vorübergehenden angebettelt habe — wenigstens zeigt diese Fabel, daß jene Toleranz sehr alt sei, und vielleicht streckten die Gefangenen aus den Kerkern schon in alten Römerzeiten solche Rohrangeln hervor.

Ich brach von Matri auf, um die Grotte von Collepardo zu besuchen, von deren Schönheit ich mir so viel hatte erzählen lassen. Ein Gebirgspfad führt zu ihr hin; denn wenige Millien hinter der Stadt verwandelt sich der Charakter des Landes, die Cultur verschwindet, nackte rote Kalkfelsen führen in das Gebirge, dessen wilde Einsamkeiten nun den Wanderer umfängen.

Ein Kohlenbrenner aus dem kleinen Gebirgsort Collepardo, welcher in Matri seine Last abgesetzt hatte, und zufällig mit mir zusammentraf, wurde mein Begleiter und Führer durch diese Berge. Ich hörte gern den Erzählungen dieses gutmütigen Menschen von der Aermlichkeit, aber Genügsamkeit des Lebens in seiner Heimat zu, obwohl sein Bergdialekt mir das Verständniß etwas schwer machte.

Die Felsenmassen wurden rauher und rauher, die Täler romantischer und wilder, und wir passirten nun den Fluß der Cosa, welcher mit Gewalt durch diese Berge herunterbraust. Sein Wasser, grünlich an Farbe, wie der Inn im Engadin, ist kalt und leicht, und wimmelt von Forellen. Diese Lebensader des Gebirgs zieht den einzigen schmalen Culturstreifen durch die Felsenwildniß; nach einem jähen und donnernden Lauf stürzt sie sich in den Saccosfluß, und eilt mit ihm dem Tiris zu.

Hoch über der Cosa, wo sie am Fuß einer steilen Felsenwand sich durch enge Schluchten zwingt, liegt Collepardo. Nichts melancholischeres mag man sehen: kleine Häuser aus Kalk stehen in gestreckter Reihe beisammen, durch eine bizarre Kirche unterbrochen, und eine schwarze zerplitterte Mauer zieht sich rings umher — ein Beweis

daß auch diese arme Ortschaft nicht vor dem räuberischen Feinde sicher war. Wenige Gärten, Olivenbäume und Weinreben gaben hier äußerste Dürftigkeit zu erkennen; denn außer dem kleinen Plateau, worauf Collepardo steht, schien rings umher alles von Felsen zu starren. Der wackere Kohlenbrenner lud mich ein in seinem Haus abzustiegen, was ich gern that, da ich sonst wegen des Unterkommens in Verlegenheit geblieben wäre. Ich richtete mich in dem ärmlichen Gemach so gut ich konnte ein, um die Sonnenhitze vorübergehen zu lassen. Nun traf es sich mir äußerst erwünscht, daß eine Partie von Herren aus Belletri eben zu Pferd angekommen war, welche die gleiche Absicht, die Grotte zu sehen, hieher geführt hatte, denn so wurde es mir möglich, dieses Wunder auch bei Fackelbeleuchtung zu betrachten.

Die Höle liegt tief unten, und zwar unmittelbar unterhalb Collepardo. Eine steile Bergwand führt zu ihr hinab; hier braust der Cosafluß durch eine Schlucht; man reitet eine Zeitlang an seinem Ufer hin, welches Castanien beschatten, und hat zu beiden Seiten Felsenwände in den grandiosesten Formen. Zur Linken steigt der Berg Marginato auf, und streckt seine verwitterten Massen in die Luft hinaus, tiefe und schwarze Schatten in das Wasser werfend, welches um das Gestein mit Wut siedet und kocht. Rechts erhebt sich eine nicht minder abschüssige, von Bannwuchs umbuschte Felsenhöle, in welcher eben die Grotte liegt.

Schon der Eingang zu ihr verspricht etwas außerordentliches. Ein schwärzlicher Schlund gähnt aus finstern Blöcken hervor, und ein kalter Luftstrom scheint aus der tiefsten Tiefe heraufzuquellen. Wir hüllten uns sorg-

sam ein, ehe wir hinabstiegen. Die Führer mit den Fackeln waren vorausgegangen, und bald zeigten uns leichte Rauchwolken, die aus den Spalten der äußern Wand hervorstiegen, daß jene drinnen seien. Ich habe sehr viele Grotten in Gebirgen gesehen, und bin für diese Naturspiele im ganzen nicht mehr empfänglich; ich versprach mir daher auch nicht viel von der Grotte von Collepardo, als ich sie betrat. Indes machte sie doch Eindruck auf mich, und dies zumal deshalb, weil sie sehr großen Raum hat. Sie besteht nämlich aus zwei Hauptteilen, gleichsam zwei ungeheuren Sälen, die in der Mitte durch eine zerrissene niedrige Mauer getrennt sind. Die Farbe der Wände und des Bodens ist schwarz oder gelbbraun; große Felsen liegen umher, die man zum Teil erklettern muß, und von den unregelmäßigen Wölbungen der Decken hängen Stalaktitenbildungen in großen oder kleinen, mannichfaltigen Formen herab, während andere wieder vom Boden selbst in bizarrsten Gestalten und Gruppen ihnen entgegen zu wachsen scheinen. Die seltsamsten Gestaltungen haben sich in dem hintern Teil der Grotte gebildet; ihn völlig zu übersehen, ließ man uns im vordern Raum so lange warten, bis jener völlig erleuchtet war. Denn viele Männer und Knaben hatten sich nicht allein mit ihren Fackeln hie und da aufgestellt, sondern auch große Haufen von Berg an verschiedenen Orten angezündet. Als ich nun in den so erhellten Zaubersaal hineinblickte, war es allerdings ein befremdender Anblick. Bald schien man in einen ägyptischen Tempel von schwarzen Säulen einzutreten, zwischen denen Bildwerke von Sphingen und Göttern standen, bald schweifste man in einem Wald von steinernen Palmenkronen

und andern phantastischen Gewächsen, und wieder starteten hier Lanzen und Schwerter, oder hingen Rüstungen von Riesen und Zwergen von den Wänden nieder. All dies lebte und flackerte vom Schein der Fackeln, welche hier die Massen grell heraustreten ließen, und dort um so mächtigere Schatten erzeugten. Die wallenden Rauchwolken zogen wie Schleier hin und wieder, und durch die feuchte Luft warfen sich mit wildem Schrei die aufgestörten Fledermäuse und Nachtulen hervor. Es ist von solchen Hölen kein Bild zu machen, denn die Einbildungskraft eines jeden sieht sie auf besondere Weise, und bevölkert sie mit Phantomen. Natürlich fehlt es nicht an Benennungen von einzelnen besonders hervortretenden Tropfsteinbildungen, und ich mußte bald dieses, bald jenes Absonderliche erkennen, wovon mir nur die sogenannten „Trophäen der Römer“ im Gedächtniß geblieben sind, einige markirte Formationen, welche leicht an jene Trophäen erinnern können, die über dem Ausgang zum Capitol von Rom stehen. Ohne Zweifel enthält die Höle von Collepardo noch einen größern Zusammenhang von Gemächern und erstreckt sich tief in den Berg hinein; aber man hat es noch nicht möglich gemacht weiter vorzudringen.

Ueberhaupt finden sich in dieser Gegend viele Hölenbildungen im Kalkgestein, die ehemals manchen Einsiedler mögen beherbergt haben. Noch im Jahr 1838 wohnte bei Collepardo in einer Grotte des nahen Bergs Avicenna ein Eremit. Es erschien dort im September jenes Jahrs ein junger Franzose, der sich Stefan Gautier nannte, und erklärte, Eingebungen des Himmels zu folgen, welcher ihn in diese Wildniß berufen habe, um ein Anachoretenleben

zu führen. Der Fremdling richtete sich in jener Höle ein; man brachte ihm Speise und Trank; er betete und castete sich, und man sah ihn oft in Collepardo, in Veroli oder in der Carthause von Trisulti, wo er die Kirchen besuchte und mit den Mönchen verkehrte. Seine Lebensweise war untadelhaft, ja die eines angehenden Heiligen, obwol er noch bei jungen Jahren war. So hatte Gantier bereits zwei Jahre in jener Einsamkeit gelebt, als eines Tags Häscher seine Höle umstellten, ihn ergriffen und gefangen mit sich führten. Niemand wußte die Ursache, und niemand konnte nachher von dem Schicksal des Eremiten eine bestimmte Kunde geben; man wußte nur, daß der Heilige in die Hände der französischen Justiz ausgeliefert worden sei; ein Gerücht sagte, er sei in eines der Attentate gegen das Leben Ludwig Philipp's verflochten gewesen.

Die Natur hat viel merkwürdiges um Collepardo zusammengedrängt, denn nur eine kurze Strecke von der Stalaktitenhöhle entfernt liegt jener berühmte Brunnen Italiens, der Pozzo di Santulla, hart an der Straße nach der Carthause. Diese aber wollte ich noch vor Abend erreichen, um die Gastfreundschaft der Mönche anzusprechen. Nach einem halbstündigen Ritt zwischen Gärten und auf einer steinigen Hochfläche sah ich mich plötzlich an dem Rand einer kreisförmigen steilen Vertiefung, welche auf das lebhafteste an die großen Latomien von Syrakus erinnerte. Bei einer Peripherie von ungefähr 1500 Schritten versenkt sich dieser räthelhafte Brunnen in eine Tiefe von über 150 Fuß, und zeigt in seinem Grund einen dunkelgrünen Wald von Baumwipfeln und Schlinggewächsen, welche, wenn ein Pflüchlein sich hinunterwagt, saust wie

die Wellen eines Sees auf- und niederschwanen. Die Sonne ließ von dem klarsten Himmel Streiflichter in diese Tiefe fallen, und ich sah weiße Schmetterlinge munter hin und her über dem versunkenen Walde spielen. Blühende Ranken hingen über den Zweigen dieser Bäume, welche, wie man versichert, mehr als 30 Fuß hoch aus der Tiefe emporsteigen, und von oben gesehen dennoch nur Sträuchern ähnlich sehen. Die unerreichbaren Blumen in diesem Grunde, die wilden labyrinthischen Pfade im dunkeln Dickicht, das Flattern des Geflügels welches dort sein Wesen treibt, locken die Phantasie hinunter; sie stellt sich in diesem unterirdischen Zauberhain ein Feenparadies und einen Lustgarten für Oberon und Titania vor. Reichlich sickern dort Quellen geheimnißvollen Laufs und ernähren ein immer grünes Kraut, während dieses Becken den Thau der Nacht zu sich niederzieht und in sich versammelt. Mit Bewunderung senkt sich dann der Blick längs den Wänden schwindelnd in die Tiefe; in bizarren und phantastischen, tropfsteinähnlichen Formen und Figuren stürzen sie ringsum herab, überbuscht von Eichenzwegbäumen, von goldblumigen Ginster und von Mastixsträuchern. Sie sind mit einem bunten Irispiel von Farben geschmückt, denn bald ist das Gestein zart silbergrau, bald brennend rot, wieder dunkelblau, gelb und tiefschwarz. Faßt man diesen Brunn mit der wilden Bergscenerie ein, welche den Horizont umgibt, so ist es ein Theater, welches in Worten gar nicht ausgedrückt werden kann: hier die braune Ortschaft Collepardo hinter grünen Bäumen schwermüthig gelagert, dort lange Blicke in absinkende Felsentäler; weiterhin riesige und stille Berge von majestätischen Formen, um deren nie

betretene Gipfel einsame Goldadler schweben, oder phantastische Nebel ihre weißen Schleier ziehen.

Wild aussehende Hirten, Sandalenmänner des Gebirgs, mit lanzenähnlichen Stäben, waren am Rande des Brunnens mit ihren Kletterziegen gelagert, und brachten Leben in diese große Scene, während einige kräftige Buben sich vergnügten Steine hinabzurollen. Sie fielen mit dumpfem Gefrach in den Wald hinunter, und schreckten dann die grauen Tauben aus ihrem Nest auf, die mit der Schnelligkeit der Blitze aus den Wipfeln emporschossen und verzweifelt hin und wieder fuhren. Obwol diese Hirten mir sagten, daß in dem geheimnißvollen Brunnen sich ein Tiger aufhalte, so gestanden sie doch zu gleicher Zeit, daß sie dann und wann Ziegen an Stricken hinunter ließen. Diese Thiere finden dort Wasser und Kraut in Fülle und bleiben in dem Wald monatelang, bis sie wolgenährt wieder herauf geholt werden, denn die Hirten selbst steigen an Stricken hinunter um sie emporzubringen.

Läge der Pozzo in Deutschland oder in Schottland, so würde ihn die Phantasie des Volks ohne Zweifel mit den fabelhaftesten Wesen bevölkern; aber die Italiener haben im ganzen keinen Sinn für das Märchen- und Geisterhafte, weil es die Klarheit der Lüste bei ihnen nicht gedeihen läßt. Und so war mir auch die Erzählung von dem Ursprung dieses Brunnens charakteristisch, wie ich sie aus dem Mund der Hirten hörte, denn sie ist eine Legende. Der Pozzo, so sagten sie mir, war ehemals eine große kreisrunde Tenne; eines Tags erschreckten sich Leute dort Getreide auszustampfen, obwol das Fest der Assunta der heil. Jungfrau gefeiert wurde.

Madonna erzürnte über diesen Frevel; sie versenkte plötzlich die Tenne mit allem was sich auf ihr bewegte, und so sei der kreisförmige Pozzo entstanden. Im Hintergrund dieser Legende glaubte ich die kluge Absicht eines Mönchs oder Priesters erkennen zu dürfen. Vulcanische Erscheinungen zeigen sich übrigens nirgend, daher mag wol die Ansicht richtig sein, daß dieser Brunnen ehemals eine Höle war, deren Gewölbe einstürzte. Nur ungern riß ich mich von dieser merkwürdigen Erscheinung los; ich dachte mir mit Verlangen das magische Schauspiel nächtlicher Beleuchtung, wenn der Mond durch diese große Bergwildniß schwebt, und sein dunstiges Licht von den Kraterwänden auf den Geisterwald dort unten niederquillt.

Die Ziegenhirten führten mich und meinen Campagnolen auf steinigen Pfaden seitwärts weiter, bis wir die betretene Felsenstraße erreichten, welche man einschlagen muß, um nach der Carthause von Trisulti zu gelangen. Diese weit und breit berühmte Abtei sollte etwa eine deutsche Meile vor uns liegen; sie war nicht sichtbar, aber man zeigte mir oben in der hohen Bergregion, die zu ersteigen war, den finstern Streifen eines Eichenwalds, hinter welchem ich sie, ein wahres Culturwunder des Gebirgs, finden würde. Ich erinnere mich kaum einer wilderen und schöneren Berglandschaft, als jene war, die ich nun tief absteigend durchritt. Der Blick fiel bald in schwindelnde Tiefen, aus denen dumpfen Schalles das Getöse des Cosafusses emporkam, bald erhob er sich wieder zu prächtigen Bergpyramiden, unter denen die Donna gigantisch gen Himmel ragt.

Wir zogen hinunter, hie und da an grauen Felsen-

obelisken vorüber, welche, den Weg versperrend, sich einzeln vorgeschoben hatten, und nach einer beschwerlichen halben Stunde waren wir unten an dem Fluß angelangt. Er hat hier zwei Berggebiete durchrissen, und donnernd stürzt er seine Schaumwellen durch finstre Schluchten weiter. Die Sonne war schon hinter die Berge gesunken, sie vergoldete noch mit verschwebender Glut die Gipfel ringsumher. Nun stiegen wir über breite Flanken des Gebirgs empor. Ich wandte mich nach jener Richtung um, von der ich gekommen war, und sah in nicht zu großer Entfernung acht bis zehn Soldaten mit raschem Schritt den von mir zurückgelegten Pfad herunterkommen. Waren es Banditenjäger? Ich bezweifelte es, denn die berüchtigte Räuberbande des Gasperone trieb ihr Wesen in diesen Bergen nicht mehr, wo man noch an mancher Stelle Räubernamen lesen soll, welche jene Briganten mit ihren Dolchen in die Felsen eingegraben. Diese Soldaten, so sagte mein kundiger Begleiter, kommen aus Matri zum Besuch nach der Carthause, bei den Mönchen Nachtlager und Kost zu finden. Denn Ihr müßt wissen, daß die reichen Weißkuttен durch ein Gesetz gezwungen sind, jeden Wegewanderer drei Tage unentgeltlich zu verköstigen; und wenn ein ganzes Heer in ihre Carthause einrückte, so dürften sie ihr Klosterhaus ihm nicht versperren. Da ich nun wußte, daß jene Gesellschaft, mit der ich die Grotte von Collepardo gesehen, die vorige Nacht auf Unkosten der Mönche gelebt hatte, da ich hinter mir her halbverhungerte Soldaten sah, welche schon in Gedanken das Kloster durchschwelgten, und weil ich die gleiche Absicht hegte und mir eines rückichtslosen Hungers

bewußt wurde, so stiegen mir einige Besorgnisse auf. Komm denn, Francesco, sagte ich, und laß uns die Schritte verdoppeln, damit uns jene Soldaten nicht überholen und die Gesichter der Mönche für uns finster machen, wenn auch wir an ihre Thüren pochen, Speise, Trank und Herberge zu begehren. Francesco lachte, und wir trieben uns rüftig vorwärts.

Ich hatte das Felsenplateau erreicht, auf welchem die Carthause von Trisulti steht; es ist die breite Absenkung herrlicher Bergpyramiden, welche sich unmittelbar über ihm aufstürmen. Aber noch entdeckte ich das Kloster nicht, der schönste Eichenhain verbarg es meinem Blick. Ihm zureitend, sah ich schon von fern zwei weißgekleidete Klosterbrüder in ihm auf- und niedergehen. Diese heiligen Männer wandelten nachdenklich in dem kühlen Schatten majestätischer Bäume, so daß ich die philosophische Ruhe beneidete, die sie leidenschaftslos genossen. Wenn irgend das menschliche Gemüth sich in Ergebung, Ernst und hoher Betrachtung sammeln mag, so dürfte es hier in einer der erhabensten Einsamkeiten sein, welche ich irgend sah. Ein Abendlüftchen rauschte durch die tiefschattigen, jahrhundert alten Wipfel, und rings standen in feierlicher Majestät ewige Berge umher. Die Glocke des Klosters scholl plötzlich über den Wald her, trauervolle Andacht verbreitend: ich fühlte den Geist des Mittelalters mächtig auf mich wirken.

Ich trat auf einen der Mönche zu, kündigte mich als Reisenden an, und bat um Gastfreundschaft für eine Nacht. Der stattliche und wolgenährte Bruder wies mich ans Kloster selbst, wo ich mich beim Guardian zu melden

hätte. Nachdem ich nun eine kurze Strecke den Hain durchritten hatte, enthüllte sich die Carthause meinen Blicken. Auf solcher Höhe eines unwegsamen Gebirgs, über dessen rauhe Felsenwände der Wanderer mühsam kletterte, plötzlich vor einer blühenden Dase der Cultur sich zu finden, dies hat etwas unbeschreiblich reizendes. Das kleine Himmelreich und Eden der Heiligen schimmerte aus grünem Laub hervor, phantastisch, heimlich und wunderbar; nicht ein einzelnes Gebäude, sondern ein Verein von saubersten Capellen, Kirchen, umschlossenen Höfen, Anlagen verschiedenster Art, im wohllichsten Zustand, Reichthum und friedliches Glück verkündend. Ringsumher alte schattige Bäume, einzeln oder in Gruppen, umfriedete Gehege, Kinder, Schafe, Ziegen, Mönche auf- und abgehend, arbeitende Dienstmannen, ein lebhaftes Treiben von vielerlei Menschen, welche das Kloster ernährt.

Der Guardian, ein großer und ernster Mann mit langherabwallendem Bart, nahm mich am Thor des Vorhofs freundlich an, und bedeutete mir dem Superior mich vorzustellen, welcher dann die weitem Befehle für meine Aufnahme erteilen würde. Ich wurde in den innern Hof geführt, ein großes Viereck, welches die Klostergebäude und die Fassade der Kirche umschließen. Alles ist hier in der aufmerksamsten Reinlichkeit gehalten und gepflegt, aber die Gebäude haben nichts altzeitliches, sondern zeigen den Luzzstil des achtzehnten Jahrhunderts. Im Innern lange und lustige Corridore, zu deren beiden Seiten die Zellen der Brüder sich befinden. Den Superior fand ich in einem geräumigen Gemach hinter einem Schreibtisch beschäftigt, Dienstleuten zuhörend, welche irgendein An-

liegen vorzutragen schienen. Er genehmigte gern meine Bitte um Aufnahme, ohne mich nach Vaterland oder Confession zu fragen; freilich genügt den Mönchen ein flüchtiger Blick auf Gestalt, Physiognomie und Ausdrucksweise des Fremdlinges, um den Katholiken oder Protestanten zu erkennen.

Nachdem mir der Superior einen Laienbruder zugewiesen, verließ ich ihn, und ward in die Foresteria geführt. So nennt man die abgesondert gelegenen Gastzimmer, welche in solchen Klöstern für die Herberge der Fremden bestimmt sind: sie sind ersten und zweiten Ranges, je nach dem Stande des Gasts. Denn wer zur anständigen Classe gerechnet wird, erhält ein Zimmer in der Foresteria nobile oder de' Signori; wer niedriger taxirt wird, begnügt sich mit einem bescheidenen Unterkommen, und die unterste Stufe der menschlichen Ansprüche führt endlich zu den Kammern der Knechte, oder in die Stallungen, wo das arme Wandervolk sich auf Stroh ausstrecken mag. Man hatte mir ein gutes Zimmer neben dem Gastsaal angewiesen. Ein reinliches Bett, frisch bezogen, verhieß ein bequemes Lager, und der Diener, ein gewandter junger Mensch, welcher in verschiedenen Städten als Gasthauskellner fungirt hatte, und nun in den Dienst der Foresteria gekommen war, tröstete mich mit der Aussicht auf ein Abendessen, welches er mir zur vorschristsmäßigen Stunde in jenem Saal serviren würde. Bis dahin, so sagte er, könnte ich mich in aller Ruhe mit Besichtigung der Klosteranstalten vergnügen.

Ein Laienbruder führte mich umher, und machte den Erklärer. Der Merkwürdigkeiten gab es in der Car-

thause wenige, denn leider ist alles Altertiimliche unter den späteren Restaurationen verschwunden, so daß ich für meine Wißbegierde nicht viel zu notiren fand. Die Lage im Gebirge, die Lebensweise der Mönche in ihrer einsamen Republik, ihre praktische Wirkung auf die Gesellschaft, die Geschichte dieses seltsamen Ordens gaben indeß reichen Stoff zu Betrachtungen. Der heilige Bruno, einer der Charaktere, wie solche die Epoche der Kreuzzüge erzeugte, und wie sie in Franciscus und Dominicus bald darauf so merkwürdig hervortraten, hatte, entsetzt über die Ausschweifungen des Erzbischofs Manasses von Reims, die Regel der Carthäuser gestiftet, gegen das Ende des elften Säculum. Dieser Orden, geselliges Mönchtum und Anachoretenleben in sich vereinigend, zur äußersten Strenge der Entsagung verdammt, erhielt seinen Namen von dem Ort la Chartreuse bei Grenoble, wo er seine Anfänge nahm. Seine Statuten (*Consuetudines Cartusianae*) datiren vom Jahr 1134, seine Bestätigung durch den Papst erlangte er im Jahr 1170. In einer Zeit, wo durch den Kampf mit dem mohamedanischen Orient, durch die Kriege der Kirche mit der Ketzerei der Albigenser, und endlich mit dem Staat, die Gemüther der Menschen in mystische Ekstase versetzt worden waren, mußte ein neues reformirtes Mönchtum schnellen Erfolg haben. Die Carthäuser breiteten sich bald aus, und die extremen Sonderbarkeiten ihrer Regel trugen nicht wenig dazu bei. Schon im Jahr 1208 siedelten sich diese Väter in Trisulti an, welchen Ort ihnen Innocenz III. übergab. Sie fanden hier ein verfallenes Kloster vor, das ehemals den Benedictinern gehört hatte, und errichteten aus dessen Trüm-

mern im Jahr 1211 die ursprüngliche Carthause. Man sagt, ein Castell Trisalto habe jener Gegend den Namen gegeben, welcher gewöhnlich *a tribus saltibus*, von drei waldbewachsenen Höhen erklärt wird.

Obwol das Gelübde der Armut den Mönchen durch die Regel aufgelegt wird, schließt sie dennoch den Reichtum des Klosters nicht aus, und Trisulti wurde mit der Zeit in Besitz großer Landgüter in der Provinz von Grosinone gesetzt, die es noch heute behauptet. Es prangt freilich nicht, wie jenes bei Pavia, durch Schönheit der Gebäude und Kunstwerke, vielmehr hat es einen durchaus ländlichen Charakter, welcher der Uncultur der lateinischen Campagna entspricht. Auch werden nicht so glänzende Räume in ihm gefunden wie sie die Carthause Rom's in den Thermes Diocletian's aufzuweisen hat, welche übrigens eine junge Stiftung des sechzehnten Jahrhunderts ist und diese alte und ehrwürdige Certosa von Trisulti als ihre Mutter anerkennt. Die kleine Klosterkirche, von Innocenz III. im Jahr 1211 gebaut, endlich im Jahr 1768 erneuert, ist mit buntem Marmor und vielen Bildern geschmückt. Ueber dem Eingange erinnert ein Gemälde an die Stiftung der Certosa, da Innocenz III. dargestellt ist wie er die Carthäuser in den Besitz derselben setzt. Auf beiden Seiten im Innern ist hier das Martyrium der Maccabäer, und dort ihm entsprechend die Verfolgung zu sehen, welche die Carthäuser in England unter Heinrich VIII. erlitten. Im prachtvoll geschmückten Priesterchor sieht man Moses die Quelle aus dem Felsen schlagend, und ihm gegenüber Bruno, der dasselbe erquickende Wunder wiederholt.

Größeres Vergnügen als mir diese modernen Bilder verschafften, gegen welche man endlich gleichgültig wird, hatte ich bei Durchwanderung der andern Klosterräume. Das Refectorium, passend geschmückt mit einem Gemälde, welches die Brod- und Fischvermehrung darstellt, ist ein geräumiger Saal. Hier versammeln sich die Brüder zu einem gemeinschaftlichen Male an Festtagen, denn sonst schreibt die Regel das einsame Essen in der Zelle vor. Man zeigte mir die saubere Küche und die Bäckerei, wo ein schmachhaftes Brod von feinerer und gröberer Qualität in Menge bereitet wird, da mit ihm nicht allein die Kost der Mönche, sondern auch die der vielen Dienstleute bestritten wird. Ein Wasserbecken, aus dem sich ein Canal ergießt, versorgt die Mühle in einem nahen Hof. Das sehenswürdigste jedoch, was man mir mit dem gerechtesten Stolz zeigte, ist die Apotheke, und ich betrat sie mit größerer Andacht als mir die Kirche eingestößt hatte. Die Vereinigung des medicinischen Heils mit der Sorge für die Seele ist eine natürliche und uralte Aufgabe dieser Klosteranstalten in einsamen Gegenden; die Mönche, welche der Arzneiwissenschaft obliegen, üben eine Thätigkeit aus, die weithin wirksam und wahrhaft preiswürdig ist. Die Natur der Berge ladet sie zu unausgesetztem Studium der Heilkräuter ein, die hier in Fülle wachsen, und welche angenehmere Beschäftigung kann es geben, als in diesen Gebirgen an Fels und Fluß zu botanisiren, wunderwirkende Balsampflanzen zu sammeln und medicinisch zu bereiten?

Ein schöner Mönch, mit einem langen rötlichen Bart, daß er einen Magier des Mittelalters trefflich darstellte,

empfang mich in dem saubersten Tempel Aesculaps, den man sich vorstellen mag. Dieses Haus liegt nicht weit vom Eingang zum Kloster innerhalb der Ringmauer. Vor der offenen Gallerie der Apotheke erfreut Auge und Sinn ein wolgepflegter botanischer Garten voll von frischen duftigen Gewächsen mannichfaltiger Art, unter denen es auch nicht an Zierblumen fehlt. Blühende Stauden in großen Vasen schmücken die Veranda oder Terrasse des reizenden Hauses, welches in der That dem Gartenhaus einer Villa gleicht. Tritt man durch die Glashüre in das Innere, so sieht man sich in einem reichen Apothekerladen. Der gelehrte Mönch zeigte mir mit Zuborkommenheit seine Schätze in Flaschen und Gefäßen, und machte mich bedauern, daß ich ihn nicht durch medicinische Teilnahme zu unterhalten verstand. Mittlerweile erschienen Landleute sich Medicamente zu holen, welche unentgeltlich gereicht werden. Die Apotheke von Trisulti ist weit und breit als eine Heilanstalt in diesen Bergen verehrt, so daß ihre Wohlthat bis tief hinein in die fiebervolle Campagna Latiums empfunden wird. Den Deutschen mag es interessiren, daß in der Bibliothek dieser entlegenen Officin die Werke Hahnemann's gefunden werden.

Wenn nun die Orte der Umgegend vielfachen Gebrauch von den Heilkräften dieser Apotheke machen, so wird sie von den Klosterbrüdern selbst wenig in Anspruch genommen. Ich erinnere mich nicht leicht Mönche so kräftigen Aussehens gefunden zu haben. Die Ruhe des Gemüthes, eine immer gleich strenge Diät, und vor allem andern die köstliche Bergluft, erhalten sie im Wolfein, und ihre Nächte und Tage, durch wiederholtes Gebet und

Kirchendienst unterbrochen oder ausgefüllt, werden sonst nicht in geistigen Anstrengungen hingebacht. Das Kloster besitzt zwar eine kleine Bibliothek, und es gibt Mönche, welche gelehrte Studien betreiben, aber im ganzen gedeihen solche in dieser Wildniß nicht. Ich überzeugte mich davon, als ich mit dem Bibliothekar, im großen Hof umherspazierend, mich unterhielt, und da meine Fragen diesen würdigen Mann in Verlegenheit zu setzen schienen, so hielt ich es für passend, dergleichen Gespräche nicht fortzuführen. Ich verabschiedete mich von ihm, setzte mich in einem der Höfe nieder, und betrachtete die Gestalten der umherwandelnden Brüder. In ihren schneeweißen Kutten nahmen sie sich prächtig aus. Es fiel mir auf, daß sie weder Bart noch Haar tragen. Denn jeden Monat wird zweimal auch das Haupt geschoren, bis auf die Corona oder den Haarfranz, welcher stehen bleibt. Nur die Laienbrüder tragen einen langen Bart, wie die Capucinermönche. Ueberhaupt gibt es hier manche Abstufungen unter den Brüdern, gleich jenen des mystischen Bundes der Pythagoräer.

Die in ihre Zellen verschlossenen Heiligen des äußersten Grades sah ich nicht. Das Schweigen, in welches diese sich hüllen, mag wol als das höchste von selbstquälerischer Entfagung betrachtet werden, wozu der fanatische Mensch es gebracht hat. Indem sie das Wort, den Schlüssel des Lebens und der Dinge, von sich werfen, tauchen sie die Seele in diese entsetzliche Geistesstille, welche völliger Blindheit gleichkommt. Ein *memento mori* unterbricht sie nur als schauerlicher Gruß, den sie einander begegnend sich zurufen. Man sagt, daß diesen wandelnden Todten, oder Gespenstern bei lebendem Leib, gestattet sei, ihre Zellen

mit einigen Liebhabereien zu schmücken; der eine erzieht sich Blumen in Scherben, mit denen er schweigende Gespräche führt; der andere weidet seinen Blick an einem geliebten Heiligenbild, oder er pflegt einen Vogel im Bauer und horcht seinem Gesang, wenn überhaupt ein Vogel in solcher Geisterzelle singen mag. Bisweilen durchbricht die empörte Natur gewaltsam den Bann, der ihre göttlichste Lebensoffenbarung verschließt, und der Schweigende beginnt zu reden; dann wird er öffentlich gestraft; er bietet weinend seine Schulter Geißelschlägen dar, die ihn nicht physisch, sondern nur in der Seele schmerzen. Es mag sein, daß in diesen ernsten Bergen das Schweigen leichter wird; der Geist Gottes scheint allein hier zu reden, im Rauschen des Waldes, im Brausen der wilden Cosa, im Sturm und Donner der Wetterwolken, die sich um die Berggipfel rollen. Und welche düstere Gemüther mag hier die Natur, die Zelle und die Klosterregel erziehen? Vermöchte der Blick in diese verschlossenen Seelenzustände hinabzudringen, er würde wol das Ungeheuerste gewahren.

Aus solchen Betrachtungen erlöste mich glücklich das Abendessen. Mein flinker Diener meldete mir, daß es angerichtet sei, und Appetit wie Neugierde waren gleich groß. Keine Fleischspeise wird im Kloster genossen, der Gast muß sich eben der Regel fügen; Del und Essig mag er dagegen zum Ueberdruß haben. Nun bestand mein Tisch aus folgenden Speisen: einer Schüssel in Del gesottener Maccaroni, vortrefflich zubereitet und mit Bergkräutern statt des Parmesankäses gewürzt; einer Schüssel kalter grüner Bohnen in Del und Essig; kalten Fischen in Del und Essig; einer Flasche ungenießbaren essigsauren

Weins; zum Dessert ein Stück in Del gebackener Torte. Obwohl ich meinen Wirten alle Ehre zu machen suchte, konnte ich doch nur wenig von diesen Speisen zu mir nehmen; ich begnügte mich mit Maccaroni und dem vorzüglichsten Brod. Ich ging nun hinaus, nachzusehen wie mein Campagnole versorgt worden sei; er sagte mir, man habe ihm ein Brod und einen kalten Fisch zu essen gegeben.

Es war tiefe Nacht geworden, der volle Mond stand an dem klarsten blauen Himmel, und erleuchtete das herrliche Bergtheater ringsumher. Die in Licht getauchten Bäume, die schwarzen Schatten der Felsen, schimmernde Dämpfe in den Thälern, das schauerliche Schweigen, durchbrochen vom melancholischen Ruf des Upupa, der großen Bergeule, oder von dem dumpfen Klauschen der Cosa — all das wirkte magisch um das Kloster her.

Um Mitternacht weckte mich die Glocke vom Turm: man läutete die Matutine — ich wußte, daß nun der Excitator von Zelle zu Zelle ging um die Mönche zu wecken. Nun beten sie die ersten vier Bußpsalmen, dann gehen sie hervor in die Kirche, wo sie drei Stunden lang die Matutine singen. In ihre Zellen zurückgekehrt, setzen sie auch dort noch die Gebete fort, und dann ist ihnen zur Erholung eine kleine Pause des Schlafs gestattet. So geht es Nacht für Nacht. Ich horchte den Glockenklingen, die seltsam und gespensterhaft zu klingen schienen, und gern wäre ich zur Kirche hinuntergegangen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die Heiligen zu stören. Ich schlief über den Gefängen ein, und als der Morgen graute, pochte mein Führer schon an meine Zelle, mich zum Mitt nach Veroli zu wecken.

Ich verließ das Kloster, ohne dem Superior meinen Dank sagen zu können, denn keine Seele zeigte sich außer dem Pförtner und dem Gastbedienten, welcher sich entschuldigte mir den Abends vorher zugesagten Kaffee nicht bringen zu können, denn auch für das Frühstück schreibe die Regel eine bestimmte Stunde vor. Dies war mir sehr unlieb, weil der Weg durch das Gebirge bis nach Veroli lang ist, und wir Culturmenschen fühlen uns selten am Morgen in völliger Nüchternheit wol aufgelegt. Indes tröstete mich Francesco mit einem Stück Brod, das er zu sich gesteckt hatte, und die schmackhaftesten Brombeeren wurden mir von einem Strauch in unmittelbarer Nähe des Klosters gastlich dargeboten.

Der Morgen in dieser Alpennatur war von einer entzückenden Schönheit, der Blick in die wechselvollen Berge immer neu belebend. Eine Stunde lang ging es neben Abgründen fort, welche die Cosa durchrissen hat, dann senkt sich der Pfad zu langen und anmutigen Alpenwiesen nieder, welche Eichen und Castanien umschließen. Dies alles ist Eigenthum der Carthäuser. Die Pferde des Klosters weideten dort rudelweise, und von Zeit zu Zeit sah man Ziegenheerden; die Hirtenfamilien waren unsener geschäftig die saure Milch in Käse zu verwandeln. Kleine Maiereien, von denen viele Klostergut sind, unterbrechen bisweilen die Einsamkeit; ich fand deren von so reizender Lage in grünen Tälern und an frischen Bergquellen, daß ich die Menschen glücklich pries, die dort in Frieden ihre Tage zubrachten. Sie alle sahen wolgenährt aus, und keiner bettelte den Reisenden an.

Nach mehreren Stunden erreichte ich, das Gebirge

hinter mir lassend, die fruchtbare Campagna von Veroli, und sah diesen großen Ort auf einer wahrhaft bedeutenden Höhe vor mir. Er beherrscht ein erhabenes Theater, da der Blick über Latium bis ins Königreich Neapel dringt, und überall auf den blauen Vorhöhen in Ferne und Nähe weiße Castelle und Städte schimmern.

Veroli ist eine bischöfliche Stadt von einiger Betriebsamkeit; sie versorgt die Gegenden umher besonders mit Teppichen einer geringen, aber vielbegehrten Art, welche aus bunten Tuchstreifen gewebt werden — eine ächt national-ciociarische Waare. Die Straßen sind enge und vielfach gewunden, manche Viertel von ganz labyrinthischer Anlage und voll von kleinen bizarren Häusern, die meist offene Gallerien haben. Ich fand die Plätze mit Früchten des Sommers bedeckt, deren Wolfelheit hier nicht in Erstaunen setzt. Um diese Zeit bringt man hauptsächlich die großen Wassermelonen zu Markt, deren ich hier vortreffliche fand. Ein ausgedienter Soldat, Veteran noch aus Napoleonischen Zeiten, hörte zufällig, in dem Café wo ich mich niedergelassen hatte, daß ich von der Certosa komme, und indem er sich zu mir setzte, brach er in eine wahrhaft begeisterte Schilderung des paradiesischen Lebens in jener Klosters Einsamkeit aus; er sagte, daß es der letzte Wunsch seines Alters sei, dort als Laienbruder Aufnahme zu finden. Er würde sich, so meinte er, sofort in die Pension des Klosters begeben, wenn er die Summe besäße, die man in die dortige Casse einlegen müsse. Und hierauf nahm das Gespräch die gewöhnliche Wendung: er überschüttete das päpstliche Regiment mit all den Invectiven, die man täglich und aus aller Munde hören kann.

Der ehrliche Veteran machte mich neugierig das große Landgut der Carthäuser unterhalb Veroli zu sehen. Die Zeit drängte mich; ich beschloß demnach die Stadt Frosinone, die mir so nahe lag, bei Seite zu lassen, und über jenes Gut nach Ferentino zu reiten.

Ich verließ Veroli während eines prächtigen Gewitters. Die Volksberge und der Appenin standen in düsteres Blau gehüllt, und hastige Sonnenstreiflichter brachten auf diesem finstern Grund eine bezaubernde Wirkung hervor, wenn sie diesen oder jenen Berg, und hier und dort ein Schloß oder Kloster, in hellstem Widerschein hervorhoben. Ich eilte, schon vom Regen erreicht, durch eine üppige und flache Campagna, zwischen Obst- und Weingärten, und befand mich bald vor der Wirtschaft der Carthäuser! Sie würde in der That einem römischen Fürsten alle Ehre machen. Die Wirtschaftsgebäude sind ansehnlich, höchst sauber gehalten, und sie vereinigen das Klosterartige mit dem Schloßähnlichen. Auch hier schreibt die Carthäuserregel vor, dem anpochenden Reisenden Speise und Trank zu reichen, und im Nothfall Herberge zu geben. Ich beehrte weder das eine noch das andere, aber ich bat um die Erlaubniß, die Wirtschaft besuchen zu dürfen. Der Inspector, ein robuster Laienbruder in weißer Kutte und langem Bart, gab mir Einlaß, und führte mich selbst umher. Indem ich nun aus dem Vaterland daran gewöhnt war, mir unter einem Gutsverwalter einen Menschen von ziemlich derbem Wesen, mit hohen Stiefeln und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand und den Fluch im Munde, vorzustellen, so erschien mir ein Dekonom in der Mönchskutte und mit allen Manieren eines Heiligen

als etwas höchst sonderbares. Es war auch der erste Schritt, den ich in seiner Begleitung machen mußte, der Gang zur Kirche, die unmittelbar in die Wirtschaftswohnungen hineingebaut ist. Als wir in diese Capelle traten, erkannte mein Führer mir zu bald, daß er einen Ketzer neben sich habe, und der heilige Dekonom warf sich mit einem tiefen Seufzer auf die Kniee, in welchem ich mein Schicksal nach dem Tod und sein wolgemeintes Gebet um Errettung meiner armen Seele zu vernehmen glaubte.

Das Gut der Carthäuser (Ticchiana genannt) ist eine der reichsten Besitzungen der Campagna. Tausend Colonen gehören ihm an, arbeitspflichtige Menschen, welche für den Genuß von Aekern einen Zins in Handdienst und Frucht zahlen. Sechs Laienbrüder bewirtschaften das Gut, ab und zu dort wohnend. Korn, Wein, Del, Früchte werden in Menge gezogen; der Erlös fällt den Zwecken des Klosters anheim, von denen die ersten die der Wohlthätigkeit sind. Und im ganzen Land wird diese der Carthause von Trisulti nachgerühmt; ja, man sagte mir, daß vor mehreren Jahren bei einer schweren Denerung die Campagna durch eine geraume Zeit von dort aus mit Lebensmitteln versorgt worden sei. *I certosini hanno governato la campagna per moltissimo tempo*, dieses Lob habe ich oft und an vielen Orten gehört. Und so will ich aus Dankbarkeit, wie einem Gast geziemt, mit ihm diese Blätter beschließen.

Aus den Bergen der Volsker.

1860.

Ich wollte von Genazzano aus, wo ich wieder einen Sommer in ländlicher Stille verlebt hatte, über das Bolskergebirge reiten, das so einladend vor meinen Blicken stand, um dann auf die andere Seite, in die Maritima hinabzusteigen; ich setzte mich also eines Morgens aufs Pferd, und habe dort die köstlichsten Tage zugebracht.

Von Genazzano bis an den Fuß des Gebirgs zu gelangen braucht man kaum drei Stunden. Man reitet über eine von Hügeln durchschnitene oder von grasreichen Flächen durchzogene Ebene, welche der Saccofluß durchzieht. Sie hat durchaus den Charakter der nächsten Umgebung Roms. Denn auch hier fehlen nicht die verwitterten schwarzbraunen Thürme, die sich hie und da als Reste der Feudalzeiten melancholisch und einsiedlerisch erheben. Sie geben der Landschaft einen großen Reiz, sie erinnern zugleich an die wilde Epoche, in welcher die Baronengeschlechter des Mittelalters Latium beherrschten. Neben den Colonna hatten sich hier die Conti eines großen Theils des Landes bemächtigt, und diese berühmte Familie hatte zumal alles Gebiet in der Nähe der Bolskerberge an sich gebracht. Sie theilte sich in verschiedene Zweige,

von Segni, Valmontone und Anagni; sie nannte sich vorzugsweise das Geschlecht der Grafen der Campagna, und führte in ihrem Wappen das Bild des römischen Campagna=Adlers. Ihr Haus, berühmt durch große Päpste, die aus ihm hervorgingen, ist seit 300 Jahren ausgestorben, aber die Familie Colonna besteht, und sie besitzt noch einen Teil von Latium.

Jüngere Nepotengeschlechter haben sich hier eingedrängt, und den Colonna durch Kauf= oder Familienvertrag viele Besitzungen entzogen: die Borghese, die Doria und die Barberini. Wenn man heute diese lateinischen Gefilde durchzieht, und den Hirten oder Landmann auf dem Felde, oder den Bürger in den schwarzen Castellen fragt wem das Gebiet gehöre, so hört man zumeist die Namen Colonna oder Borghese, und diesen letzteren häufiger als jenen. Steigt man aber von den Volckerbergen in die Maritima nieder, so beginnt die Herrschaft einer anderen berühmten Baronalfamilie Roms, der Gaetani oder der Herzöge von Sermoneta.

Ich passirte den Sacco bei der Mola de' Piscari, einer sehr malerisch gelegenen Mühle, die sich in den Trümmern eines alten colunnischen Castells angesiedelt hat, von dem noch der Kern erhalten ist. In Urkunden begegnete mir dieses unter dem Namen Turris de Piscoli. Der Sacco braust hier als ein lebhafter Bach an schwarzen Tuffelsen vorüber, auf denen die ganz von Gestrüpp unwilderte Burg in Ruinen liegt. Sie beherrschte einst die lateinische Straße, die kaum eine halbe Stunde entfernt von Valmontone herüber kommt.

Ich ritt auf einem Feldweg weiter über öde Fluren,

die nur der Hirt mit seiner Schafsheerde belebt. Die Hirten tragen hier Ziegenfelle um das ganze Bein gebunden, mit der rauhen Seite nach außen; dies zottige Bließ gibt ihnen das Ansehen von Satyrn, und man begreift bei ihrem Anblick, wie die Mythe und Gestalt jener Wesen aus dem Gefolge des Pan entstanden ist. Nicht anders gingen die Hirten in der sabelhaften Zeit gekleidet.

Wenn man die lateinische Straße erreicht hat, ladet erst Balmontone zu einem Besuch ein. Man reitet in kurzer Zeit dahin. Auf einem nicht hohen, aber steilen, ganz schwarzen Tuffhügel erheben sich das Castell, der Palast Barberini, und die mit ihm zusammenhängende Kirche, ansehnliche Gebäude im Roccocostil des siebenzehnten Jahrhunderts, und ringsumher liegt der Ort zusammengedrängt, mitten in einem an Fruchtgärten und Weinbergen reichen Gesilde. Die hentigen Topographen nehmen an, daß auf der Stelle von Balmontone im Altertum Tolerium gestanden habe. Der neuere Name kommt in Urkunden des Mittelalters erst seit dem zwölften Jahrhundert vor. Er bezeichnete einen Flecken, der dem Capitel der lateranischen Basilica angehörte. Diese einst unermesslich reiche Kirche verkaufte den Ort im Jahr 1208 an Innocenz III. aus dem Hause Conti, oder an dessen Bruder Richard Grafen von Sora, welcher hierauf Feudalherr von Balmontone und Stifter des Zweiges von Balmontone und Segni wurde.

Die Conti behaupteten den Besitz des Ortes bis zu ihrem Aussterben im Jahr 1575. Giovanni Baptista hinterließ nämlich nur eine Erbtöchter Fulvia, welche die

Güter ihres Geschlechts an das Haus Sforza brachte, in das sie durch Heirat übergegangen war. Die Sforza verkauften Balmontone im Jahr 1634 an die Barberini, und vom Cardinal Francesco erstand es sodann Camillo Pamfili, Nepote von Innocenz X., im Jahr 1651. Seit dieser Zeit ist der Ort Eigenthum des Hauses Doria-Pamfili.

Camillo, einer der reichsten Fürsten des siebenzehnten Jahrhunderts (seine Mutter Olympia Maidalchini raffte gierig Schätze wie eine Harpie zusammen), war es auch, der den Palast und die Kirche in Balmontone baute. Auch wenn man die Zeit nicht wüßte, in welcher diese Gebäude entstanden sind, so würde sie doch schon der erste Blick erkennen lassen. Sie tragen den Charakter der Epoche Bernini's, und versetzen den Beschauer in das siebenzehnte Jahrhundert Roms zurück. Man möchte, in der That glauben nicht in einem Castell der Campagna, sondern vor dem Palast Pamfili und der Kirche S. Agnese auf der Navona zu stehen. Die Pamfili legten ihre Reichthümer in wahrhaft fürstlichen Luxusbauten an; der Nefse Innocenz X. schuf vor dem Thor S. Pancrazio die größte und schönste Villa Roms, die noch heute das Entzücken der Fremden ist; er baute im Corso einen der herrlichsten Paläste der Stadt, der heute von der Familie Doria genannt wird; er legte dort die berühmte Bildergallerie an, eine der reichhaltigsten Roms. Innocenz X. selbst errichtete den Palast Pamfili bei der Kirche S. Agnese in der Stadt, deren Neubau von ihm herrührt, und er ließ durch Bernini den prachtvollen Brunnen auf der Navona schaffen, welcher zu den großartigsten öffentlichen Werken Roms gehört.

So fügte diese Familie der architektonischen Physiognomie Roms einige bedeutende Züge hinzu, nachdem die Borghese und Barberini kurz vorher in gleichem Sinne thätig gewesen waren. Was man nun auch über den Stil jenes Jahrhunderts urtheilen mag, so wird man wenigstens zugeben, daß er, bei aller Ueberladung und Uebertreibung, doch viel Großartiges besitzt, und mit Entschiedenheit eine ganze Epoche ausspricht: nämlich die Zeit des baronalen Luxus wird darin vollkommen abgespiegelt, die Entfaltung des Reichthums, der Eleganz und der räumlichen Bequemlichkeit, darin ein vom Schweiß seiner Colonen gemästeter, nichtsthuerender, nichtsnutziger, in Sammet und Seide gehüllter Baron sich gemächlich bewegte. Die französische Revolution ist über dieses schwelgerische Wesen mit Feuer und Schwert hingegangen und hat es für immer vernichtet. In diesem Jahrhundert haben die Päpste nichts mehr gebaut. Seit Pius VI., der im französischen Exil im Jahr 1799 starb, gibt es keine Nepoten mehr, und der prächtige Palast seines Neffen Braschi, der sich nicht weit von dem Palast Pamfili auf der Navona erhebt, beschließt die Reihe jener großen Luxus-Architekturen Roms, die der Nepotismus auf Kosten des gedrückten Volkes schuf. Es wird nun keine Nepoten mehr geben, es werden keine Paläste Barberini, Borghese, Doria, Albani, Odescalchi, Rospigliosi und Corsini mehr entstehen. Es wird ein anderer Charakter über Rom kommen, und an Stelle jener prachtvoll geschmückten Häuser und Villen der päpstlichen Familien und der Cardinäle werden sich dort erheben: Eisenbahngebäude, Theater, Hôtels, Casinos und dergleichen.

Nichts Bemerkenswerthes sonst in Balmontone. Kein Denkmal des Mittelalters hat sich dort erhalten, denn im Jahr 1527 wurde die Stadt durch jene Schaaren Carl's V. zerstört, welche Rom geplündert hatten, und kaum wieder aufgebaut, erlitt sie dasselbe Schicksal durch die Soldaten Alba's, und des Marcantonio Colonna. Nur der Blick von dem Platz des Baronalschlosses auf das nahe Bolskergebirg fesselt dort einige Zeit; man sieht hinüber in die Häuserreihen von Monte Fortino, einem den Borghese gehörenden Castell, welches schwarz und finster auf jenen Bergen liegt, von dem großen Baronalschloß überragt.

So klein und vereinsamt auch Balmontone sei, so ist es doch durch starken Verkehr belebt. Dem alles was sich zwischen Rom und der neapolitanischen Gränze über Frosinone hin bewegt, passirt jenen Ort; man sieht fortdauernd Wagenzüge der Campagnolen, welche von weißen Ochsen gezogen ihre Waare nach der Stadt führen, sei es Getreide oder Wolle, Wein, Federvieh und dergleichen. Auch die Post kommt hier dreimal in der Woche durch, aber sie fährt nicht weiter als bis nach Frosinone, dem Hauptort der Delegation, so daß man dort für die Weiterreise nach Ceperano oder ins Neapolitanische gezwungen ist ein Fuhrwerk zu mieten.

Von Balmontone führt die lateinische Straße durch ein von Bäumen beschattetes Thal, dann zwischen todtenstillen Fluren, neben alten Thürmen, an den Fuß des Bolskergebirgs. Hier zweigt sich der Weg ab, welcher erst über den Sacco, und dann bald aufwärts nach Segni führt. Man reitet nun über die ersten Anhöhen des

Bolskergebirgs; zur Rechten liegt Monte Fortino, zur Linken auf einem anmutigen Hügel Gavignano. Der ansteigende Weg ist einförmig, aber je höher hinauf man kommt, desto prachtvoller wird der Anblick dieser classischen Ebene von Latium, welche so ernst und schön mit ihren Hügeln und Castellen sich dahinzieht, in der Ferne von den blauen Gebirgen des Appenin begrenzt, während weithinaus gegen das Neapolitanische zu weiße Bergkuppen sichtbar werden.

Ich habe die meisten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agrigent und Syracus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener südlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigsten Eindruck macht. Diese Landschaft, mir so wol bekannt wie meine Heimat, und auf der ich für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so viel nachforschte, bleibt immer neu und groß für mich, und sie erweckt mir, wenn ich sie verließ, immer wieder dieselbe Sehnsucht, so daß ich nicht vom Monte Mario aus in das Tal blicken kann, welches zwischen Palestrina und Colonna in jene lateinische Campagna führt, ohne das heftigste Verlangen zu fühlen wieder dort hinüber zu gehen. Es ist möglich, daß die großen Erinnerungen der Geschichte jener Landschaft einen so gewaltigen Reiz verleihen; aber auch ohne sie würde sie durch das edle Gepräge entzücken, welches ihr die Natur verliehen hat. Es gibt Gegenden die vollkommen mythologischen Stils erscheinen; der Wald von Castell Fusano bei Ostia mit seinen hohen Pinien am Meer, und der breiten Tibermündung, ist eine solche, so daß er

die Phantasie von selbst auffordert ihn mit Gestalten der Mythenwelt zu bevölkern. Andere Gefilde sind vorwiegend lyrischer Natur, andere episch= homerisch, wie Astura und das Cap der Circe. Durchaus von großem historischen Stil und von der feierlichsten Ruhe des Tragischen ist die Campagna von Rom allein. Sie liegt da wie ein erhabenes Theater der Geschichte, eine große Bühne der Welt. Kein Wort des Poeten, kein Pinselstrich des Malers, so viele Bilder davon gemalt sind, kann die verklärte Heldenschönheit von Latium auch nur andeutend denjenigen ahnen lassen, der sie nicht selber sah und empfand. Nichts von Romantik, nichts von phantastischem Reiz — alles still, groß, männlich schön und ernst, und diese Natur steht vor dem verstehenden Beschauer da, wie eine marmorne Juno Griechenlands.

Wenn man so über das Volksergebirg aufwärts reitet, höher und höher, unter sich immer tieferes und weiteres, immer herrlicher scheinendes Land, möchte man sich in einen jener Adler verwandeln, die hier die wahren Conti di Campagna sind, und so wie sie durch die sonnigen, alles beseligenden Lüfte kreisen. Diese Prachtgeschöpfe, welche still und königlich auf den Felsen tronen, oder so feierlich über ihnen schweben, scheinen auch die große Natur zu haben wie die Landschaft unter ihnen; sie stimmen so herrlich dazu in ihrem lautlosen und majestätischen Fluge.

Man sieht Segni nicht eher als bis man es fast erreicht hat, denn der Weg zieht sich in Krümmungen an den steilen Kalkfelsen von rötlicher Farbe fort, und an einer tiefen Bergschlucht entlang. Die Gebirgswände sind

in Blöcke zerrissen, welche oft schichtweise in weiten Strecken sich übereinander türmen und neben einander lagern, so daß sie einem riesigen Mauerbau ähnlich sehen. Als ich diese Formation des Kalkgesteins betrachtete (es ist durchweg dieselbe Erscheinung in lateinischen Gebirgen), wurde mir plötzlich deutlich, daß es eben diese Natur war, welche den Menschen auf den Bau der Cyklopenmauern führte. Denn in der That, sie selbst hat hier überall cyklopische Mauern aufgerichtet, und es bedurfte im Grunde nur der Nachahmung um jene Structur zu bilden, die man die cyklopische nennt. Auf keinem andern Gebirg als einem calcaren war sie möglich, sie verstand sich hier von selbst.

Die Sonne braunte heiß im Mittag, als ich mich vor Segni befand. Diese uralte Stadt liegt hoch auf einem Kalkfelsenplateau, dessen cyklopische Mauerumfassung noch in großen Resten und in langen Strecken erhalten ist. Der erste Anblick der grauen Häuserreihen aus Kalkgestein, über welche hie und da ein unansehnlicher Turm aufsteigt, und die sich hoch auf dem Berggipfel terrassenartig, wie Palestrina, übereinanderschieben, hatte viel sonderbares, aber wenig einladendes. Kein Dom, kein mittelalterliches Castell fiel in die Augen; nur öde Häuser, einförmig bis zur Ermüdung, ohne Schmuck, ohne besondere Architektur noch Gestalt, begegneten meinem neugierigen Blick, und nachdem ich mir Hoffnung gemacht hatte eine altertümliche und durch Denkmäler ausgezeichnete Stadt zu sehen, fand ich mich enttäuscht. Die Städte im eigentlichen Latium, wie Anagni, Ferentino, Matri, Veroli, tragen alle mehr oder minder den Stempel mittelalttriger Geschichte; doch das uralte Signia zeigte

sich als ein durchaus öder, trister, völlig unhistorischer Ort. Ja langweilig sah Segni aus, denn dies ist der rechte Ausdruck. Nur das prachtvolle Grün herrlicher Baumgruppen, die es von der einen Seite umgeben, und der Blick in den tiefschattigen Buchenwald, der sich in unmittelbarer Nähe tief hinunter und hoch hinauf in das Gebirge zieht, verheißen reiche Entschädigung.

Ich habe nun freilich die Erfahrung gemacht, daß die volkskischen Städte, so viele ich deren eben sah, einen auffallend andern Charakter tragen als die lateinischen. Zunächst liegt dies darin, daß sie wesentlich einsame Gebirgsstädte sind, und weder Industrie noch Handel haben. Die meisten von ihnen besitzen nur wenig zur Agricultur geeignete Felder; sie ziehen dagegen Wein und Del, auch Baumfrüchte genug. Das Gebirge liefert die trefflichsten Kirschen und Pfirsiche, der Wald die Castanie, und vor allem die Eichel, welche zur Schweinemast dient; denn die Zucht der Schweine (von schwarzer Race) wird im Volkskischen stark betrieben, und die Schinken jener Gegend sind berühmt und gesucht. Wenn man Städte wie Cori ausnimmt, die schon näher nach Rom und nicht eigentlich mehr im Gebirge selbst liegen, so haben die übrigen volkskischen Orte schon äußerlich das Ansehen der Verlassenheit und Dürftigkeit.

Die Häuser in Segni sind aus dem weißen Kalkstein des Gebirgs in abwechselnden Lagen von schwärzlichem Tuf und von Ziegeln errichtet. Dadurch wird ein bunter Charakter hervorgebracht, der wie die erste kindliche und rohe Stufe der Pisaner Bauweise erscheint, welche im Außern der Dome, wie bekannt, schwarze und weiße

Steinschichten abzuwechseln liebt. Ich habe in alten Instrumenten oftmals den Ausdruck „*Signino opere*“ von Häusern gefunden, und mich in Segni belehrt, daß er von dieser Bauart hergenommen sei. Aber ich kann nicht gerade sagen, daß sie von glücklicher Wirkung auf mich war, als ich Segni sah; vielmehr fand ich den Charakter der Stadt überall grau und monoton, zumal nirgend ein Garten, nirgend ein grüner Baum dieses ewige Einerlei der kalksteinernen Häusermassen unterbricht.

Ich ritt durch die *Porta Maggiore*, ein Gasthaus aufzusuchen. Sie ist das einzige Tor des Orts, denn nur hier ist die auf dem hohen Felsenplateau zusammengedrückte, auf drei Seiten von steilen Abhängen umgebene Stadt zugänglich, und kein anderer Weg führt nach Segni. Dieses Tor lehnt sich schon an die cyclopischen Mauern. Ueber ihm steht das Baronalschloß oder der Palast der *Conti*, welche einst Segni beherrschten, ein großes Gebäude „*signino opere*“, das indeß eher einem Convent als einem Grafenschloß ähnlich sieht. Es hat nichts castellartiges, nicht einmal einen Turm. Ohne Zweifel sah die Burg der Grafen von Segni anders aus, ehe die Söldner *Marcantonio's* die Stadt zerstörten.

Ich habe schon in *Balmontone* bemerkt, daß die Grafen aus der Familie *Innocenz III.*, welcher auch *Gregor IX.* und *Alexander IV.* angehörten, Segni besaßen. Nach der Wiederherstellung der römischen Stadtfreiheit oder des Senats im Jahr 1143 wurden die Päpste oftmals gezwungen, sich in die festen Orte der *Campagna* zu flüchten, wo sie dem Haß und der Verfolgung der Römer entgingen. Sie waren genötigt das

große Rom, mit dem Grabe S. Peter's und der Märtyrer und dem Lateran, zu verlassen, und als Exilirte ihre Wohnung in den elenden Felsenstädten der Campagna zu nehmen. Sie residirten bald in Palestrina, bald in Tusculum, bald in Anagni oder in Segni. Eugen III. flüchtete sich vor dem römischen Senat zuerst nach Segni, und baute dort eine päpstliche Wohnung im Jahr 1145. Der berühmte Alexander III., Lucius III., Innocenz III. lebten abwechselnd in diesem Ort, und Innocenz soll dort im Palast seines Vaters geboren worden sein.

Auch später behauptete sich die Familie Conti im Besitz von Segni, wo sie seit 1353 die Gewalt erst des Podestà, dann des Vicarius im Namen des Papstes ausübte. Als sie ausgestorben und die Conti'sche Erbschaft an Mario Sforza übergegangen war, erhob Sixtus V. die Grafschaft Segni zu einem Herzogtum. Die Kriegsvölker Alba's eroberten die Stadt trotz ihrer felseneften Lage, und zerstörten sie am 13. August 1557. Diesem Ruin ist es zuzuschreiben, daß Segni fast gar keine Ueberreste gothischer Bauart mehr aufzuweisen hat. Der Ort richtete sich wieder auf, aber dem Hause Sforza wurde wegen seiner enormen Schuldenlast der Besitz des Ducats entzogen, welchen Urban VIII. seinem Nepoten, dem Cardinal Antonio Barberini, als Lehen übergab. Ein halbes Jahrhundert hindurch führten deshalb die Sforza Proceß mit den Barberini, bis sie ihn am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gewannen, so daß die Sforza Cesarini noch heutigen Tages Barone oder vielmehr Herzoge von Segni sind. Dies ist in Kürze die mittelalterliche Geschichte der Stadt; ihre antike Epoche liegt uns so fern, daß wir uns

bis in die Urzeiten des Janus und Saturn zurückversetzen müßten, um die Anfänge der uralten Signia zu erreichen.

Wenn ich in einer Campagnastadt bin, und mich über die Lage derselben orientirt habe, so pflegt mein erster Gang der in die Hauptkirche zu sein. Die Kirchen solcher Orte sind die wahren Museen ihrer Geschichte, und es ist selten daß man nicht ein Denkmal mittelalterlicher Zeit darin findet. Meist sind Inschriften darin, welche wichtige Begebenheiten verzeichnen, oder Grabdenkmäler, die mit ihren Sculpturen und lateinischen Charakteren einen großen Reiz für den haben, dem sie als Monumente für die Geschichte selbst dienen. Aber leider zerstört die unwandelnde Zeit alles; sie verwischt den alterthümlichen Stil der Gebäude, welche sie nach und nach in ein schlechtes modisches Neußere verhüllt, und sie entfernt aus dem Innern der Kirchen die alten Gräberplatten und Inschrifttafeln. Wie viele sind deren aus den Kirchen Roms verschwunden, und dies zum Leidwesen der Geschichtsforscher, die ihre Daten als Documente benützen. In Rom war einst jede Kirche erfüllt mit Grabdenkmälern des Mittelalters; jede große Familie hatte dort ihre Stammkirche oder ihre eigene Gruficapelle. Aber seit Julius II. die Grabmäler selbst der Päpste aus dem St. Peter entfernte, zerstörte und hinauswarf, scheute man sich nicht mehr Mommente solcher Art überall zu vernichten, wo nur immer eine Kirche restaurirt ward. Mit Mühe liest nun der Forscher noch in wenigen Kirchen Roms die Geschichte der Vergangenheit in Inschriften, so viele deren übrig geblieben sind, so im St. Peter, im Lateran, in der Minerva, in S. Maria in Araceli, der

berühmten Kirche des mittelalterlichen Senats, und in wenigen anderen, deren Boden nicht völlig ungewühlt worden ist. Erst wenn es zu spät ist, erwacht die Liebe zu dem was man mutwillig zerstörte; so heute in Rom, wo de Rossi, der unermüdlische Erforscher der Katafomben, so viele altchristliche Inschriften gerettet und in das Museum des Lateran eingefügt hat.

Wie die Kirchen Roms, so waren auch die der Landstädte an Denkmälern reich, und in demselben Maße sind auch sie verwandelt, zerstört und vernichtet worden. Ich hatte mich auf den Anblick des Doms von Segni gefreut, denn wie altertümlich mußte nicht die Kathedrale einer Stadt sein, welche schon im Jahr 499 als Bistum genannt wird. Aber ich täuschte mich sehr. Ein rohes, und doch modernes Gebäude stand vor mir, auch innen im römischen Geschmack modernisirt, mit einer gemalten Kuppel, einem überflüssigen Luxus, der in Kirchen völlig verloren geht. Denn kein Mensch gibt sich die halbsprechende Mühe die Gemälde einer Kirchenkuppel zu betrachten. Zwei moderne Statuen stehen in dieser Kirche, beide sind berühmten Männern gesetzt, welche Segni geehrt haben, dem Papst Vitalian und dem Bischof Bruno. Vitalianus aus Segni war Papst zwischen den Jahren 657 und 672, also in der schmachvollsten Periode Roms, da die Byzantiner die Stadt beherrschten. Er war es, welcher den Kaiser Constans II. in Rom empfing und bewirtete, als er im Jahr 663 dorthin kam — eine befremdende Erscheinung in Rom, das die byzantinischen Kaiser sonst niemals betraten. Constans II. raubte damals den letzten Rest der bronzenen Kunstwerke, welche die

Bandalen noch in Rom übrig gelassen hatten; er deckte auch die vergoldeten Bronzeziegel vom Dach des Pantheon ab, um sie nach Byzanz zu schleppen. Die Annalen Vitalian's sind allein durch diese für Rom traurige Begebenheit ausgezeichnet, sonst aber leer.

Die Statue Innocenz III. Conti, eines der größten Päpste überhaupt, welcher die Hierarchie Roms auf ihren höchsten Gipfel erhob, würde in jener Stadt der Giganten und Cyclopen eher eine Stelle verdient haben, als Vitalian. Indesß ich verdanke es Segui nicht, daß es die Erinnerung an einen seiner Bürger wach erhält, der schon im frühen siebenten Jahrhundert, mehr als ein halbes Jahrtausend vor Innocenz III., Papst war. Außerdem ist es zweifelhaft ob dieser wirklich in Segui geboren wurde, denn wahrscheinlich kam er in Nuagni zur Welt.

Die andere, ebenso mittelmäßige, Statue steht S. Vitalian gegenüber. *) Bruno war aus Asti in Piemont zu Hause, kam nach Rom, wurde Gregor dem VII. empfohlen und später von Urban II. zum Bischof von Segni gemacht. Wider die Vorschrift des Canon verließ er seinen bischöflichen Stuhl und ging nach Monte Casino, wo der Abt Oderisius ihn unter die Benedictiner aufnahm. Obwol Paschalis II. dem Flüchtling befahl in

*) Auf ihrem Postament liest man die Inschrift: S. Brunoni Doctori Eucharistico Episcopo Signino Abbati Casinensi Qui Berengario Converso Haeresim Extinxit Henrico IV. Imp. Reducto Schisma Compressit Adulpho Expulso Tyrannidem Abrogavit P. H. M. Mylord Ellis Congr. Casin. Abbas Episc. Signin. S. Q. S. Protectori Exim. P. P. MDCCXII.

sein Bistum zurückzukehren, blieb er doch in Monte Casino. Er wurde dort sogar zum Abt gewählt, und verfaßte in der Muße des Klosters seine exegetischen Schriften.

Bruno spielte bald darauf noch eine Rolle in Rom. Man weiß daß in Folge des Streits um die Investitur eben jener Papst Paschalis von Heinrich V. gefangen genommen wurde, und daß er dann notgedrungen jenes Decret ausfertigte, womit er dem Kaiser das Recht der geistlichen Investituren zusprach. Als er nun aus der Haft entlassen, Heinrich aber nach Deutschland zurückgekehrt war, drangen Cardinäle und Bischöfe in Paschalis die ihm gewaltsam abgenötigte Bulle aufzuheben und seinen Eid zu brechen; unter diesen Fanatikern war Bruno der eifrigste. Seine Hestigkeit erzürnte Paschalis; er verbot ihm zu gleicher Zeit Bischof und Abt zu sein. So legte Bruno seine Würde in Monte Casino nieder, und kehrte in sein Bistum zurück, wo er im Jahre 1223 starb. Die Kirche sprach ihn im Jahr 1183 heilig.

Es war Lord Ellis, Abt von Monte Casino und Bischof von Segni, der seinem Vorgänger dieses Denkmal setzte. Die Kirche von Segni hat aber noch eine merkwürdigere Beziehung zu dem fernen England. Denn auf einer in ihr gehaltenen Synode von Bischöfen der Campagna wurde im Jahre 1173 Thomas von Canterbury durch Alexander III. selig gesprochen, wenige Zeit nachdem er ermordet worden war. Eine Inschrift sagt dies im Dom.

Lord Ellis wurde im Jahr 1708 Bischof von Segni. Er erneuerte den Dom und hinterließ als sein bestes Denkmal der Stadt Segni das Seminar. In diese An-

stalt kommen von weit und breit aus Latium Zöglinge, um dort in den humanen Wissenschaften unterrichtet zu werden, so daß sie als ein Gymnasium betrachtet werden kann. Die Schüler gehen in priesterlicher Uniform, auch wenn sie sich nicht für den geistlichen Stand bestimmen. Ihr Seminar liegt neben der Kirche S. Pietro auf der höchsten Höhe und dem merkwürdigsten Punkt der Stadt, dort nämlich wo im grauen Altertum die volskische Cyclo-
penburg stand.

Als ich mich dorthin begab, überraschte mich die großartige Vertikalität; sie erinnerte mich an die Akropolen sicilianischer Felsenstädte. Hier, in einer Höhe die ganz Latium beherrscht, standen Burg und Tempel der alten Signia, aber nur wenige Reste sind davon erhalten, darunter eine große kreisrunde Cisterne in der Nähe des Seminars. Die Bewohner der Stadt haben hier einen ihrer beliebtesten Spaziergänge; sie wandeln dort an den cyclopischen Mauern auf der höchsten Fläche des Gebirgs, wie auf einem großen steinernen Tisch umher, zwischen grauen Felsblöcken, an denen Moose oder wilde Blumen wachsen. Man kann sich nichts originelleres denken als diesen Spaziergang in der Wolkenhöhe unter so grandioser Felsennatur. Tief unter den Spazierenden (und ich sah, da es Sonntag war, manche geschmückte junge Dame im seidenen Kleid und mit dem Fächer dort auf- und abstolziren) steigt der Berg lotrecht in die Tiefe nieder, und unten liegt Latium. Das Auge schweift über ein kaum abzusehendes, hinreißendes Gemälde von Provinzen mit ihren Bergen und Städten, die zu zählen man kein Ende findet, und deren jede von historischen oder mythischen

Erinnerungen erfüllt ist. Denn dieses Panorama reicht von Rom, das dort fern in der verschwimmenden Ebene sichtbar ist, bis zu Arpino, der Vaterstadt Cicero's, die man weit im Königreich Neapel auf dem blauen Gebirge hervorschimern sieht.

Die Luft weht hier kühl, fast scharf. Die braunen Halme auf den Felsblöcken, die wilden Rosen und die gelben Ginsterzweige neigen sich auf und ab. Der Geist der Urzeit und der Urwildniß, einer großen, schauerlichen, vorgehichtlichen Welt, weht um diese verwitterten Cycloppensteine.

Ich stieg über die Felsen weiter fort, um die berühmten Cycloppenmauern zu erreichen. Wie in allen Städten Latiums umziehen sie in langen Linien die eigentliche Arx oder Burg, und senken sich schräg über die Berghänge herab. Das Gefüge ihrer ungeheuern Steine ist noch so wol erhalten als hätte es der Baumeister gestern errichtet; hie und da unterbricht sie eine kleine Pforte in etruskischer Gestalt. Am Ende der einen großen Mauerlinie steht noch das berühmte große Cycloppentor, welches man jetzt noch benützt. Gewaltige Blöcke von fast viereckiger Form bilden es, so daß die beiden Seitenwände sich oben in einem durch den Schlußstein abgestumpften Winkel entgegenneigen. Das Gigantische dieser grauen Mauern, ihr von Jahrtausenden verwitterter Bau, der wilde Wuchs der Pflanzen der darum hängt, die mächtige Gewalt des Gebirgs, an welches sich die Riesensteine anlehnen, und die große Natur umher bringen das Gemüth in einen Zustand von Empfindungen, den ich nicht schildern kann.

Als ich jenes Thor passirt hatte, führte der felsige Weg tief abwärts längs der andern Seite der Bergwände, wo nun der Blick auf Latium verschwand. Ich traf unten wiederum eine kreisrunde und noch viel größere in den Fels gehauene Cisterne von mindestens 30 Fuß im Durchmesser. In ihrem weiten steinernen Rande sind viele Rufen ausgehauen, worin die Weiber Segni's waschen. Ich habe in jeder volksfischen Stadt solche uralte und völlig wol erhaltene Cisternen gefunden; sie scheinen jenen Gegenden eigentümlich zu sein, denn ich erinnere mich nicht sie in Latium irgendwo in dieser Größe und Gestalt angetroffen zu haben.

Ein zweiter Spaziergang der Städter ist das reizende Gebirgstal vor dem Stadttor, welches zunächst zu dem im Walde versteckten Kloster und weiter hinauf in das Gebirge führt. Riesige Castanien, Ulmen und Eichen beschatten grüne Pläne; und hier gibt es Waldeinsamkeit, mit Klosterromantik und Feerei, so viel nur das Herz begehrt. Da es Abend geworden war, strömten die Bewohner dort in Schaaren hinaus. Die sogenannte gebildete Classe kleidet sich auch hier schon in französischer Mode, aber das Volk ist der Gebirgsnacht tren geblieben. Drunten in Latium tragen die Weiber rote Tücher; die Farbe blüht in der Ebene heller, und, wie es scheint, auch das Gemüt, denn das Leben ist dort leichter als auf dem mühsamen, rauhen Gebirge, unter Gewitterwolken. Man trägt hier allgemein die Kopfstücher von schwarzblauer Wolle, und die dunkle Farbe dieser Mantillen, wie sie in Sicilien genannt werden, kam mir in der Scenerie Segni's durchaus naturgemäß vor. Blau

und schwarz waren die alleinigen Farben, die ich dort vom Volk tragen sah.

So groß und schön nun auch die Lage dieser Stadt ist, so würde ich mich doch nie entschließen hier einen Sommer zuzubringen. Diese grauen Steine, diese dämonische und schwermütige Natur würden bald die Musen verstummen machen. Auch weht hier der Wind fast immer scharf herein; die Berge schleudern Sommers täglich eine donnernde Wetterwolke hinunter, die ihre plötzliche Regensflut auf Segni ergießt.

Ich wohnte sehr gut im Ort; das einzige Gasthaus welches er besitzt, ist reinlich und billig in den Preisen, wie überall im Gebirge. Die Pflirsche, von weißlichgelber Farbe, waren köstlich, und der bleichaussehende Wein gut, obwol stark säuerlich von Natur. Der Dichter Martial sagt von ihm, daß er etwas zusammenziehendes habe:

Potabis liquidum Signina morantia ventrem;
Ne nimium sistant, sit tibi parca sitis,
Quos Cora, quos spumans inimico Signia musto.

Am Morgen wollte ich und mein Gefährte mit der aufgehenden Septembersonne zu Pferde steigen, um über den Gebirgskamm zu klimmen und dann durch die volskischen Urwälder nach dem alten Norba zu reiten; aber der Himmel war dicht unthunlich, die Berge warfen sich donnernd Wolken auf Wolken zu und es regnete stundenlang. Wir verzweifelten schon an der Weiterreise, bis auf einmal Jupiter Pluvius zu lächeln begann. Wir sprangen daher geschwind auf die Pferde, und unser

Führer schritt flink voraus uns die Wege zu zeigen. Der Wind warf die weißen zusammengeballten Wolken um die Felsen hin und her, oder trieb sie wie fliegende Segelschiffe weit in die Luft hinaus; es war ein großes und entzückendes Schauspiel.

Gleich hinter Segni beginnt grüner und dichter Wald. Froh ritten wir da hinein, denn ein Wald im italienischen Lande ist so etwas seltenes, und darum das heimlichste was dem deutschen Wanderer begegnen kann. Doch hier sind keine schwarzen, weihnachtlichen Tannen, und keine tausenden Fichten, sondern herrliche Buchen, Ulmen, Eichen und Pinien. Die Pinie klingt wie eine Harfe, wenn der Wind in ihrer Krone spielt; sie saust nicht wie die schwermittige Fichte, ihr Ton hat etwas ganz Wonnefames von geisterhaftem Gesang.

Die Pfade triefen noch, aber wir saßen ja zu Pferd, und brauchten uns nicht zu durchnässen wie jene armen Mädchen und Knaben, die mit nackten Füßen im Walde kletterten, Pilze zu lesen, welche der Regen mochte über Nacht hervorgelockt haben. Tiefe Stille und Einsamkeit: hie und da die Schläge der Art eines Holzfällers — und hier holen wir einen Handelsmann ein, der neben seinem beladenen Maulthier einhergeht, um Waaren nach Cori zu bringen. Ueber diesen steilen Gebirgskamm muß der hausfrende Krämer klettern um in jene Stadt zu gelangen, und man mag sich leicht vorstellen, daß die Verbindung zwischen Segni und Cori nicht sehr lebhaft ist.

Nach einem zweistündigen Ritt, theils durch Waldung, theils je höher wir stiegen über nackte und schwarze Felsenwände, erreichten wir den höchsten Paß im Gebirge, wei-

deten noch unsern Blick an Latium zu unsern Füßen, und stiegen dann langsam auf die andere Seite nieder. Aber von hier aus sahen wir noch nicht das Meer und die Maritima, denn ein Höhenzug türmte sich vor uns auf, um welchen wir hinwegzureiten hatten. Er bildete mit den Bergen von Segni ein idyllisches Wiesental, Colle Mezzo genannt, oder eine Bergsenkung, die von Quellen durchrieselt wird. Nichts Lachenderes als diese Bergwiesen, über die wir nun hinritten, oder vom Pferde steigend in der heitersten Stimmung wanderten.

Nun ging es wieder aufwärts und in den eigentlichen Urwald hinein. Es war ein prachtvoller Wald, durch den wir mehr als zwei Stunden lang ritten. Die Abwechslung von Berg und Tal in ihm, die tiefschwarzen Schluchten, in welche bemooste Stämme hinabgestürzt waren, Wiesen und dunkle Weiher, an denen Viehheerden weideten, die itppigsten mit Blüten bedeckten Gebüsch, schattige Hohlwege, in welche das Sonnenlicht spielend einfiel, das alles versetzte uns oftmals in die heimischen Gebirge zurück. Ehe ich südliche Wälder sah, glaubte ich immer, nur in Deutschland oder im Norden sei der wahre dichte „Wald“ zu finden. Als ich aber wieder nach der Heimat zurückkehrte, und deren Wälder betrat, war ich um den stolzen Wahn betrogen. Dies darum, weil ihnen die Untergebüsch, die Schlingpflanzen, und die reiche Blumenflora fehlen.

Wie prächtig ist der Bolsterwald! Ich sah nie zuvor eine solche Wildniß voll poetischen Lebens! Hier ist das Land der Elfen und Feen, und im tiefsten Dickicht, in einer granen Höle schläft der alte Saturn mit langem

silberweißem Bart. Ich bewunderte die herrlichsten Baumphänomene; die Buche mit ihrem in den blauen Aether greifenden Wipfel gleicht an Farbe ganz und gar dem Felsgestein, auf dessen sanftem Grau die grünen Moose haften. Manchmal schien es als wäre dieser riesige Baum nur die organische Fortsetzung des Felsens selbst, auf dem er stand.

Wir sprangen an einem schönen Platz von den Pferden, und warfen uns ins Gras. Ringsum standen die Brombeersträucher mit ihren reifen Früchten bedeckt, und boten uns die Nachkost zu einem ländlichen Frühstück. Nicht weit davon ein grüner Teich, von Schilf und Gras umwoben, in einer träumerischen Versunkenheit. Wie schön muß es hier zu streifen sein, wenn der Mond hoch droben durch die Buchenwipfel walt, und alle Elfen über dem blumigen Grund ihre Ringelreihen tanzen.

Endlich öffnete sich der Wald an dem südwestlichen Abhang, wir kamen auf die andere Seite des Gebirgs, und plötzlich war mir wie einem, dem man die verbundenen Augen löst, daß ihn ein wunderbarer Anblick überraschte. Vor mir lag das hinreißende Schauspiel der Maritima, das weite pontinische Sumpfland, ein in sanftesten Farben blühender Teppich, das von der Sonne vergoldete Meer, die fernen Ponza-Inseln in ihm, das Cap der Circe, der Turm Astura, die Linea Pia, das Castell Sermoneta zu unsern Füßen. Der Anblick dieses Gemäldes, eines der schönsten welches Italien überhaupt besitzt, war, da wir eben aus dem Walddunkel hervorgekommen waren, so überwältigend, daß ich dafür weder damals ein Wort fand, noch heute eines habe. Man

hatte mir in Rom gesagt, daß der Ritt über den Kamm des Volkergebirgs, und dann der Blick von der Höhe auf die Sümpfe und das Meer das schönste sei was der Wanderer weit und breit genießen könne, und man sagte mir nicht zu viel. Ich will jedem Reisenden raten dieses einzige Schauspiel sich nicht entgehen zu lassen, wenn er im Römischen sich befindet.

Wir erreichten nach sechsständigem Ritt den kleinen Ort Norma. Er steht auf der luftigen Fläche einer hohen, an manchen Stellen schwindelnd=steil abstürzenden Bergwand, seitwärts von den cyklopischen Trümmern des uralten Norba. Norma, Norba, Ninfa sind hier die märchenhaften Wesen die man überall nennen hört, die man aussucht, und deren dichterische Namen diese Berge mit einem phantastischen Hauch von Mythen umgeben. Norma, Norba, Ninfa, Cori, Sermoneta, welche melodische Namen, wie reizen sie nicht die Phantasie.

Als wir in das Gasthaus von Norma traten, und der Wirt uns in das Zimmer führte, aus dessen Fenstern all die Herrlichkeit der Maritima übersehen wird, fiel unser Blick tief unten am Rande der Bergwand, und gerade unter uns, auf einen großen Ring wie von ephengrünen Mauern, und darin lagen viele wunderliche Hügel, die alle von Blumen und Ephengebilden zu sein schienen. Graue Thürme stiegen daraus hervor, Ruinen, alle grün überhängt, und mitten durch diesen seltsamen Kreis sahen wir einen silbernen Quell forteilen, die pontinischen Sümpfe durchziehen, und in einen lichtstralenden See fern am Meeresrande enden. Ich fragte erstaunt, was jener rätselhafte große Blumenkranz und Kreis mit den vielen grünen

Hügeln dort unten sei. „Nympha, Nympha!“ sagte unser Wirt. Nympha! das also ist Nympha, das Pompeji des Mittelalters, diese im pontinischen Sumpf versunkene Stadt und Geisterwelt. Wir werden sie heute am Abend durchwandern, wenn die sanfte Selene sich über die grauen Cyklopensteine von Norba erhebt.

Wir hielten im Gasthaus ein gutes Mittagssmal und eine erquickende Rast; dann durchschritten wir den kleinen Ort, um Norba zu besuchen. Norba ist der altvolkskische Name der Stadt, und erst später entstand daraus Norma, ich weiß nicht in welcher Zeit. Zum erstenmal begegnete er mir so am Anfang des achten Jahrhunderts, wo der griechische Kaiser Konstantin V. dem Papst Zacharias zwei Grundstücke Nymphas et Normias schenkte, die dem Staat angehört hatten. *) Schon damals war also (denn so muß ich annehmen) die volkskische Stadt Norba verlassen, und in ihrer Nähe mußte sich Normia oder Norma bereits angesiedelt haben.

Die Ruinen der alten Norba liegen nur wenige Minuten seitwärts von Norma entfernt. Sie bestehen aus den noch bedeutenden Ueberresten der Burg und der cyklopiſchen Mauern, welche jene umgaben. Die Arx lag auch hier auf einer Felsenfläche, die schon von Natur isolirt und befestigt, nach der Seite der pontinischen Sümpfe in schwindelerregender Steile abwärts fällt. Doppelte Mauern

*) Donationem in scriptis de duabus massis, quae Nymphas et Normias appellantur, juris existentis publici. Siehe die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Band II. S. 292.

umgeben das innere Viereck der Burg. Noch führt ein altes Thor hinein, an dessen einer Ecke sich eine runde Masse von Cyclophensteinen in einer Höhe von 36 Fuß, wie ein Pfeiler oder Turm erhebt. Die Mauern haben bisweilen eine Höhe von 40 bis 50 Fuß, und bieten ein gewaltigeres Ganze dar als jene von Segni. Sie umziehen in langen Linien den steilen Kalkberg; oben aber auf der Felsenfläche, welche zu einem ebenen Viereck abgearbeitet worden ist, sieht man noch drei aus Cyclophensteinen aufgebaute große Fundamente, auf denen einst vielleicht die Heiligtümer der Stadt, oder andere Gebäude der Burg standen.

Wenn man sich einen solchen Bau, sei es Tempel oder Haus, im Verhältniß zu den Cyclophenmauern selber denkt, so muß er von einem großartigen, obwol schweren und düstern Charakter gewesen sein. Wir können uns eine Architektur der Art, wenn auch nur aus der Ferne annähernd, etwa aus dem Tabularium Roms wiederherstellen, welches einer Zeit angehört die an die volstische und etruskische Bauepoche gränzt. Dem es ist wol irrig anzunehmen, daß jene sogenannten Cyclophenmauern einer fabelhaften Urzeit angehören. Von ihnen bis zum Mauerbau der sogenannten servischen Zeit in Rom war nur ein Schritt zu thun, wie ich dies schon bei Matri bemerkte.

Eine antike Cisterne, einige unterirdische Gemächer und Grotten: dies ist alles was außer der Akropolis und den Mauern auf dem alten Norba sichtbar blieb. Mir fiel es auf daß man nirgend Grabmäler oder Loculi in den Felsen bemerkt, wie in den alten Städten Etruriens oder in jeder antiken Stadt Siciliens; und namentlich sind es

die sicilianischen Städte welche, wie Syracus, Leontium, Agrigent und Enna, eine erstaunliche Menge von Felsen-
gräbern enthalten. In Norba sah ich deren keins, doch
ist es möglich daß sie meinem Blick entgingen. Das Volk
von Norma nennt übrigens die alte Stadt Civita la
Penna, und ich kann mir nicht erklären wie dieser Name
hierher gekommen sei. Denn aus dem Spanischen scheint
er abzuleiten, wo Pegna oder Peña Felsen bedeutet. Der
Name Felsenstadt ist passend für das mythische Norba,
das Hercules soll erbaut haben.

In späteren Römerzeiten hing Norba dem Marius
an. Es wurde deshalb von Emilius Lepidus, dem General
Sulla's, belagert; er drang mit Hilfe von Verrätern in
die feste Cyclopendstadt, aber die verzweifelten Einwohner
tödteten sich selbst, wie jene von Numantia, in den Flammen
ihrer Häuser. Vielleicht blieb Norba schon seit jener
Zeit in Ruinen; wenigstens kennt sie schon Plinius als
verödet.

Oben auf der Arx ist das Panorama der Maritima
überaus herrlich. Deutlich wird der ganze Ufersaum
des Meeres erkannt, welcher von Antium (Porto d'Anzo)
bis zum Cap der Circe bei Terracina reicht; selbst weiter
hin werden Ostia, Pratica und Ardea und viele Strand-
türme sichtbar, die sich einsam wie Obelisken am Meer
erheben. Diese Wachttürme wurden seit dem neunten
Jahrhundert gebaut, als die Saracenen anfangen die
Küsten Italiens zu überfallen, und noch hentigen Tags
ist ganz Italien, sind alle italienischen Inseln an ihrem
Saum von solchen malerischen Thürmen unkränzt. In
jedem liegen etwa fünf Mann Artillerie, welche alte wunder-

lich aussehende Kanonen hüten, die nun schon seit Jahrhunderten verrostet sind. Lamoricière, der neue Generalissimus der päpstlichen Armee, hat die Artilleristen aus den Thürmen nach Rom gezogen und auch die Feldschlangen abholen lassen, die dort auf den Plattformen ins Meer hinausgähnten, wo statt der Saracenen nun Garibaldi'sche Freischaaren heimlich zu landen versuchen.

Dort sehe ich einen Turm am Meeresrande schimmern, wo der dunkle Wald ganz nahe herbeikommt: es ist das berühmte Schloß von Astura. Eine Meile weiter ein anderer Turm: Focoverde, von dem Fluß so genannt, der dort aus der versumpften Waldeswildniß ins Meer fließt. Weiterhin ein Turm an einem großen See; dessen Wasserfläche leuchtet wie fließendes Gold, und ringsum zieht sich dichter, grüner Wald. Eine geisterhafte Stille umfängt dort den Wandermann; er steht wie in eine fremde Welt versunken am See, und blickt den Fischadlern zu, die darüber hinkreisen, oder dem fieberbleichen Fischer, der auf dem schwanken Rachen schwebt, oder dem halb nackten Blutegelsucher, der dort sein Wesen treibt. Das ist Turm und See von Fogliano, einst im Altertum Clostra Romana, wo Lucullus eine Villa besaß. Der Nympheänus, jener reißende Bach den wir durch die grünen Ringe von Nymphea fortstürzen sehen, ergießt sich in den See Fogliano; wir können seinem Lauf durch das ganze pontinische Sumpfland bis dahin folgen. Weiter neben ihm wird der Lago de' Monaci sichtbar, dann der Lago di Crapolace, endlich der große See von Paola mit seinem Turm, und nicht weit von ihm steigt das Cap der Circe inselartig auf.

Wer die pontinischen Sümpfe nicht auf der Via Appia bis nach Terracina durchreist hat, macht sich die irrigste Vorstellung von ihrer Natur, indem er nur an ekle Moräste denkt. Es gibt dort freilich Sumpf und See genug, aber sie liegen in Wäldern und Büschen versteckt, wo das Stachelschwein, der Hirsch, das wilde Schwein, der Büffel, und das halb verwilderte Kind umherstreifen. Im Mai und Juni ist das pontinische Land ein Meer von Blumen, die so weit das Auge reicht sich über die Gefilde ergießen. Im Sommer ist es ein Tartarus, wo das blasse Fieber umherschleicht, und die armen Hirten oder Ackerleute auf den Gehöften plagt, die dort ausdauernd ihr Brod erwerben.

Je näher am Meer, desto mehr Wald, und wir sehen ihn von Norba aus deutlich sich bis zum Cap der Circe fortziehen. Es reihen sich von der Tibermündung her an einander die Wälder von Ostia, von Ardea, von Nettuno, Cisterna und Terracina. Mitten in ihrem Dickicht, oder an ihren Säumen liegen einzelne Gehöfte, hauptsächlich für den großen Viehstand bestimmt, aber auch Ackerwirtschaften; so Conca, Campo Morto, Campo Leone, Tor' del Felee und andere. Wo der Wald nach dem Innern zu aufhört, ziehen sich endlose Wiesen hin, dann festes Ackerland, und wir sehen deutlich die von Pius VI. erneuerte appische Straße die Maritima durchschneiden. Wir sehen an ihr Cisterna, den größten Ort in den Sümpfen, woneben im Altertum Tres Tabernae lag, und weiterhin For' Appio, das alte Forum Appium.

Kein Jahrhundert ist im Stande gewesen die pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Julius Cäsar hatte dies

im Plan, aber er starb, ehe er an die Ausführung desselben ging. Die römischen Kaiser, so verschwenderisch in Bauten jeder Art, thaten nichts dafür; es ist daher merkwürdig genug, daß erst unter einem Barbarenkönig, dem Erben oder Eroberer Roms, unter dem großen Theodorich sowol die verfallene appische Straße hergestellt, als ein Teil der Sümpfe bis Terracina ausgetrocknet wurde. Noch heute liest man die Urkunden jener rühmlichen That eines Gothen auf zwei Inschriftstafeln in Terracina. Unter den Päpsten war es erst Sixtus V., ein Mann von praktischem Römergeist, welcher die Austrocknung der Sümpfe wieder unternahm, und ihm folgte darin mehr als zwei Jahrhunderte später Pius VI. Dieser Papst stellte die Via Appia wieder her, zog den großen Canal neben ihr, ließ andere Canäle ausgraben, verwandelte einen Teil der Sümpfe in ackerbares Land, und erwarb sich dadurch ein bleibendes Verdienst um diesen Teil der Maritima.

Wir steigen nun von der Cyclopenburg Norba's nach Nympha hinunter, denn diese verlassene Stadt liegt tief zu deren Füßen, schon am Rande der Sümpfe, und man gelangt zu ihr entweder auf der bequemen im Zickzack hinabführenden Straße Norma's, oder man sucht sich selbst einen Pfad auf dem steilen Niederhang des Bergs von Norba. Da wir flink zu Fuß sind, so wählen wir den letzten Weg, und es geht mit „Donnergepolter“ über die Felsen im Sprung hinab.

Da ist Nympha, die märchenhafte Ruine einer Stadt, mit ihren Mauern, Türmen, Kirchen, Klöstern und Wohnungen halb versunken im Sumpf, und begraben unter

dichtestem Ephen. Wahrlich dieser Ort sieht reizender aus als Pompeji selbst, dessen Häuser umherstarren, wie halb zerfallene Murnien, die man aus der vulcanischen Asche emporgezerrt hat. Aber über Nympha wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche, jedes Haus ist mit Ephen verschleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphirenden Gottes des Frühlings.

Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck in diese Ephenstadt einzuziehen, in den begrastten, blumenbedeckten Straßen, zwischen ihren Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blättern spielt, keine Stimme schallt als der Schrei des Raben im Turm, als das Rauschen des schäumenden Bachs Nymphäus, das Lispeln des hohen Schilfs am Weiher, und das melodische Singen und Säufeln der Halme ringsumher.

Blumen wimmeln durch alle Straßen, sie ziehen in Procession nach den verfallenen Kirchen, sie klettern auf alle Thürme, sie liegen lachend und lichernd in allen öden Fensterräumen, sie verammeln jede Thüre, denn drinnen haufen Elfen, Feen, Wassernymphen und tausend reizende Geister der Fabelwelt. Gelbe Camillen, Malven, duftige Narzissen, graubärtige Disteln, die einst hier als Mönche lebten, weiße Lilien, die im Leben Nonnen gewesen waren, wilde Rosen, Lorbeersträucher, Mastix, hohe Farren, die Clematiswinde und der Brombeerstrauch, die roten Fuchsschwänze, die wie verzauberte Saracenen aussehen, die phantastische Caperblume in den Nischen der Mauern, der duftige Goldlack, die Myrte und die würzige Minze, ganz von Gold starrender Ginster, und nun der dunkle Ephen,

der alle Trümmer überwallt, der über die Mauern sich ergießt in grünen Cascaden, — ja, man wirft sich in dies Meer von Blumen, ganz trunken und vom Duft berauscht, und das reizendste Märchen hält die Seele umfangen.

Noch stehen die Mauern der Stadt aufrecht; sie umziehen sie in einem großen Ringe, aber sie sind überall vom Ephen dicht bedeckt, und nur hie und da taucht aus ihm eine zerbröckelte Zinne, und ein viereckiger, zerbrochener Turm hervor. Die Stadttore sind nicht minder von wildem Wein, Ephen und Brombeergestrüpp verrammelt und verbarrikadirt, als fürchteten die Blumen in Nympha einen Feind, der von draußen eindringen wollte, wie ehemals der Saracen, oder das Soldheer Barbarossa's, oder des Herzogs Alba und der Colonna. Sie haben sich hinter Ephenwällen verschanzt; vielleicht sind es Nachts die wilden Schwärme von Meteoren und Irrwischen im pontinischen Sumpf, welche die verzauberte Stadt belagern oder stürmen, um die Blumengeister drinnen in ihre Sümpfe zu entführen.

Mancher Platz und manche Straßen stehen noch da; zu ihren Seiten verfallene, vom Ephen umspinnene Häuser; manche palastartig, mit halbgothischer Architektur, einst Wohnungen des reichen Adels. Wunderbar sehen die Kirchen aus, von denen noch vier oder fünf in Ruinen stehen. Ich sah nie so phantastische Trümmer. Aber wie soll ich sie in Worten malen? Wie soll ich einen solchen braunen, zersplitterten Glockenturm mit den runden, oder von kleinen Säulen getheilten Fenstern, mit seinen mittelalterlichen Friesen von spitzkantigen Ziegelsteinen,

und mit dem romantischen Festschmuck von Ephen und im Winde schaukelnden Blumen zeichnen? oder die Trümmer der gewölbten Nischen und der Kirchenschiffe schildern, die alle von Blüthenteppichen überhängt sind?

Diese Kirchen sind alt, sie gehören dem eilften oder zwölften Jahrhundert, wenn nicht einem früheren an, denn ihr Stil ist von einfacher Basilikenform. In ihren öden Räumen beten nun die Blumen, und die Weihrauchsfässer schwingen die bacchantischen Rosen. Von den Wänden, und hie und da aus einer vom Ephen unspannenen Tribüne blicken noch alte Frescobilder herunter. Das sind alte Christen mit ihren Palmen in der Hand und mit den Marterwerkzeugen zu ihrer Seite. Den verlöschenden Nimbus um das bleiche Haupt, in goldiger Dalmatica, mit der Stola um die Schulter, starren sie mürrisch aus den Blumenschleiern hervor, und scheinen sich über den Heidendienst zu ärgern, den die Kinder der Flora in diesen verlassenem Kirchen aufzuführen wagen.

Der Käfer summt seine Sommerromanze fort und fort, und die Grille schrillt unablässig ihre anakreon-tischen Liebeslieder. Die Blumen und Käfer weichen nicht mehr aus diesen Tempeln. Dem heiligen Bernhard wurde einst geklagt, daß von einer Kirche, welche eben neu geweiht werden sollte, zahllose Schwärme von Fliegen Besitz genommen hätten und sie nicht mehr verlassen wollten; er sagte hierauf: „ich excommunicire sie“; und siehe da, als die Boten in die Kirche zurückkehrten, lagen alle Fliegen darin todt. Aber schwerlich würde es einem heiligen Beschwörer gelingen, die Blumen aus den Kirchen Nympha's zu excommuniciren, und so zornig sich

die gemalten Märtyrer darin gebärden, schon kommt der Epheu geschlichen, und wird sie bald ganz verschleiert und eingemauert haben. Von manchem ist bereits nichts mehr sichtbar als der Gipfel seines Gewandes und der Name in alten lateinischen Charakteren: Sanct Xystus, oder Sanct Cesarius, und Sanct Laurentius. Ich trat in die letzte dieser Kirchen ein — Welch ein Anblick! Die ehemalige Mosaik des Bodens, mit ihren Arabesken und Kreisen oder Quadraten schienen nun lebendige Blumen nachzuahmen, und aus der Confession, wo einst die Gebeine des Heiligen lagen, wächst nun fröhlich der indische Wein mit seinen blauroten Beeren.

So fehlt auch hier nicht das Seitenstück zu Pompeji. Wie sich dort das classische Altertum in den heitern Frescobildern entschieden ausspricht, redet in Nymphe die christliche Epoche der Menschheit auch aus Malereien auf den Wänden der Ruinen. Dort sind es die reizenden Gestalten des Lebens und der Lust: Amoren die am Weiher angeln, tanzende Satyrn, Grillen die ein Wägelchen lenken, schwebende Bacchantinnen in weißen Schleiern, Cymbeln schlagend, oder ein geheimnißvolles Kästchen in den Händen, oder auf einer Fruchtschale fastige Feigen erhebend — doch im Pompeji des Mittelalters stellen die Fresken nur den Tod und den Schmerz dar. Statt jener fröhlichen Bilder sind es die schwermüthigen Gestalten der Katakomben, die mythischen Götter der Marter und der Pein, in Flammen, ans Kreuz geschlagen, oder mit gefalteten Händen vor dem Henker kniend, der sein Schwert schon erhoben hat.

Ist es nicht Zeit alle diese Märtyrer, Heiligen und

morschen Kreuzesbilder endlich einmal in Blumen zu bestatten? Auf die Gräber der armen Büsser und Mönche und aller derer, die in der Zeit des finstern Aberglaubens sich geißelten und quälten, streut sie hier die Natur mit vollen Händen aus — ahnte doch auch die katholische Menschheit ihr nach, und gäbe sie den Todten Frieden und ein Blumengrab!

Am Eingange Nympha's ragt noch das Castell auf, einst Sitz der Barone, in dessen Verliehen die Opfer des Feudalismus schmachteten. Hoch steigt der viereckige Turm entpor, aus Ziegelsteinen so fest gebaut, wie die Torre delle Milizie in Rom, und wie es scheint gehört er auch derselben Periode an. Er steht ganz nahe an einem Weiher, der hier wie ein stygischer Sumpf am Eingang der Todtenstadt sich verbreitet. Ihn umkränzt hohes Schilf. Es ist hier ein mythischer Sitz, wie aus der Schattenwelt des Aeneas oder Ulyß. Der finstere Turm und andere Ruinen werfen ihr zitterndes Bild auf das stille Wasser des Sumpfs. Das Schilf rauscht so schweremutsvoll. Manchmal schluchzt tief in ihm die Stimme eines Wasserhuhnes auf, wie die Seele eines Abgeschiedenen, die in diesem Hades wohnt und nach oben verlangt. Ich sitze auf Trümmern und blicke in dies grüne Geisterreich, dann empor zu den blauen entzückenden Bergen, auf denen die Cycloppensteine Norba's und die Castelle ragen, dann über die pontinischen Sumpfe in das abendsonnige Meer, dem funkelnd das Cap der Circe sich entschwingt.

Sollte wol die Zauberin Circe ihr Schloß drüben verlassen haben? Wohnt sie vielleicht jetzt in Nympha? Wurde sie zur Ephenkönigin? So viel Epheu ist hier —

mir schien es, als sei dies Nymphea die Epheu = Küst-
kammer Italiens, und als versorgten von hier die Epheu-
geister der Geschichte alle Ruinen dieses herrlichen Landes
mit ihren Ranken.

Man muß hier sitzen, wenn der Abend diese Epheu-
hallen und jede Ruine erst in Purpur, dann in Gold
taucht, und Berge, Meer und das Cap der Circe mit
unsagbarem Farbenduft umstrahlt — doch ich will davon
nichts sagen, noch es schildern, wie dies Feenmärchen sich
gestaltet, sobald der Mond darin zu wandeln beginnt.

Aus dem Weiher stürzt der Quell Nympheäus. Er
scheint hier seinen Ursprung zu nehmen, und plötzlich
bringt er einen überraschenden Gegensatz jungen, brausen-
den Lebens in diese grüne Gräberwelt. Denn mit der
stürmenden Gewalt des Bergbachs sprengt er an den
Ruinen entlang, durchjagt sie, wie von Dämonen geschreckt,
wie beflügelt, als wollte er den Todeschlingen des Epheu
entrinnen, und gleich einem lebendigen Wesen ist er an-
zusehen, wenn er so blitzend und schäumend durch die
pontinischen Sümpfe dem Meere zusieht.

Er treibt am Weiher eine Mühle, die in einem Bau
des Mittelalters eingerichtet ist, denn ein Teil dieses
Hauses hat noch gothisch - römische Säulenfenster. Auf
einem Speicher steht geschrieben, daß Franciscus Gaetani,
Herzog von Sermoneta und Herr von Nymphea, ihn und
den Eingang in den Ort, sammt den Mühlen im Jahr
1765 erbaut habe.

Im Altertum soll an der Quelle und dem See ein
Nymphentempel gestanden haben, von welchem die Stadt

auch ihren Namen erhielt. Auf der Stelle jenes Nymphaum soll dann die Kirche S. Michael erbaut worden sein. Im Jahre 1216 gründete hier Ugolino Conti die Kirche S. Maria del Mirteto, vom Mirtenhain.

Die Geschichte Nympha's ist übrigens sehr dunkel. Im zwölften Jahrhundert besaßen diese Stadt die Franqipani; der berühmte Alexander III. wurde dort am 20. September 1159 zum Papst geweiht. Dann setzte sich das Geschlecht der Gaetani seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Besitz von Nympha, und die Nachkommen dieses berühmten Hauses haben ihn bis heute behalten. Die Archive in der Familie in Rom bewahren noch viele Urkunden, welche zeigen, wie der Nepot Bonifacius VIII., Pietro Gaetani, lateranischer Pfalzgraf und Graf von Caserta, nach und nach die Häuser und Güter Nympha's ihren Besitzern abkaufte. Ich fand dort kein Actenstück mehr aus dem funfzehnten Säculum. Aber noch am 22. Februar 1349 ist eine Urkunde in jenem jetzt zerfallenen Baronalschloß gezeichnet. Es heißt darin:

Actum Nimphe in scalis palatii Rocce Nimphe presente Nicolao Cillone Vicario Sculcule . . .

Am folgenden Morgen mieteten wir Maulthiere in Norma, um nach dem alten berühmten Cori oder Cora zu reiten, welche Stadt man in drei starken Stunden erreichen kann. Ein Fahrweg führt in der Tiefe dort-

hin, Nymphe vorbei, aber wir zogen es vor den kürzern und auch schönern Felsenpfad zu wählen, welcher sich über die Abhänge des Volksgebirgs fortzieht. Denn hier ist die Aussicht groß und schön, weil der Blick über die pontinische Ebene und das Meer, bis nach Rom frei hinüber schweift. Die Frische des Morgens, der klarste Septemberhimmel machten diesen Nitt entzückend genug, obwol die Berge, an denen wir hinzogen, einförmig und ohne Leben waren, es sei denn daß hie und da Schafhirten sich versammelt hatten ihre Heerden zu melken, den frischen Käse am Feuer zu bereiten, oder aus Ginsterzweigen ihre conischen Nomadenhütten zu errichten.

Wenn man so von oben in diese weite, sonnige pontinische Landschaft blickt, und zumal gegen den lateinischen Strand gewendet, wo das uralte Ardea im Land der Rutuler liegt, so ruft die poetisch erregte Phantasie gern die Gestalten aus dem Virgil herbei. Denn dort ist das Land des römischen Troja, dort ist die Scene der Heldenkämpfe der Aeneide, und wir sehen über den Wiesenplan oder durch die Wälder die schöne Amazone Camilla jagen, die Heroin des Volkerlandes:

Hos super advenit Volsca de gente Camilla,
 Agmen agens equitum, et florentes ære catervas,
 Bellatrix.

Die Schilderung ihres Todes und das tragische Geschick von Evander's Sohne Pallas sind die schönsten Blumen in dem Gedichte Virgil's. Man muß die melodischen Verse der Aeneide auf dem römischen Gefilde lesen, um

ihren Zauber erst ganz zu empfinden. So verklärt ruhig so voll ernster Schönheit ist die Poesie Virgil's, wie die Campagna von Rom. Dies unsterbliche Poem wird als das Seelenhafteste, was von der Römerwelt übrig blieb, durch alle kommenden Jahrtausende diesen Bergen, diesen Wäldern und Fluren Begeisterung verleihen. Turnus, Mezentius, Lavinia, Ascanius, und der treue Achates . . . ja hier leben sie . . . und welches Gemälde! so episch und groß, wie nur jenes am Skamander sein kann, oder wahrscheinlich erhabener. Denn kann es überhaupt etwas Erhabeneres geben, als das Feld von Rom und sein Meer-geftade?

Durch die virgilischen Erinnerungen ziehen sich hier Troja und Hellas in dies Local der Urfanfänge Roms hinüber. Die Atmosphäre wird dadurch hellenisch, und immer mehr, je näher man Cori kommt. Denn diese alte Stadt gehört der uritalischen, oder pelasgischen Mythe an. Rom heißt ewig, aber nicht seines Alters wegen; die meisten Städte der Campagna sind viel älter, und nun gar Cori, welches nach den Berechnungen antiker und moderner Topographen eine der ältesten Städte der Welt ist, und 1470 Jahre vor Christi Geburt, also sieben Jahrhunderte vor Rom erbaut wurde.

Nach der Mythe gründete das alte Cori der Trojaner Dardanus, Sohn des Corytus, Königs von Italien, und der Electra, einer Tochter des Atlas; dann floh er, ein Brudermörder, vor Siculus und seinem Vater nach Asien, wo er Dardania gründete, das erst von seinem Enkel Troos Troja genannt wurde. Im siebenten Buch der

Aeneide (Vers 670 und folgende) kommt der Name Coras vor:

Tum gemini fratres Tiburtia moenia linquunt,
Fratris Tiburti dictam cognomine gentem,
Catillusque acerque Coras, Argiva juvenus.

Die drei Brüder Catillus, Coras, Tibur oder Tiburtus waren nämlich Söhne des Amphiaraus von Argos; sie kamen aus Griechenland nach Italien, und gründeten hier Tibur oder Tivoli. Coras soll Cora erbaut haben. Dies ist eine zweite Mythe von der Entstehung dieser Stadt.

Da liegt sie vor uns, eine Pyramide von Häusern auf einem Berge; hoch oben stehen die schönen Reste des Herculestempels, zu den Füßen der Stadt liegen Fruchtgärten und Olivenhaine. Cori hat gegen 5000 Einwohner. Seit mittelalterlichen Zeiten ist sie ein Lehn des „römischen Senats und Volks“, ein Kammergut der Stadt Rom — in der That eine herrliche Besitzung.

Ich werde den Leser nicht mit der Beschreibung der Ruinen von Cori ermüden, denn er hat deren genug. Aber wol verdienen die cyklopischen oder pelasgischen Mauern auch hier Bewunderung. Sie sind an vielen Stellen in der Stadt sichtbar; man vergleicht sie mit den Mauern des alten Mycene oder Tirynth. Sie stützen die Akropolis, das Haupt der Stadt. Wenn man dort emporsteigt, findet man sich voll Ueberraschung vor dem Rest des Peristyls eines Tempels, welcher völlig griechisch erscheint. Es ist ein kleiner, graziöser Bau dorischer Art, sehr wol erhalten; die blaugraue Farbe, welche der Travertin der Säulen angenommen hat, steht schön alterthümlich aus. Man nennt diesen Tempel vom Hercules, aber wahrscheinlich ohne Grund.

Castor und Pollux, Fortuna und Diana, die Göttin der pontinischen Jagdgesilde, Sol, Janus und Aeolus, Apollo und Aesculap hatten in Cori ihre Tempel. Man zeigt noch tiefer unten vier schöne corinthische Säulen, welche in einem Hause eingemauert sind, und schreibt sie dem Tempel der Dioscuren zu. Reste von Bädern und Cisternen, eine römische Brücke über den reißenden Bergbach, der von Cori herunterbraust, andere zerstreute Alterthümer mögen den Forscher hier beschäftigen.

Das Mittelalter ist in Cori schwach vertreten. Der Dom S. Pietro, in den Trümmern jenes Hercules-Tempels erbaut, bietet nichts Merkwürdiges dar; dagegen ist S. Oliva wegen ihrer Architektur der Beachtung wert. Indes alle diese Trümmer, was sind sie gegen den hinreißenden Blick auf die Maritima, den man überall in Cori genießt? Es verlohnte sich wol hier Sommers zu leben. Die Luft ist kühl und balsamisch, der Wein köstlich, die Früchte sind in solcher Fülle vorhanden, daß ich für einen Bajocco 26 frische Feigen erhielt. Aber Cori wird von den Römern gar nicht besucht. Sie ziehen es vor in das städtische Albano und Frascati zu gehen, und die wenigsten von ihnen kennen die Reize ihrer eigenen Campagna. Gibt es ein herrlicheres Leben, als die Gebirge der Sabina, der Herniker, der Bolsker zu durchstreifen, und in der unverfälschten Natur seinen Geist zu stählen?

Ich verließ Cori, zu Pferde steigend, um nach Bellettri zu reiten; und wie in Nympha, so gelobte ich auch hier, wiederzukehren, und in dieser classischen Stille einige Zeit hinzubringen.

Von den Ufern des Liris.

1859.

Eine friedliche Wanderung durch das lateinische Gränzland von Veroli über Casamari, Isola, Sora, Arpino, Arce, Aquino nach S. Germano und Monte Casino, dies ist es, wozu die Leser eingeladen werden, während Mittelitalien in Waffen steht, die Romagna sich von der päpstlichen Herrschaft losgerissen hat, und die question romaine die Gemüther bewegt.

Jenes Gränzland ist die Fortsetzung Latiums; der Liris sondert nämlich Campanien in zwei natürliche Hälften; die römische wird vom Sacco durchzogen, bis er unterhalb Ceprano in jenen Strom fällt. Dies ist die eigentliche römische Campagna. Die andere Hälfte, eine prächtige Ebene zwischen dem Appennin und dem Volkergebirg, an welchem der Liris forsteilt, ist das neapolitanische Campanien. Es setzt sich zwar bis über Capua fort, aber die Berge gegenüber S. Germano umstellen dieses Gefilde, und sondern es von dem „glücklichen Campanien“ ab. In Monte Casino zeigte man mir eines Tags auf jenen Bergen das Castell S. Pietro in Fine, und erklärte mir diesen Zusatz durch in fine Latii; freilich bemerkte der gelehrte Don Sebastiano Kalefati: er arg=

wöhne, das „in fine“ bedente im Grunde nur das Ende der Diöcese Monte Casino's. Doch wir wollen uns darüber keinen geographischen Kummer zuziehen, sondern vor der Weinschenke von Veroli ans Pferd steigen, um nach den Ufern des Liris hinunterzureiten — an einem lateinischen Octobernachmittag, da der warme Sonnenschein auf dem Gefilde liegt, die Berge im Farbenspiel des Herbstes stralen, die classische Campagna vor uns liegt, durchströmt vom grünen Liris, dessen Name, der schönste unter den Flüssen, das Gemüth mit lyrischem Wollaut füllt, indem er durch diese Fluren weit und breit einen poetischen Hauch ergießt.

Als ich aus dem Thor der hohen Felsenstadt Veroli an den zerfetzten Stadtmauern entlang ritt, um darn hinabzustiegen, hatte ich den ersten vollen Anblick des Landes, welches ich durchziehen sollte: rechts in der Tiefe die Gefilde von Ceprano, an dessen Brücke König Manfred verraten ward, darüber hinaus die Bolskerberge, eine lange Kette blauer Höhen; links die majestätischen Berge von Sora, die, von den Abruzzen herangedrängt, den Liris oberhalb umstellen. Insbesondere wurde mein Blick besonders von dem breiten Bergzug vor mir gefesselt, oder vielmehr von einer deutlich auf ihm sichtbaren weißen Stadt. Das ist Arpinnum! Da wurden Cicero und Marius geboren!

Es hat einen großen Reiz, zum erstenmal und in noch geheimnißvoller Ferne einen Ort vor sich zu sehen, dem zwei weltberühmte, Epochen bezeichnende, uns seit der Kindheit bekannte Namen angehören. Da kommen selbst kleine Erinnerungen aus der Jugendzeit herbei, und

sind geschäftig den Eindruck zu verstärken — Scenen von der Schulbank, da Cicero erklärt ward, selbst die Physiognomie des zerlesenen Schulbuchs auf grauem Papier mit Cicero's Reden, obenan das donnernde und unvergeßliche Quousque tandem Catilina. Und da liegt denn vor mir Cicero's Vaterstadt, die einmal im Leben zu sehen ich schwerlich geträumt oder gehofft hatte.

Ich mußte vom Pferde steigen, um über den steilen Kalkfelsen Veroli's hinunterzugelangen: denn eine fahrbare Straße gibt es hier nicht, außer weiter unten gegen Casamari zu, und überhaupt besitzt dieses römische Gränzland nur einen einzigen großen Verbindungsweg mit dem Nachbarstaat, die Via Latina, die nach Capua geht.

Alle jene Campagnaorte, die wir ringsum bemerken, größtenteils älter als Rom, ja noch der saturnischen Epoche angehörend, stehen schwarz und finster auf ihren Felsenhügeln, und befinden sich seit Jahrhunderten in demselben Zustand. Die Grafen und Fendalherren des Mittelalters haben in jedem ihr Schloß gebaut, und ein jedes steht nun verödet als ein Nest für Eulen da. Der Colone baut nach wie vor, einem römischen Fürsten oder einem Kloster pflichtig, im Schweiß seines Angesichts Wein oder Del oder Türksichkorn, und seine Lage bleibt im Grunde wie sie war, obwol er nicht mehr leibeigen ist. Wenn man die agrarische Verödung der nächsten Umgebung Roms mit einigem, doch nicht allem Grund den Einflüssen der Malaria zuschreiben darf, so findet diese Ursache in dem gesunden Latium nicht statt. Es ist sehr befremdend ein Land zu durchziehen, welches sich von fern wie ein Elysium dem Blicke darstellt, und wenig mehr in

Gregorovius, Lateinische Sommer. 14

ihm zu finden, als eine malerische, spärlich mit Mais bebaute Wüste, über deren öden, von Ginster und Asphodelos starrenden Feldern in sonniger Luft einsame Falken kreisen. Man wundert sich, hier nicht ein thätiges und erfinderisches Volk in blühenden Städten zu sehen, während man nur hie und da einen Häuserklumpen auf einer Anhöhe zusammengedrängt erblickt. Die Bewohner von Latium, ein starkes, gutherziges, schönes Menschengeschlecht, sind ganz primitiv geblieben; ihre Lebensweise, ihr Cultus, ihre Bedürfnisse sind unverändert, und käme einer ihrer Vorfahren wieder in seinen Ort zurück, so würde er darin wenig mehr neues entdecken, als etwa den Gebrauch des Tabaks, des Zündhölzchens und des Pulvers. Fast alle jene Castelle, welche Namen sie immer haben, Veroli, Pofi, Arnara, Bauco (Babucum), Ripi, dauern seit Urzeiten. Man findet sie in Diplomen des neunten und zehnten Jahrhunderts mit ihren heutigen Namen, mit ihren selben Kirchen, mit ihren ehemaligen Grafen und Judices meist langobardischen Stamms erwähnt; aber ich weiß hier keinen Ort zu nennen, der in späterer Zeit neu entstanden wäre.

Die Nachmittagssonne braunte noch heiß auf dem dürrren Felde, als ich auf entsetzlichen Wegen, auf einem kaum bereitharen Felsenboden unterwärts weiter zog, Casamari zu erreichen. Ich kam an einem einsamen Gehöft vorbei, wo sich eine Gesellschaft von Veroli vergnügte; der Anblick von wolgekleideten Mädchen, die mitten in dieser Einöde ländliche Spiele spielten, war eine erfreuliche Ueberraschung. Sie glichen einer Schaar von Singvögeln, die sich in der Wildniß zusammen niedergelassen.

Ein guter Fahrweg führte sodann weiter, und ein wolgepflegter Wein- und Olivenbau zu beiden Seiten kündigte ein größeres wirtschaftliches System an, welches irgendwo in der Nähe seinen Sitz mußte aufgeschlagen haben. Dieses belebende Princip enthüllte sich gleich: Wallfahrer kamen mir entgegen, die Pilgerstäbe in der Hand, die Frauen ihre schwerbelasteten Körbe auf dem Kopf, die Männer unbeschwert daneben schreitend, alle in der bunten Tracht des lateinischen Berglandes. Sie kamen von dem weit und breit berühmten Casamari.

Ich hatte dieses Kloster so oft nennen hören; man sagte mir, daß es nebst Fossanova das schönste in ganz Latium, und ein vereinzelttes Wunderwerk gothischer Architektur sei, und nun sah ich es vor mir liegen, einsam, bedeutend und beherrschend in der Hochebene, eine Masse großer grauer Gebäude, über denen sich der Giebel der Klosterkirche erhebt. Au' dies umschlossen von einem Hof mit mächtigem römischem Portal, eine Arcade darauf hinführend, als Nest jener arcus deambulatorii der reichen Mönche des Mittelalters; daneben ein fließendes Wasser, die Anafena, mit melancholischen Pappelgruppen — ringsum eine feierlich schweigende, sonnenverbrannte Wüste.

Ein solches weltabgeschiedenes Kloster zu betrachten, erregt heute ein eigentümliches Gefühl. Denn nirgends ist die Vergangenheit so ganz wirklich und fast greifbar. Die Zeit scheint hier in Wahrheit stillestanden, die moralische Atmosphäre eines lange verfloffenen Jahrhunderts und Menschengeschlechts hier versammelt geblieben zu sein. Womit die Mönche damals sich beschäftigten, singen, beten, schweigen, arbeiten, das thun sie noch heute

in gleichen Kutten, in denselben Räumen, mit derselben monotonen Geschäftigkeit. Die Weltgeschichte hat sich draußen verwandelt, sie aber nehmen daran nicht Anteil; es genügt, daß die Kirche, die Bischöfe, der Papst in Rom dauern wie zuvor. Ihre nächste Umgebung ist unverändert geblieben, denn noch stehen Veroli, Pofi und S. Giovanni mit ihren Kirchen und Heiligen wie zuvor, und die Wallfahrer pochen an die Klosterpforte, wie zuvor. Die Furcht vor den Saracenen, vor Raubgrafen und Condottieri quält sie nicht mehr, doch hat sie der Angst vor der Revolution Platz gemacht, die am Ende unerbittlicher sein wird, als Raubgraf und Saracen. Denn ehemals galt es nur Plünderung und Verwüstung mit Fener und Schwert, aber heute gilt es Sein oder Nichtsein überhaupt. Außerdem: die Klostergüter sind geschmälert, und der Kirche dadurch ihr Wirken nach außen verengt. In der That, solch ein Kloster ist wie eine pergamentene Chronik, darauf die alten Miniaturen, als ein Schattenspiel, lebendig werden.

Man hat den Namen Casamari fälschlich durch casamara erklärt, wie noch Westphal in seiner römischen Campagna that, als wäre dieses Kloster „Bitteres Haus“ genannt wegen des furchtbaren Schweigens, zu dem die Brüder von der Treppe dort verdammt seien. Aber in Wahrheit heißt der Name Casae Marii, die Häuser des Marius, weil die Abtei auf dem fundus Marii, einer alten Besizung des berühmten Helden von Arpino, erbaut worden ist. So berichtet die Tradition, und Nondinini, der die Geschichte des Klosters schrieb: *Monasterii S. Mariae et Sanctorum Johannis et Pauli de Casae-*

marii brevis historia, Romae 1707. Fromme Bürger von Veroli haben es im Jahr 1036 gestiftet. Seine ersten Bewohner waren Benedictiner. Als ihre Zucht verfiel, führte Eugen III. im Jahr 1152 Cistercienser ein, die auch das benachbarte schöne Trisulti besitzen. Friedrich II. bestätigte im Jahr 1221 die Güter von Casamari in einem aus Veroli datirten Diplom, das wir noch lesen; aber seine Kriegsvölker zerstörten die Abtei, als er mit Rom in Feindschaft stand.

Die Geschichte von Casamari bietet sonst nichts außerordentliches dar, nur die Wechselfälle von Krieg, Zerstörung, Wiederherstellung, denen alle Klöster ausgesetzt gewesen sind. Kein berühmter Mann ging von dort hervor. Casamari hat keine eigenen Annalen aufgezeichnet, wie das benachbarte Fossanova, dessen Chronik Muratori herausgegeben hat. Es war niemals reich wie Trisulti, doch besitzt es noch einige Güter in der Campagna. Sein größter Ruhm ist die herrliche Kirche, deren Grundstein im Jahr 1203 gelegt wurde, also in der Epoche, da man in Italien anfang gothisch zu bauen.

Als ich in den Klosterhof und vor die Kirche trat, glaubte ich mich enttäuscht; denn die Façade, zu der eine breite Steintreppe führt, und das Vestibulum mit Bogenöffnungen versprachen nicht viel. In dieser Vorhalle fand ich eine Statue Pius' VI., und eine Gedenktafel für Pius IX. zum Gedächtniß dessen, daß er dem Kloster das Patrimonium hergestellt hat. Nun ins Innere der Kirche tretend, wurde ich lebhaft überrascht; ein dreischiffiger hoher Bau in den reinsten Verhältnissen, von vollendeter Einheit, in den wolgefälligsten Spitzbogen-

wölbungen, der Chor nur durch ein Gitter abgetrennt, öffnete sich vor mir. Die Harmonie der Architektur, die Einfachheit des Baues, der sanfte Travertin, die vaterländische Gothik brachten einen tiefen Eindruck hervor. Wenn das Auge seit Jahren nur an die römische Basilikenform mit ihrer platten Decke, oder an den spätern Luxusstil der Kuppelkirchen gewöhnt ward, stellt sich plötzlich die Gothik als ein neues, lebhaft und kühn nach oben strebendes System dar, und imponirt durch die Verbindung des Reichthums mit der Einfachheit, der Kühnheit mit der Grazie, der Stärke mit der Leichtigkeit, da das Massenhafte durch ein überall fortgesetztes, geteiltes, dennoch sich bindendes Leben einer und derselben Grundidee überwunden wird. Sonst gewohnt die Kirchen mit Sculpturwerk, mit barockem und schwerem Ornament, mit Gemälden und Inschriften oder mit Grabmälern und Altären überladen zu finden, sah ich hier nichts dergleichen, sondern diese Kirche erschien mir als ein reiner und schöner Tempel, einem reinen und bildlosen Gottesdienst geweiht.

Keine Bilder, keine Nischen, keine Capellen, nur ein einziger Hauptaltar unter einem gekuppelten Tabernakel; so sehen protestantisch gewordene Dome in Deutschland aus. Casamari ist in der That sehenswert. Eine gleiche Einfachheit gothischen Stils erinnere ich mich nicht in Italien angetroffen zu haben. Das Mittelschiff hat je sieben Spitzbögen auf zusammengesetzten Säulenschaft; am fünften beginnen die Schranken, die den saubersten Chor abschließen. Darin war nichts von bizarrem Schmuck oder von Figuren zu sehen, sondern hinter dem Gitter standen zu Seiten des Altars zwei hohe und vollblühende

Amaranthenbäume in großen Vasen. Man denke, wie gut diese Naturerscheinung in einem herrlichen und einfachen Raum wirken mußte.

Die reinere Gothik ist übrigens nur in der Kirche selbst zur Anwendung gekommen; denn im Kloster wird der Stil schon stark romanisch. Der Hof ist ein geräumiges Quadrat, welches halbgothische Oeffnungen mit je zwei Doppelsäulen in ihrer Mitte durchbrechen. Er ist nicht besonders schön. Der Capitelsaal neben ihm macht einen fremdartigen Eindruck. Seine Gothik geht ins Moreske über; seine Decke tragen vier Säulenbündel, aus je acht Säulen zusammengesetzt, auf deren achteckigen Platten dann die Spitzbögen ansetzen, um sich von der Decke bis in die Mitte der Wand zu ziehen, wo sie in einem phantastischen Knäuf endigen. Die abwechselnde Schichtung weißen und braunen Steins bringt ein buntes Wesen hervor.

Ich sah nur wenige Mönche im Kloster still und schweigend hin- und hergehen, und sie nahmen keine Notiz von mir. Ein Laienbruder reichte mir einen Krug Wassers, und da er hörte, daß ich aus Rom komme, fragte er mich wie es dort ansähe, und wo Garibaldi gegenwärtig sei. Der langobardische Name dieses tapferen Bandenführers schwebt an der Gränze von Neapel von Mund zu Mund, wie vor langen Jahrhunderten derselbe Name des Dux Garibald oder der Herzoge Grimoald, Romoald und Gisulfus von Benevent. Seine Figur, populär auch wo sie statt Hoffnung Furcht erregt, scheint dort auf das Vorstellen wie etwas dämonisches zu wirken.

Dessen sollte ich bald im Neapolitanischen noch mehr gewahr werden. Im Mittelalter gingen so aufregend durch die Campagna die Namen Nicolo Piccinino, Fortebraccio von Montone, Sforza d'Attendolo und anderer Capitäne, welche durch hundert Märsche, Schlachten und kühne Städte-Eroberungen ihren Ruf sich verdient hatten. Sie waren indeß nur kühne Räuber, ihr Waffenhandwerk die schändlichste Pest Italiens, während der Volksheld Garibaldi sein Schwert und sein Leben der Freiheit des Vaterlandes geweiht hat.

Ich stieg wieder aufs Pferd, um weiter zu reiten, da der Abend die schönen Berge von Arpino schon dunkler zu malen begann. Vom Kloster ist die neapolitanische Gränze nur eine kleine Stunde entfernt. Es macht immerhin ein besonderes Vergnügen sich in einem Gränzlande zu befinden. Wo Völker, Staaten, politische und sociale Formen aneinanderstoßen, bildet sich ein mittlerer Raum hüben und drüben, darauf eine gewisse Spannung der Geister, aus Vermischen und Abstoßen erzeugt, bemerkt wird. Gränzbewohner befinden sich in einem natürlichen Stande der Wachsamkeit. Wenn die Menschen in der Mitte des Staats in sichern und eingelebten Formen indolent werden, sind Gränzer immer beweglich, neugierig, erfinderisch, verschlagen, treulos, weil ewig von der Fremde berührt. Ein neuer, halbgeöffneter Horizont reizt ihre Phantasie, erweitert ihr Bewußtsein, und zwingt sie zu vergleichen und zu kritisiren. Das halbdunkle Uebergehen eines Zustandes in den andern bringt eine sonderbare Ungewißheit hervor; daher wohnt das Gerücht, die Göttin Fama, am liebsten auf der Gränze, wie im Leben Arg-

wohn und Reid in der Regel Bastard = Dämonen einer moralischen Gränze sind.

Ich erreichte bald die römische Mauth, ein einsames Haus an der Straße, wo die Gränzsoldaten vergnüglich da saßen und Cigarren rauchten; sie sind gut im Römischen, entsetzlich schlecht im Neapolitanischen. Dann bogen wir vom Weg in ein Weingartenland ein, und kamen gleich zur Gränze selbst, die durch einen einfachen Stein bezeichnet wird. Friedlich mischt hier der Gott Terminus die Aecker Roms und Neapels, denn sie sind nicht einmal durch eine Furche getrennt.

Von diesem Gränzstein ist es nicht mehr weit bis zum ersten neapolitanischen Ort Castelluccio, einem kleinen Flecken, unterhalb dessen gleich Isola, die reizende Liris-Insel, liegt. Mächtige Baumgruppen, in einem tiefen verschatteten Grunde, der das Flußbett ahnen läßt, anmutige Villen, Fabrikgebäude, die aus dem Grün hervorsehen, endlich weiter hinauf ein reiches Culturland verraten schon das Leben, welches ein herrlicher Strom erzeugt. Und über diese mannichfach gegliederten Ufergesilde, die hier in cultivirter Gestalt hervortreten, dort sich in die Tiefen verlieren, erheben sich in unbeschreiblicher Pracht die mächtigen Berge von Sora in nicht zu weiter Ferne. Ich mußte diese vom Abendschein rosig stralende Gegend mit der goldenen Muschel von Palermo vergleichen; sie hat wie diese majestätischen Ernst der Gebirgsformen, eine reiche Ebene; nur freilich nicht das Meer, sondern den Strom des Liris oder Garigliano, der von den Abruzzen wie ein junger Apoll, tönend herunterkommt, und diese Gesilde durchwallt, Römer und Neapolitaner tränkend,

bis er durch die Volksergebirge sich nach todtenstillen und trümmervollen Meeresufern die Bahn bricht.

Wenn man die Gränze der „heiligen Republik S. Peters“ verläßt, um in das „Königreich“ einzutreten, so darf man sich keineswegs auf erfreuliche Dinge gefaßt machen. Denn es ist nicht zu läugnen: einige Spuren von der doppelten Größe Roms tragen die Bewohner des Kirchenstaats noch heute. Im Römischen herrscht ein Zug von Ernst, Bedächtigkeit und Maß, von ungezwungener und freier Haltung, ja selbst von Liberalität, zumal in der Rede, die sich hier seit Alters frei erhalten hat, und auch sonst bemerkt man wenigstens im Gewährenlassen eine gewisse Sorglosigkeit. Die eigentümliche Verfassung des Kirchenstaats, in welchem alle monarchische und rein politische Gewalt, der Natur des Staats nach, nur schwach auftritt, der Mangel einer concentrirten weltlichen Regierung, das von den päpstlichen Untertanen nicht genug geschätzte Glück, daß sie von keiner stehenden Soldatenmacht bedrückt werden, der durch Vertrag und Statuten lange Zeit dauernde Municipalismus der Orte (er ward erst nivellirt durch die französische Republik, dann durch die Restauration unter Consalvi), endlich das Nichtvorhandensein einer erblichen Landesdynastie, erklären die wolthunende republikanische Atmosphäre in römischen Landen. Betritt nun der Wanderer die neapolitanische Monarchie, so darf er darauf gefaßt sein, daß er vieles Kleinlicher finden wird; das ernste Naturell der Römer verschwindet mit einem Schlag; die Sprache wird barbarisch und unverständlich; die Menschen minder wolgebaut, lebhaft, gutmüthig, zudringlich, doch furchtsam.

Es wimmelt von Soldaten, von Polizisten, Spionen, von Mauthbeamten eines argwöhnischen, unsichern, illiberalen Regiments. Kein Mensch redet mehr frei von der Leber weg, und es ist für den Neapolitaner ein äußerstes, wenn er nicht mehr raisonniren darf.

Isola empfing mich mit einem lauten Wasserschwall und herrlichem Grün von Hängeweiden am Fluß, doch zugleich mit der Dogane. Um sechs Bücher willen wurde ich hier lange Zeit aufgehalten. Außer einem Horaz bestrafen sie alle die Geschichte des Mittelalters, waren also unverfänglich genug, aber die Beamten begriffen ihre Titel nicht. Diese Herren beklagten vor mir den Tod Humboldt's, als sei auch die wissenschaftliche Cultur Neapels schwer davon betroffen worden; sie priesen die Bildung des preussischen Staats, wo jeder Mann mit den Schriften der Philosophen vertraut sei, und sie erklärten in demselben Atemzug, daß meine sechs Bücher Contrebande seien, daß sie dieselben weiter ins Land an eine höhere Behörde spediren müßten, die mich dann nach ein paar Tagen bescheiden würde. Ich bemerkte, daß ich allerdings Ursache habe mit meinem Vaterland Deutschland zufrieden zu sein, wo man die Reise wissenschaftlicher Männer erleichtere statt sie zu erschweren, und daß ich ihre Mauthgesetze in diesem Punkt barbarisch finde. Ich pries meinen guten Geist, der mich in Rom gewarnt hatte, meine geschriebenen Materialien nicht nach Monte Casino mitzunehmen, denn ich hätte sie, die Mühe von Jahren, nimmer wieder gesehen. Solchen Zufällen ist der Fremde, der aus Zwecken friedlicher und ernster Wissenschaft reist, im Zeitalter, wo diese blüht, in jenem

Land ausgesetzt. Und es gibt in der That weder ein mehr barbarisches noch ein unmißzeres Verbot, als dieses gegen das Einführen von Büchern. Ich kam endlich gut davon, ohne daß der Beamte, ein wackerer und anständiger Mann, seine Pflicht verletzte, denn ich überzeugte ihn endlich von dem Charakter der Bücher. Um wie vieles nun die römische Art liberaler sei, will ich hier zeigen; als ich später von Monte Casino zurückkehrte, mit denselben Schriften, mit dort gesammeltem Material, mit andern Büchern, die mir Luigi Tosti zum Geschenk gemacht, und als ich mit dieser Contrebande an der Brücke von Ceprano dem römischen Doganen=Officianten mich vorstellte, warf er nur einen flüchtigen Blick darauf, und sagte mit römischer Gentilezza: *passate pure, signor.*

Ich hatte demnach die köstlichste Zeit verloren, in vollem Abendsonnenschein Isola zu sehen. Dieser kleine freundliche Ort liegt auf einer Insel im Tiris, schön von grünen Bäumen umbuscht. Der herrliche Strom, von smaragdgrüner Farbe, gewaltig brausend und reißenden Laufs, stürzt sich am Haupt der Insel, also im Ort selbst, als ein Wasserfall herab. Ein 80 Fuß hoher Fels bewirkt ihn, und auf ihm ragen über dem milchweißen Sturz die Trümmer eines Castells empor. Schon in der Ferne hört man das Tosen des Wassers, und wo man sich auch hinbewege, überall erfreut sich der Blick entweder an der Bewegung des Stromes selbst, oder an zahllosen Canälen, die reißend schnell in ihn fallen, während sich tiefschattige Gärten mit prächtigen Platanen, Pinien und all dem reichen Baumwuchs des Sidens

ringsum verbreiten. Die Fülle des Wassers ist groß, denn oberhalb der Insel stürzt der Tibrenus in den Fluß, in mehrere Arme getrennt. So hat die Verbindung zweier Flüsse ein reiches Culturleben erzeugt, denn das Wasser treibt hier viele Fabriken in Wolle und Papier, welche die ganze Gegend beschäftigen, Tausende von Menschen ernähren, rüstige Arbeitercolonien erzeugen, und weit in das Land hinein volthätig wirken.

Sowol Isola als Sora sind Fabrikorte, und die gute Fahrstraße welche sie verbindet, ist zu beiden Seiten mit Fabrikanlagen, mit Casinos und Gärten besetzt. Es ist in der That eine überraschende Cultur-Dase, die hier seit dem Anfang dieses Jahrhunderts entstand, und der lang entbehrte Anblick industrieller Thätigkeit in so paradiesischer Gegend thut dem Reisenden wahrhaft wol.

Bei dem vollsten Mondschein fuhr ich nach dem nur eine Stunde entfernten Sora, auf einem Char-à-banc, wie man hier die neapolitanischen Curricula französisch nennt; denn der Gebrauch dieser Einspänner beginnt schon hier, und man läßt mit derselben rasenden Wut wie in Neapel den armen Gaul in gestrecktem Galopp dahinrennen. Der Mondschein, welcher den Reiz der Straße erhöhte, ließ mir die ununterbrochenen Anlagen schöner erscheinen, als ich sie bei Tageslicht wieder fand. Die moderne Gestalt der Gebäude wirkt sonderbar auf den Reisenden, der eben aus dem Römischen kam, wo alles der Vergangenheit angehört, wo alles Geschichte ist, und die finstern Felsenstädte daran erinnern, daß sie dort schon seit dem fabelhaften Janns und Evander stehen. Die Gegend von Isola hat dagegen nur eine classische

Erinnerung, die an Cicero, wie wir gleich finden werden.

Die jetzigen Fabriken, meist Papiermühlen in einem großen Maßstab und nach neuestem System, verdanken ihren Ursprung hauptsächlich Franzosen aus der Epoche Murat's, unter ihnen einem Herrn Le Febvre. Dieser Mann kam arm dorthin, aber das Iirisufer wurde ihm zum Eldorado, denn er zog aus der Wasserkraft reines Gold. Er hinterließ seinem Sohn Fabriken und Millionen. Der König von Neapel, ich glaube Ferdinand II., erhob seine Familie in den Grafenstand; sie hat diese Würde reichlich verdient, denn eine bisher wenig cultivirte Gegend verdankt dem erfindenden Verstand jenes Mannes ein reiches Leben, welches nicht mehr schwinden, sondern hoffentlich sich steigern wird. Das schöpferische Wirken eines Mannes in einem bestimmten Kreis der Industrie gehört zu den Erscheinungen menschlicher Thätigkeit, die man mit dem reinsten Anteil betrachten darf; wenn solches in England, Deutschland und Frankreich häufig, in Neapel selten ist, so mag man leicht denken, wie hoch hier die Verdienste dieser Art anzuschlagen sind.

Die zwei Hauptfabriken Le Febvre's, die Cartiera del Iiri und die Cartiera del Fimbreno, sind prächtige und schloßartige Gebäude. Es ist ein Genuß, der Thätigkeit jener Menschenschwärme zuzusehen, die dort das Papier bereiten oder vielmehr gießen, denn die aufgelöste Brei-
 masse fließt als ein grauer Strom, wird milchiger, dichter, hemmt sich, kommt über der heißen Walze als Papier hervor, ja als eine endlose weiße Gedankenstraße. So ungefähr hat Gott die Welt erschaffen wie Monsieur Le

Febvre das Papier, und hat sie dann den Menschen als ein endloses weißes Blatt hingebreitet, ihren Sinn und Unsinn darauf zu schreiben. Man kann solchen genetischen Papierstrom nicht fließen und gerinnen sehen, ohne daß sich die Phantasie alle die Möglichkeiten vorstellt, welche dieser das Leben beherrschende wunderbare Stoff, der Papier heißt, auf sich nehmen wird. Denn dieser papierne Fluß wird einst irgendwo an den Tag kommen als gedrucktes Product des Genies oder der Albernheit in Kunst und Wissenschaft, als politische Zeitung, als falscher oder ächter Wechsel, falsche oder ächte Verfassungskarte, Hiobs- oder Freudenpost, Todesurteil, Friedenstractat, Trauerspiel, Reisepaß, als ein Pamphlet *Le Pape et le Congrès*, als Spielkarte in der Spielhölle, als Proceß, Photographie, Liebesbrief, und in tausendfacher das Leben verbindender und trennender Gestalt!

Ich war in einer Villa bei Isola empfangen worden; der freundliche Besizer führte mich in den nahegelegenen Park des Grafen, welcher ihm selbst ehemals gehört hatte. Dieser schöne Garten wetteifert in der That mit denen der Villen Roms, wenigstens darf der Fürst Doria oder Borghese Herrn Le Febvre um den Reichtum des Wassers beneiden, der dort nicht künstlich erschaffen zu werden braucht. Denn ein Arm des Tibrenus stürzt sich durch den Park; er bildet, über Felsen kommend, tausend kleine Cascaden, und fließt dann beruhigt als ein grüner Spiegel zwischen duftigen Hainen fort. Seine Ufer bedeckt der üppigste Baumwuchs, den ein ewiger Thau besenkt, und malerisch hängt die Weide ihre Zweige in ihn hinab. Dunkle Gänge, Hölen, elysische Ruhesitze, blühende Ge-

büßche laden zum Wandeln am Fluß, zum Schlafen und zum Nachsinnen ein; kurz, hier ist ein kleines Tivoli und Nymphenparadies schön zusammengefaßt.

Sora, die erste neapolitanische und bischöfliche Stadt auf dieser Seite, erreichte ich vor 10 Uhr Abends, und ich übernachtete in einem guten Gasthof. Wie schnell die politische Gränze auch zu der des Gebrauchs und der Sprache wird, zeigte sich hier in unmittelbarer Nähe des Kirchenstaats. Der Kellner nannte mir eine Liste von Speisennamen, die kein Mann im Römischen mehr würde verstanden haben, auch wird hier schon das Don gehört.

Am Morgen enthüllte sich Sora als eine ziemlich saubere und moderne Stadt mit einigen guten Straßen, mit Industrieleben und lebhaftem Verkehr. Sie liegt am Tiris, der hier smaragden grün zwischen hohen Pappeln, wie ein deutscher Fluß trümmersch und sanft daherkommt. Eine hölzerne Brücke führt darüber und an den Quai. Entzückende Stellen am Ufer lockten mich, und ich fand hier manchen Ort, wo ich gern würde verweilt haben. Denn ringsum breitet sich eine reichbebaute Campagna, ein vieldurchschnittenes Garten- und Weinland aus, durch welches treffliche Straßen in die Nachbarstädte führen.

Sora liegt flach in dem sich weit in die Berge ziehenden Tiristal, welches im Hintergrund ein duftiger Gebirgsfranz schließt. Es verengt sich an einigen Stellen, und die Berge rücken vor. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich ein durchaus pyramidenförmiger Berg, hoch, steil, wildzerissen, grandios, und völlig nackter brauner Fels. Er trägt auf seiner Spitze die malerischen Reste der uralten Burg, Sorella genannt, welche so tiefbraun aus-

sehen, wie das Gestein selbst. Sie greifen schön und wirksam in den blauen Aether hinauf, und so verbinden sich hier unmittelbar Tiefebene, Fluß und schroffstes Gebirg. Im Schatten jener natürlichen Pyramide aber liegt Sora harmlos und idyllisch da, jetzt so modern von Ansehen, doch einst eine mächtige Volksstadt, die ihren Namen niemals änderte. Sie wurde später samnitisch, dann latinisch, dann römisch. In der römischen Periode zierten sie als ihren Geburtsort die drei Decier, der berühmte Atilius Regulus, das Geschlecht der Valerier, unter ihnen der Medner Q. Valerius, dann Lucius Mummius, Namen die hinreichend sind, diesem Ort Glanz zu verleihen.

Während des frühesten Mittelalters findet sich Sora oft als Gränzstadt erwähnt, welche die Langobardenherzoge von Benevent überfielen und plünderten. Sie mochte damals byzantinisch sein. Abwechselnd von Grafen langobardischen Stammes beherrscht (denn die ganze Gegend um den Tiris war einst von Langobarden erfüllt), fiel sie in die Gewalt des Kaisers Friedrich II., der sie zerstörte. Sie gehörte später den mächtigen Grafen von Aquino, die fast alles Land zwischen dem Vulturmus und Tiris besaßen. Dann machte Karl von Anjon die Cantelmi, Verwandte der Stuarts, zu Grafen von Sora, und Alfons von Aragon erhob Sora zum Ducat, dessen erster Dux Nicolò Cantelmi war. Nun hatten jedoch die Päpste längst nach dem Besitz der schönen Gränzlandschaft getrachtet; sie erlangten sie unter Pius II., dessen Hauptmann Napoleon Orsini Sora eroberte. Der König Fer-

Manfred I. von Neapel bestätigte den Besitz; aber Sixtus IV. entzog ihn der Kirche im Jahr 1471, als er seinen Nepoten Lionardo della Rovere mit der Nichte des Königs vermählte, welche nun das Herzogtum Sora als Morgengabe erhielt. Später kaufte Gregor XIII. Sora, im Jahr 1580, vom Herzog von Urbino für seinen Sohn Don Giacomo Buoncompagni, und selten hat ein römischer Nepot einen reizenderen Besitz gehabt. Dieses Ländchen verblieb den Buoncompagni=Ludovisi bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo es wieder an Neapel fiel, und von jener römischen Nepotenherrschaft blieb in Rom nur der Palazzo di Sora und nur der Titel eines Duca di Sora übrig, den heute der erste Sohn des Prinzen Ludovisi=Piombino führt.

Unter der Herrschaft der Rovere wurde zu Sora ein berühmter Mann geboren, Cäsar Baronius, die letzte Celebrität jener Landschaft. So entzückend, melodios sonnig und zugleich trümmerrich sind jene Ufer des pappelreichen Liris, daß es uns Wunder nimmt, wie hier nicht irgendein poetisches Genie, ein Horaz, oder Ovid, oder Ariost, seine Wiege fand. Jedoch diese Fluren erzeugten eiserne Kriegsmänner, endlich Redner, und freilich für Rhetoren sind sie immerhin vorbildende Umgebungen von unerforschlicher Naturberedsamkeit im Wechsel der Bilder und Tropen.

Cäsar Baronius wurde am 31. October 1538 geboren. Er ist der Muratori der Kirche, deren Annalen (von Christi Geburt bis zum Jahr 1198) er schrieb. Ihr erster Band erschien im Jahr 1588, ein Werk riesiger Mühe, vaticanischen Materials, unschätzbar an Stoff, in

vielen Partien, namentlich in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, unbrauchbar und lüdenhaft, weil ihm damals noch nicht die Quellen zu Gebot standen, die der Wissenschaft heute bekannt sind — an Geist unfrei und ungerecht, geschrieben unter der Erbitterung der großen katholischen Reaction gegen die Reformation. Von seinen Landsleuten, jenen Rednern, hatte Baronius kein attisches Salz, keine Urbanität, nicht den Geist philosophischer Discussion, nicht die Sprache geerbt. Tullianisch kann man an ihm nur die Breite nennen. Aber er besitzt eine gewisse Großartigkeit, welche um so größer erscheint, weil die Leistungen seiner Fortsetzer Rainaldus und Laderchius so tief unter ihm geblieben sind. Er hatte seine Schule in Veroli empfangen, dann in Neapel studirt; in Rom ward er der eifrigste Schüler des wunderlichen Heiligen Filippo Neri, in dessen Oratorium S. Maria della Vallicella er auch als Mönch sein Leben zubrachte. Er wurde Cardinal; die Papstkrone schwebte über ihm nach Clemens' VIII. Aldobrandini Tod, aber der nicht ehrgeizige Mann setzte sie seinem Freund Leo XI. Medici aufs Haupt. Nach zwei Jahren starb er am 30. Juni 1607, und ward begraben in jener Kirche der Väter des Oratoriums zu Rom. Er bleibt ein Stolz der Wissenschaft der Kirche, und seine Arbeitskraft ewiger Bewunderung wert.

Ich fordere den Leser auf, den Blick nach jenem hohen uns noch sichtbaren Veroli umzuwenden, von dem wir den Ausgang genommen haben. Wer weiß oder hörte nicht von einer berühmten italienischen Schrift: „Von der Wohlthat Christi“? Im Jahre 1542 in Venedig erschienen, in zahllosen Exemplaren, in Uebersetzungen ver-

breitet, war dieses Büchlein schon nach dreißig Jahren spurlos verschwunden, von tausend geschäftigen Händen entfernt, von tausend Scheiterflammen verzehrt. Wir erlebten es in den vierziger Jahren, daß plötzlich in einer Bibliothek zu Cambridge ein Exemplar davon gefunden ward; nun ist es in England, in Deutschland, in Italien wieder gedruckt. Nonio Paleario aus Veroli war der Verfasser dieser berühmten Schrift, und ich wende die Gestalt dieses Mannes nun jener des Baronius entgegen, seines jüngern Zeitgenossen, fast seines Landsmannes, da nur zwei Stunden Wegs ihre Städte trennen. Paleario starb nicht als Cardinal, er endete nach dreijährigem Inquisitionskerker am Galgen, und ward auf dem Scheiterhaufen im Jahr 1570 verbrannt.

Wir begreifen heute kaum, wie ein Mann hingerichtet werden konnte, weil er mit der Inbrunst eines Heiligen die Rechtfertigung durch den Glauben an Christum lehrte; aber wenn in späteren Jahrhunderten ein glücklicheres Menschengeschlecht diese fromme, nur auf die Lehren des Evangeliums gegründete Schrift wieder lesen wird, so möchte es an der Wirklichkeit der Thatsache zweifeln, daß sein Autor dafür von Christen selbst konnte an den Galgen gehenkt werden. Es war die Zeit, da auch Carnefecchi, der Freund Clemens' VII., hingerichtet ward, die Zeit der italienischen Reformatoren, der Juan Valdez, Bernardino Ochino, der Bergerii, Paolo Ricci, Antonio Flamini, die Zeit wo auch Cardinäle wie Contarini, Morone und Pole vor die Inquisition geladen wurden. Die Flammen des Scheiterhaufens, die einen Nonio verbrannten, haben den Geist des Baronius erhitzt, und seine Annalen der

Kirche sind angeflackert von solchem Schein, denn unter ihrem Licht schrieb er sie.

Die Stadt Sora war gerade von Militär erfüllt, wie alle Orte der neapolitanischen Gränze, um welche ein Soldatencordon gezogen ist. Gebirgskanonen standen auf einem der Plätze, Lanzenreiter sprengten daher, und kurz vor meiner Abreise rückte das siebente Linienregiment aus Capua ein, welches die Straßen mit Bajonetten erfüllte. Ich fand, daß die Infanterie sehr gut und besser als die Reiterei aussah, namentlich bemerkte ich unter den Officieren manche blühende Gestalt. Die Kleidung der Cavallerie wie der Infanterie ist durchweg von blau-grauer Leinwand, was ein tristes Aussehen gibt. Die vielen funkelnden Bajonette, die mohrenhaft verbrannten Gesichter, der dichte weiße Staub auf allen Kleidern, das Drängen in die Quartiere und das Commandorufen gaben ein kleines kriegerisches Bild, und so war ich denn hier allerdings auf die *question romaine* gestoßen. Diese Truppen marschirten nach den Abruzzen zu dem dort schon organisirten Observationscorps. Wenn sie eine Vorstellung von einem Feind haben, so verkörpert sie sich in der Person von Victor Emmanuel und von Garibaldi. Die verschiedenartigsten Berichte kreuzen sich hier; man wußte sich zu erzählen, daß Garibaldi bereits in die Abruzzen eingefallen sei; andere versicherten: die Franzosen marschirten durch Latium gegen Ceperano. Die völlige Absperrung Neapels, die Unterdrückung der Zeitungen und Nachrichten begünstigten und begünstigen noch diese aufregenden Gerüchte, um so mehr als die militärischen Marsche und Maßregeln völlig nach Krieg aussehen.

Ich traf auf meiner Weiterreise überall marschirende Truppen, aber ich traute meinen Augen nicht, als ich bei der Heimkehr von Arce ab bis fast an die Brücke von Ceprano auf der friedlichsten Heerstraße wirkliche Vorposten aufgestellt fand, als stände der Feind schon an der Gränze. Diese ängstlichen Vorsichtsmaßregeln erregten lautes Gelächter im Römischen. Ihr könnt nicht denken, so sagte man mir in Ceprano, wie groß die Furcht der Neapolitaner vor Garibaldi ist; wir haben vor einigen Tagen hier ein Kirchfest gefeiert und, wie üblich, ein paar Böller abgebrannt und Raketen steigen lassen — was thun diese Neapolitaner? Sie blasen und trommeln gleich Allarm in Arce und Isola. — Was meint ihr, so sagte mir ein Römer, von diesen Neapolitanern? Wenn wir nur 500 Mann irgendwo in ihr Land hineinwerfen, so reiten sie mit Hurrah durch ganz Neapel, ma bisogna che sieno buoni parlatori, sapete (aber sie müssen gut zu reden wissen), eine Phrase die ächt italienisch ist, und dasjenige freilich trifft was Not thut.

Die Kriegswolke hatte sich in die Quartiere verzogen, und ich setzte mich auf einen Schnellfahrer, um in die Vaterstadt des Marius zu fahren. Wie toll rannte dieses winzige Fuhrwerk davon, und warf gleich an der Brücke ein Weib um; ich schrie auf, doch glücklicher Weise erhob sich die arme Frau sogleich, und mein Wagenlenker jagte wieder fluchend und das Thier peitschend davon. Um von Sora nach Arpino zu fahren, muß man die Straße bis hart vor Isola wieder zurücklegen. Wir nahmen hier zwei Herren von Arpino auf; solange nun unsere Fahrt dauerte, waren sie sehr gesprächig, obwol ich jedem politi-

ſchen Gegenſtand auszuweichen ſuchte; ſobald wir aber ihre Stadt erreicht hatten, kannten ſie den Fremden aus Furcht nicht mehr.

Nah bei Sora kamen wir an der einſt berühmten nun verfallenen Kloſterkirche S. Domenico vorbei. Sie liegt auf einer Inſel des Fibrenus oder Carnello, wie der Fluß genannt wird, kurz vor ſeiner Mündung in den Tiris, an einem wahrhaft entzückenden baumreichen Ort. Hier ſtand die Villa Cicero's, wo er und ſein Bruder Quintus geboren wurden.

S. Domenico war ein Heiliger des zehnten Jahrhunderts, ein Zeitgenoſſe des S. Nil und Romuald. Im Jahr 951 zu Foligno geboren, wurde er Benedictiner in Monte Caſino unter dem Abt Aligern; er ſtiftete dann viele Klöſter in der Sabina, und auf Bitten des langobardiſchen Grafen Petrus von Sora dieſes Kloſter im das Jahr 1011. Die Urkunde ſeiner Stiftung leſen wir noch. Dominicus war hier Abt, und unter ihm lebte hier als Benedictinermönch Gregor VII., wie wenigſtens die Tradition behauptet.

Oft mag dieſer wunderbare Menſch in träumeriſchen Betrachtungen auf dieſer reizenden Inſel Cicero's unter den Flüſterpappeln geſeſſen, aber nie mag er geträumt haben, daß einſt ein Kaiſer im Büſzerhemd an ſeiner Thüre ſtehen werde, und daß ihm in Rom, ja in der Weltgeſchichte eine größere Rolle aufbewahrt ſei, als ſie Marins oder der ſchwache Cicero geſpielt hatten.

Trotz der Erinnerung an Gregor löſten die Mönche von S. Domenico ſpäter ihre Zucht in Wolleben auf, verführt durch die Sirenenſtimmen einer zu ſchönen Natur;

denn es ist gefährlich, Mönche, statt auf rauhen Bergen, wie Benedict that, im Paradies der Ebene anzusiedeln. Honorius III. vereinigte daher im Jahr 1221 S. Domenico di Sora, den hortus deliciarum, wie er ihn in seiner Bulle nannte, für immer mit Casamari. Fünf Jahrhunderte lang blieb das Kloster geschlossen, bis Clemens XI. Trappisten dort hinschickte; sie vereinten sich mit denen von Casamari. Der König Ferdinand II. schenkte endlich S. Domenico dem Capitel der vaticanischen Basilika, die gegenwärtig eine kleine Rente davon bezieht.

Die gothische Kirche liegt in Trümmern, und das Kloster hat nichts merkwürdiges mehr; nur die Erinnerung an Cicero macht es zu einer Stelle, an der man gern verweilt.

Hier war es wo Cicero, Quintus und Atticus das Gespräch führten, welches wir als die drei Bücher de legibus besitzen. Sie wandern spazierend von Arpinum nach dem Fibrenus, sie gelangen nach der insula quae est in Fibreno, sie wollen hier sitzend weiter philosophiren. Atticus wundert sich über die Schönheit des Orts, und Cicero, welcher bemerkt daß er hier gern nachdenke, lese oder schreibe, sagt ihm: er habe außerdem noch einen besondern Reiz für ihn, denn er sei seine eigene Wiege: quia haec est mea et hujus fratris mei germana patria; hinc enim orti stirpe antiquissima, hic sacra, hic gens, hic majorum multa vestigia. Schon sein Großvater, so erzählt er, habe dieses Landhaus besessen; sein tränklicher Vater, der es vergrößert, sei dort in den Studien alt geworden. Beim Anblick seiner heimischen Stätte gesteht Cicero, daß ihn das Gefühl überschleiche

welches Ulyß gehabt, da er den Anblick von Ithaka der Unsterblichkeit vorgezogen. Er bekennt, daß Arpinum seine Heimat als civitas sei, daß er aber eigentlich dem arpinatischen Ager angehöre, und Atticus malt nun die schöne Lage der Insel in den Armen des Fibrenus, welcher das Wasser des Tiris erfrische, und so kalt sei, daß er es kaum mit dem Fuß berühren dürfe. Sie sitzen nieder, um sich über die Geseze weiter zu unterhalten, und wir sehen lieber der Gruppe dieser drei Männer von römischer Urbanität und feinsten Bildung in ihren Tagen zu, als jener Gesellschaft von Mönchen in Skotten, da Gregor VII. neben einem Heiligen mit verwildertem Bart sitzt, im elften Jahrhundert, der Epoche der tiefsten Barbarei der Sitten und der Cultur Roms. Wie würden ein Cicero, Atticus und Quintus die Menschen des elften Säculum von Rom angestarrt haben!

So umstanden die Wiege Cicero's die redseligen Pappeln des Fibrenus — und man horcht nun gern in das unablässige Flüstern dieser zitternden Aeste, deren Blätter geschäftig und geschwätzig sind, wie Zungen der Weiber. Ja! eine recht beneidenswerte Geburtsstätte hat Cicero gehabt; aber was hilft's, denen davon zu reden, die nicht selbst einen Blick in dieses nymphäische Land ewiger Blumen, eines ewigen Frühlings werfen können? Ringsum welches Panorama von Bergen, die braun oder hyacinthfarbig in stiller Majestät sich in die Fernen verlieren! Cicero war ein Kind der Ebene, nicht des Gebirgs; sein großer Verstand sammelte in sich wie ein riesiger Strom die Bäche des Wissens seiner Zeit auf; aber Marius war ein Sohn des Bergs, oben in Arpinum

auf den Mauern der Cyclopen geboren, und dahin wollen wir uns nun aufmachen.

Ich habe selten einen so unruhigen und geschwätzigen Boden durchzogen als diese Ciceronische Heimat, denn überall hier Quellen, Canäle, reißende Bäche, bald blau, bald grün, bald milchweiß, dazu das Klappern von Mühlrädern, das Rufen der Arbeiter, und unser wie proscibirt und auf der Flucht toll dahinschießender Char-à-banc. Ueber herrliche Fluren, immer an Casinos, an Gärten ging es eine Zeitlang fort, dann verließen wir das Fibrenustal, und die gute Straße stieg bergan. Neue Blicke auf die Campagna Roms und die Ebene von Pontecorvo in hinreißender Mannichfaltigkeit.

Die Fahrt von Sora nach Arpino beträgt sieben Millien; vier davon fährt man aufwärts über ein ölreiches Bergland, tief unter sich den Tiris. Der Anbau wird auf der Höhe sparsamer, und nur selten steht am Weg ein Landhaus.

Ich erreichte endlich auf der im Zickzack fortgehenden Straße Arpino um 1 Uhr Nachmittags, und fuhr durch das alte römische Stadttor ein.

Die Vaterstadt des Cicero und Marius zählt heute 17,000 Einwohner. Ihre Straßen sind eng, ihr Platz ist klein, an palastähnlichen Häusern fehlt es nicht. Indeß alles sieht hier todt aus, und man wird wenig von industrieller Thätigkeit gewahr. Die Städte im Römischen pflegen altertümliche Kirchen auszuzeichnen; Arpinum hat deren keine, obwol die Kathedrale einst ein Tempel der neun Musen gewesen ist. Nun gehört sie den neun Engelhören, denn so vieler massenhafter himmlischer Musik

und so vieler Musikanten bedurfte es, um die süßredenden heidnischen neun Jungfrauen vom Olymp durch das Christentum zum Schweigen zu bringen.

Arpino zerfällt in zwei Teile, die Altstadt oder hochgelegene uralte Burg, und die eigentliche Stadt zu ihren Füßen, die sich schräg über der Höhe fortzieht. Diese Einteilung ist uralte, und allen volkstümlichen und lateinischen Städten gemein. Daß übrigens das neue Arpinum auf dem Local des alten steht, lehren noch heute die cyklopischen Mauern, die sich von der Burg herunterziehen. Schon das Stadttor selbst zeigt sich als ursprüngliche cyklopische Anlage. Die Mauern gleichen denen von Segui und von andern Städten Latiums. Sie sind in sehr langer Strecke erhalten, da sie von der alten Burg herabkommen. In dieser führt ein steiler Weg im Zickzack auf den öden von Kalkstein starrenden Berggipfel, den Olivenbäume schmücken. Ein schöner grüner Hang von Delapflanzungen sinkt von ihm zur Stadt herab. Hier oben nun lag die cyklopische Arx, im Mittelalter die langobardische Grafenburg.

Noch steht ein von Ephen umspinnener Turm aufrecht, in dessen unmittelbarer Nähe sich in mächtigen Lagen diese saturnischen Mauern erheben, die man nicht ohne Staunen betrachten kann. Sie bilden auf der Burg ein Viereck, und noch sieht man hier ein merkwürdiges Cyklopentor. In der Regel schließen solche Tore mit einem spitzen oder gestumpften Winkel ab, wie in Matri, Segui und Norba; aber dieses hier läuft in einer beinahe gothischen Linie aus. Doch liegt auch auf seiner Spitze der Schlußstein, so daß die Wölbung durch zufällige Senkung

entstanden sein kann. Die Wände bestehen aus dreifach neben einander gestellten Blöcken, zu sechs über einander in jeder Reihe, so daß das Tor acht Schritte breit, sieben Schritte innerhalb lang und etwa fünfzehn Fuß hoch ist. Seine Kalktuffsteine von sehr poröser Art sind fast quadratisch behauen.

Von dort ziehen sich die Mauern wie in Segni in sanfter Neigung abwärts, hie und da durch ein viereckiges, etruskisches Tor unterbrochen, und durch mittelalterliche Wehrtürme verstärkt. Ephen umspinnt sie, Oleaster und blühende Kräuter hängen in ihren tiefen Spalten, und ihr finsternes, verwittertes Aussehen versetzt in jene Urzeit Italiens, mit der die *Historia Miscella* beginnt: „Zuerst herrschte in Italien Janus, dann Saturnus, der vor seinem Sohn Jupiter aus Griechenland in die Stadt Saturnia floh. Weil nun dieser Saturn in Italien sich versteckte (*latuit*), wurde das Land von seinem Versteck *Latium* genannt.“

Die Arpinaten behaupten, daß der König Saturnus ihre Stadt gegründet habe (und welche hätte er in *Latium* nicht gebaut), und daß er auch dort begraben sei; und so zeigen sie dem Fremden an der *Porta dell' Arco* ein altes colossales Grabmal, und nennen es dreist „Grab des Saturn“. Eine moderne Inschrift auf der Burg lautet also: „*Arpinum a Saturno conditum, Volscorum civitatem, Romanorum Municipium, Marci Tullii Ciceronis eloquentiae Principis et Caji Marii septies Consulis patriam ingredi viator; hinc ad imperium triumphalis aquila egressa urbi totum orbem subjecit; ejus dignitatem agnoscas et sospes esto.*“ So ur-

alten Städten ist ihr municipaler Stolz schon zu verzeihen, zumal wenn sie Saturn, Cicero und Marius für sich haben. Das heutige Wappen der Stadt besteht denn auch aus zwei Thürmen, über denen der Adler des Jupiter oder der Legionen Roms schwebt.

Man mag mit heiterer Zustimmung in jenem alten Grabmal den grauen Saturn begraben sein lassen, aber alle Gränzen übersteigt doch die Naivetät mit welcher die Arpinaten dem Fremdling das Haus des Cicero zeigen. Man führte mich auf der Burg, worin sich einige Häuser und eine Capelle angestodelt haben, zu einem solchen aus Backsteinen, in Weise der Hirten-Capannen, aufgebauten Stall, und das war denn *la casa del famoso Cicerone!*

Ich setzte mich oben auf die cyclopischen Mauern, und betrachtete bewundernd die latinische Landschaft, denn die sehr hohe Lage der Burg macht die Aussicht ringsum weit und groß. Der Berg von Sora erschien nun als kleine Pyramide, wie eine derer von Aegypten; in seinem schwarzen Schatten lag die Stadt; völlig dem Blick offen das Tirisal, welches hohe Berge majestätisch umziehen. Dort liegt *la Posta*, von woher der Fibrenus niederkommt, dort *Sette Frati*, Siebenbrüder, den Söhnen der Felicitas geweiht, wo jener wunderliche Alberich die Vision hatte, welche der Dante'schen voraufging, und vielleicht wirklich zu Grunde liegt. Viele andere Orte und Burgen flimmern im blauen Duft der herrlichsten Bergreihen; im Römischen zeigt sich Veroli, Monte S. Giovanni, Frosinone, Ferentino, und seitwärts ragt ein Bergobelisk auf, welcher die Burg Arce trägt; ein anderer, auf dem der ganz schwarze, einzelne Turm von Monte

Negro steht. Alle jene Burgen sind saturnischen Ursprungs, und man genießt das wunderbarste Schauspiel, selber sitzend hoch auf ephenumstrickten Cyklopenmauern, über denen die Elemente von Jahrtausenden hingegangen sind.

Auf diesen selben Mauern kletterte einst der junge Plebejer Cajus Marius umher, seine wilden Kräfte übend, oder er saß hier, in der Zeit da alle Völker von Calabrien bis zum Liris und zum adriatischen Meer um das Bürgerrecht rebellirten, auf Latium blickend, nach dem großen Rom sich sehnd, wohin die Gedanken aller kräftigen Geister in den Provinzen strebten, ihr Glück zu machen. Ich mußte mir sagen, daß dieses cyklopische Arpinum eine dem Marius wol angemessene steinerne Wiege sei, die Wiege eines Giganten, dessen schreckliche rohe Natur etwas ungeschlacht cyklopisches hat, zumal neben dem feinen Aristokraten Sulla, der seine Wege wie ein Fuchs durchkreuzt, und ihm beständig das Glück zu stehen weiß.

Die Atmosphäre von Arpinum wird von den Namen Marius und Cicero ganz durchdrungen. Man befindet sich hier auf einer jener Stellen in der Geschichte, die man mit demselben Interesse aufsucht, wie in der Natur das steinerne Quellenhaus von Strömen, von denen Bewegung und Leben durch Länder und Zeiten kommt. Das Wissen Cicero's hat sich als ein Hauptstrom der alten Literatur durch die Jahrhunderte des Mittelalters ergossen, und noch heute wird aus ihm geschöpft — ein unsterblicher Ruhm, der durch die Schwächen und Eitelkeiten des Menschen nicht geschwälert wird. Aber Cajus Marius war einer der Blutströme der Geschichte Roms und

des Reichs. Man denke, welchen Stoß dieser Mann Rom und der Welt gab. Ohne ihn war kein Kaisertum, und Augustus, Tiberius, Caligula, wie die ganze Reihe der Despoten oder Helden der Proscription der Menschheit, entsprangen aus den Blutspuren des Marius. So ist Arpinum die wahre chlopische Drachenhöle der römischen Kaisergeschichte zu nennen.

Die afrikanische Gestalt Jugurtha, sein schreckliches Ende im Verließ des Capitols, die Cimbern und Teutonen, welche den einstigen Fall Roms durch die Germanen weissagen, die fürchterlichen Bürgerkriege, die asiatische Gestalt Mithridat, Marius im Sumpf von Minturnä versteckt, Marius sinster auf den Trümmern Carthago's als Flüchtling da sitzend, Marius triumphirend in Rom einziehend, ein zweiundsiebzigjähriger Greis, das Abschlagen der Proscribirten — und wunderbar, eines solchen Mannes ruhiger Tod — all dies zieht hier am Blick vorüber, und stimmt so merkwürdig mit der Umgebung überein. Dann erscheint Cicero, ein Jüngling, da jener grau war, und führt vor uns den Fall der Republik auf, welchen die Bürgerkriege unter Marius und Sulla einleiteten. Um ihn steht die wissenschaftliche, die rednerische, die staatsmännische Blüte der sinkenden Republik; mit ihm werden Namen und Gestalten lebendig, wie Pompejus, Cäsar, Antonius, Octavian, Brutus, Cassius, Cato, Atticus, Agrippa, — dann Cicero's Kopf aufgestellt auf der Rednerbühne, wo er so oft und so viel gesprochen hatte.

Der Leser mag diese historischen Betrachtungen ausführen, welche als natürliche Streiflichter in jene Gegend

fallen, und er würde sie selbst auf der Burg von Arpinum gemacht haben. Wie gewisse Höhenpunkte eine landschaftliche Aussicht dem Blick darbieten, so haben andere ein historisches Panorama um sich her. Arpinum ist ein solcher Höhepunkt, und ich verlasse diese Burg nicht, ohne an das kurze und gute Bild zu erinnern, in welchem Valerius Maximus Laufbahn und Natur des Marius zusammengedrängt hat. „Aus jenem Marius,“ so sagt er, „einem so niedrigen Arpinaten, einem so ignobeln Menschen in Rom, einem gleichsam zum Ekel werdenden Candidaten, ging jener Marius hervor, welcher Afrika unterjochte, welcher den König Jugurtha vor seinem Wagen hertrieb, der die Heere der Teutonen und Cimbern vernichtete, dessen zwiefache Trophäen in der Stadt gesehen werden, dessen sieben Consulate die Fasten verzeichnen, der aus einem Exilirten Consul, aus einem Proscribirten ein Proscribirender wurde. Was ist widerspruchsvoller als seine Lage? Ja, dies ist ein Mann, der, rechnet man ihn unter die Elenden, als der Elendeste, unter die Glücklichen, als der Glücklichste erscheint.“

Den rohen Marius, den listigen Sulla, mit dem blassen schlaffen Gesicht, entnervt, blasirt, alle Verhältnisse durchschleichend und beherrschend, alles verachtend und verwirrend, doch begleitet von der feilen Meize Glück, hat Rom als typische Gestalten der Geschichte aufgestellt. Indes auf dem Platz von Arpinum weiß man nichts von jenen Römerzeiten — es ist heute, am 4. October, des Königs Franz II. und der Königin Geburtstag. In einer grell und coulissenhaft ausgeschmückten Loge des Stadthauses hängen die Porträts des jungen Königspaares,

hängt das Bild einer bayerischen Prinzessin, einer Enkelin jener Teutonen und Cimbern, welche der furchtbare Marius ehemals von Rom zurückschlug.

Dort steht auf demselben Platz ein großes Gebäude, in dessen Fassade die Büsten des Marius, Cicero und Agrippa in Nischen aufgestellt sind, denn auch Agrippa soll nach dem Glauben der glücklichen Arpinaten ein Sohn ihrer Stadt sein. Die stolze Inschrift sagt: Arpinum a Saturno conditum Romanorum Municipium, M. Tullii Ciceronis, C. Marii, M. Vipsanii Agrippae Alma Patria. Und dieses Gebäude heißt Collegium Tullianum; es ist das Jesuitenseminar. Die Weltgeschichte hat sich seit Cicero sehr geändert. Alle Fenster jenes Hauses stehen offen, in allen liegen Jesuiten in ihrer schwarzen Tracht, die allmächtigen Günstlinge und Gardien der bigotten Dynastie Bourbon, und schauen dem Fest zu. Eine Bande in harlekinmäßigen Fuß spielt auf dem Platz. Man ruft *Evviva il rè!* Die Bande geht den Richter oder Sindaco einzuholen, und dieses municipale Haupt von Arpinum erscheint hinter der Musik, nicht in einer purpurverbrämten Toga, sondern in schwarzem Frack und Glacehandschuhen, neben sich den Sindaco und den Primo Eletto, welche ebenfalls in schwarzen Leibrocken stolz einhergehen. Man ruft wieder: *Evviva il rè!* und man zieht in die Kathedrale. Abends Musik, oder vielmehr Geräusch der Bande auf dem Platz, welches *il concerto* genannt wird; Feuerwerk, oder vielmehr Raketen und Abbrennen von Böllern, wie man sonst bei Festen der Heiligen zu thun pflegt.

Ich will nicht vergessen, daß Arpino noch eine mo-

derne Berühmtheit hat, einen Maler, Giuseppe Cesari, der unter dem Namen il Cavalier d'Arpino bekannt ist. Wie Marius und Cicero ging er nach Rom um sein Glück zu machen, und er malte dort viel namentlich im Palast der Conservatoren, dessen großen Saal er mit Frescobildern aus der römischen Geschichte verzierte. Seine Wandgemälde gehören zu den besseren vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Die Kathedrale von Arpino bewahrt als einen Schatz eine Madonna von seiner Hand.

Ich verließ Arpinum auf einem Char = à = banc, um Monte Casino zu erreichen. Die Fahrstraße steigt über ein ölfreiches Hügel land ab. Man blickt auf die nahe römische Gränze, passirt unter dem hochgelegenen Monte S. Giovanni und fährt den Liris entlang, dessen grünes Wasser hie und da aus Pappeln hervorscheint. Das große Bergland zur Linken ist ziemlich öde; bisweilen auf einem Felsengipfel ein mittelalteriger Turm, so Monte Negro, so die steile Burg von Santo Padre. Nun kommt man über einen niedern waldigen Höhenzug, die Wasserscheide des Melfa und des Liris, und nahe an einigen Felsenstädten vorbei, ohne sie zu berühren, so an Fontana, dann an Arce. Wenn man diese schwindelerregend steile, höchst seltsame Burg von Arce betrachtet, so erscheint sie wie ein wahres Aornos. Sie galt in der That als unersteigliche Festung im Mittelalter; und dennoch erkletterten und eroberten sie die wilden Provenzalen Carl's von Anjou so flink, wie Zuaven unserer Zeit. Ihr Fall schreckte alle ghibellinischen Städte im Königreich, und er war das Omen für Manfred's Untergang.

Diese uralte Arx der Volcker erhebt sich auf einem

wolkenhohen, wildzerrissenen und grauen Felsenberg; darauf stehen die finstern Reste der Burg, die sich an Cyclophenmanern lehnt, während unten am Abhang des Bergs die neuere Stadt Arce liegt. Die Anlage dieser Orte ist also überall gleich; hoch oben die Cyclophenburg, tiefer unten die Stadt. Auf diese Burgen flüchteten sich im Mittelalter Städte- und Landbewohner vor den Ungarn und den Saracenen Afrika's. Wer diese Lirisufer durchreist, wer zumal weiterhin die lachende Ebene von Aquino vor sich sieht, erinnert sich der fürchterlichen Zeit als die Saracenen hier hausten. Dreißig Jahre lang behaupteten sie ihre Hauptburg am untern Garigliano oder Liris bei Minturnä, und drangen von hier verheerend durch Campanien bis nach Tusciem und der Sabina hinauf; sie legten die schönsten Klöster in Asche, Monte Casino, S. Vincenz am Vulturmus, Subiaco und Farfa, und zerstörten ihre Bibliotheken und Archive — ein unerseßlicher Verlust. Dann bezwang sie, durch eine italienisch-byzantinische Liga, der kraftvolle Johann X. im August 910, und ein Papst schmückte sich mit dem Ruhm der Retter Italiens von den Saracenen gewesen zu sein.

Unterhalb Arce ist eine Mauth, Le Muratte genannt; man forderte meinen Paß, aber man visitirte zu meinem Trost meine Bagage nicht. Ein mir kostbares Buch und mein Reisejournal hatte ich zuvor mit Hülfe meines kühnen Wagenlenkers, eines lustigen jungen Arpinaten, im Wagen versteckt gehabt; hinter der Mauth zog er es dann lachend hervor, und ich schloß es wieder in mein Gepäck ein.

Überall sah ich Truppen, welche auf diesem uralten Kriegstheater sich gut ausnahmen, und mich noch lebhafter

zu Betrachtungen über die Geschichte dieses schönen Landes anregen. Denn hier beginnt das Gebiet der süditalischen Historie. Im früheren Mittelalter zerfällt sie in drei Gruppen: in die der langobardischen Staaten Benevent, Salerno, Capua, in die des byzantinischen Calabriens, und in die Geschichte der Seerepubliken Neapel, Amalfi, Gaëta, Sorrent. Später wird all dieses Land normanisch. Indem nun hier so viele streitende Elemente um den Besitz ringen, Langobarden, Griechen, die Kaiser Deutschlands, die Päpste, die Republiken, die Saracenen, wird die Geschichte Süditaliens ein wahres Chaos. Die Hölle Dante's ist nur ein schwaches Schattenspiel gegen all die Intriguen, Leidenschaften und Verbrechen, die in Wirklichkeit in den Staaten und an den Höfen dieses heißen Landes gespielt haben. Ihre Geschichte fehlt noch; sie ist ein Labyrinth. Monte Casino hat noch viele Schätze dafür in seinen Diplomataren, namentlich dem von Gaëta. Die berühmte Geschichte Giannone's, in den Partien über Justiz und civile Organisation trefflich, ist doch im ganzen nicht gründlich, und unter die Forderungen der heutigen Wissenschaft herabgesunken.

Da ist die Brücke über den Fluß Melfa, der seinen alten Namen nicht geändert hat. Er fließt noch im October als ein fast vertrockneter Bach in seinem weißen breiten Kieselbett dem Liris zu. Man glaubt, daß er einst die Gränze des Kirchenstaates oder römischen Ducats gegen das langobardische Herzogtum Benevent gebildet habe, aber dies ist zweifelhaft, und wahrscheinlich war die alte Gränze, wie noch heute, der Liris. An der Brücke lagern Reiter um einen Henschuppen, ihre Lanzen mit den

roten Fähnchen rings angelehnt — ein prächtiges Bild für Niederländer.

Bald nachdem man die Brücke passirt hat, öffnet sich das letzte Latium, die blühende sonnige Campagna von Aquino und Pontecorvo, die man auf der herrlichsten der Straßen, der von Capua, durchheilt. Links hat man ganz nahe die Kette des Apennin mit dem hohen Cimarone, mit den Felsenorten Castello, Rocca Secca, Pallazuola, Piedemonte; weiter steht der gewaltige Berg Cairo, das Ziel unserer Reise, und hoch neben und unter ihm sehen wir schon die palastartigen Gebäude und die Kuppel von Monte Casino, dem mittelaltrigen Athen in der langen Nacht von Jahrhunderten. Dort oben schrieb Paul Diaconus seine Geschichte der Langobarden.

Auf der rechten Seite der Ebene die blauen Reihen des Volskergebirgs in ähnlicher Formation wie die Berge von Segni und Gavignano; auf ihnen mancher Ort, S. Giovanni in Carico, Pontecorvo, die kleine päpstliche Enclave, einst Besitz Bernadotte's, ferner Oliva, Rocca Guglielma und andere. Der Tiris fließt zu Füßen der Berge durch das wohnsamste Gefilde, das er nur zögernd zu verlassen scheint, denn er windet sich in vielen Krümmungen hin und her; rauschende Bäche stürzen sich noch von allen Seiten in ihn hinein, und es ist wahrhaft entzückend seinen sonnengoldigen Wasserspiegel hie und da aufstauden zu sehen.

Wie mögen hier die Saracenen geschwelgt haben! Denn schönere Ufer fanden sie weder am Guadalquivir, noch am Sebethus oder am Fluß Cyane. Viele Völker zogen seit den Römerzeiten verheerend durch dieses Para-

dies: die Westgothen Alarich's und Ataulf's, die tapfern Gothen des Totila und Teja, Faurier, Hunnen, Sarmaten, Griechen; die furchtbaren Fremdenhorden des Leuthar und Bucelin; die bildsamen Langobarden, welche dieses Land endlich erfüllten, colonisirten, wieder blühen machten; die Araber, die Ungarn, die Normannen, Franzosen, Spanier, Deutsche — alle hat dieses Gefilde als Feinde auf ihren blutigen Märschen in das untere glückliche Campanien gesehen; denn es ist der Schlüssel der neapolitanischen Landschaft.

Da sehen wir auch im Hintergrund die Berge gegen S. Germano über, auf denen Rocca d'Evandro (eigentlich Bantra), S. Pietro in Fine, S. Elia stehen, und wo der prachtvolle Aquilone hervorragt. Der größte Teil der alten Diöcese von Monte Casino lag in dieser schönen Ebene, und jenem Kloster verdankten viele Orte ringsumher ihr Entstehen. Dieses letzte Latium hat keineswegs den großen Ernst der römischen Campagna; alles ist hier südlicher, wärmer an Farbe, weicher, besser bebaut; alles näher zusammen, und auch weniger von Hügeln durchschnitten.

Da eben Fiera in S. Germano gewesen war, zogen mir viele Landleute entgegen. Ihre Tracht gleicht noch der im Sacco-Tal; Ciociaren oder Sandalennänner sind noch sichtbar, aber die Frauen tragen statt des Busto einen weichen Satz an Achselbändern und zwei Kleider über einander, deren oberstes wie eine Schürze von hinten umgenommen wird, was sehr gut aussieht.

Ich lade nun den Leser ein, die Capuanische Straße zu verlassen, und rechts ab nach dem nahen Aquino zu

fahren, welches mitten in der Ebene liegt. Wir durchschneiden mit Vergnügen die frisch gelegten Schienen der Capuanischen Eisenbahn, die bis hieher fast beendigt ist. Leider wird ihre Eröffnung sich nun verzögern; wir rühmen die neapolitanische Regierung, daß sie mit dieser wichtigen Bahn vorrückte, und wir beklagen daß von der römischen Gränze her ihr noch nicht entgegengekommen wird. Denn die Campagnabahn führt dort erst bis unter Albano.*)

Auf einem Feldweg zwischen Maisäckern hinfahrend erreicht man Aquino in einer Viertelstunde. Die zur Römerzeit große Stadt Aquinum ist zu einem langen und schmalen Borgo zusammengeschrumpft, aus dem ein einzelner Kirchturm emporragt. Ihre ganz ebene Lage an einem Bergwasser hat nichts ausgezeichnetes, aber das Grün der Bäume und Gärten umher macht sie idyllisch schön, und der Horizont ist unvergleichlich. Seitwärts liegen die Trümmer der römischen Stadt, Tore, Mauern, Ueberreste von Tempeln der Ceres und der Diana, doch sie bieten nichts merkwürdiges dar. Nahe am Wasser eine mittelalterliche Kirche des elften Jahrhunderts, S. Maria Libera, in Ruinen, von trefflichem Stil, eine dreischiffige Basilika, über deren Portal eine byzantinische Madonna in Mosaik noch sehr gut erhalten ist. So

*) Seit dem Frühling des Jahres 1862 ist die ganze Bahnstrecke von Rom bis Neapel in Gang gesetzt, und zwar verdient die päpstliche Regierung das Lob, daß sie mit ihrer Linie bis Ceprano früher fertig war, als die italienische Regierung mit der Strecke von Capua zur Tirisbrücke.

gränzen die Trümmer der zwei Epochen Aquino's, des Alterthums und des Mittelalters, an einander, und ihnen gehören auch die Berühmtheiten der Stadt.

Ein Kaisername verherrlicht kaum Aquino; es ist Biscennius Niger, der hier aus niederm Stand wie Marius geboren war. Der tüchtige Mann schwang sich zum Befehlshaber Syriens auf, nahm nach des Pertinax Ermordung den Purpur, und erlag bald dem Afrikaner Septimius Severus, der ihn schlug, ergriff und enthaupten ließ. Größern Ruhm erwarb Aquino durch zwei andere Söhne. Sie sind Charaktergestalten jener beiden Epochen, und stehen hier so neben einander wie die Ruinen eines römischen Tempels und der Basilika S. Maria Libera.

Gibt es grellere Gegensätze, als welche durch die Namen Juvenal und S. Thomas von Aquino ausgesprochen werden, des größten Satirikers heidnischer Fäulniß Roms, und des größten Philosophen scholastischer Theologie, welchen man den Doctor Angelicus nennt? Es scheint, als hätten sich diese schneidenden Widersprüche in Aquino hervorgefordert, wie die römische Verderbniß die christliche Askese forderte.

Juvenal führt uns unmittelbar in den Zustand Roms ein, den jener Marius von Arpino einleitete, und das julische Geschlecht nach dem Sturz der Republik befestigte — Rom eine Blutlache, ein moralischer Sumpf, eine einzige Pilge — alles darin verpestet, geistig und physisch krank, und alles feil; der Adel, die Bürger alle schwelgend oder hungernd um die Tafel eines einzelnen Despoten — die Alleinherrschaft das furchtbare Fatum der Welt

— der Gedanke, die Schrift, die Tribune geknebelt, nur die Schmeichelei frei — nichts als Sklavensium, Genußsucht und gränzenlose Prostitution der Natur — in dieser von Wollust und Furcht gequälten Masse einige in sich gefehrte stoische Geister, welche ihrem moralischen Ekel in Satiren und Geschichtsbüchern Lust machen, sobald es ein milderer Despot erlaubt.

Juvenal war in Aquino geboren, doch sein Leben ist dunkel, wie das der meisten Poeten des Alterthums, und diese Dichter sind deshalb nicht zu beklagen. Ihre Gestalt tauchte schön in die Mythe hinab. Kein indiscreter Erbe, Freund oder Verwandter edirte ihre Briefe, kein Journalist beschrieb mit tantenhafter Sorgfalt ihr Aussehen bis zum kleinsten Muttermal, noch begleitete er jeden ihrer Schritte von Kindesbeinen an, noch zählte er ihre Tugenden, Schwächen, Fehler und Schulden bei Juden und Christen, und andere Verlegenheiten auf. Das dunkle Leben von Horaz, Virgil und Ovid umfaßt ein paar Blätter; von des Aeschylus und Euripides Tod erzählt nur die Mythe; der feine Terenz erlosch in der Stille irgendwo in Hellas am Stymphalischen Sumpf.

Daß Juvenal in Aquino geboren sei, erfahren wir aus einem einzigen seiner Verse. War er in Aegypten oder in Schottland verbannt? Wo starb er? Die Götter wissen es allein. Sein langes Leben wurde durch die Zeiten des Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, Titus, Domitian, Nerva, Trajan und Hadrian, erfüllt, verfinstert und erhellt; worin er also die schrecklichsten Widersprüche sah, eine Reihe von wüsten Teufeln, eine Reihe von sanften Göttern auf dem Thron der Welt,

die in Wahrheit elendeste, die unwahr „glücklichste“ Epoche des Menschengeschlechts.

Es läßt sich kaum ausdenken, was ein fühlender Mensch über das Leben gedacht und empfunden haben muß, der das verzerrte Antlitz eines Nero, und das milde Angesicht eines Titus leibhaftig gesehen hat.

Wenn nun jene Doppelreihe von Imperatoren umgekehrt in sein Leben gefallen wäre, wenn er statt unter Claudius, unter Titus wäre geboren worden, so besäßen wir vielleicht Juvenal's Satiren nicht; aber die Eindrücke der Jugend bestimmen die Richtung des Geistes, und im Grund: die römische Gesellschaft war zu Titus' Zeit wie sie zu Nero's Zeit war. Unglücklicher Juvenal! weil verdammt der Dichter seiner Epoche zu sein, wo die Menschheit unter der Despotie zu verfaulen begann. Seine Sprache, seine Darstellung unter dem Druck der römischen Atmosphäre, unter dem Krampf seiner Erbitterung schon dunkel, schwer und gezwungen wie die des Tacitus, gleicht classischen Gebilden für deren Form nicht Marmor oder Thon, nein Roth den Stoff hergab. Wer wird ohne Ekel seine zwei Satiren über die Männer und die Frauen Roms lesen? wer nicht einen reichbegabten Geist beklagen, für den die Quelle der Begeisterung der Sumpf des damaligen Geschlechts sein mußte? *Facit indignatio versum, qualemcunque potest.*

Man hat Juvenal mit seinem edlern und größern Zeitgenossen Tacitus verglichen, und darin ist manche Wahrheit; aber den Geschichtschreiber jener Epoche befreite doch einigermaßen das Bewußtsein von dem tragi-

sehen Gericht, welches an der Despotie stets vollzogen wird. Was dagegen befreit den Satiriker oder Unzucht-maler von der endlosen breiten Masse der Gesellschaft, die er voll Abscheu schildern muß? Und doch, wie hoch steht selbst ein Geist wie Juvenal über heutigen Roman- und Dramenschreibern, welche, listerner als Petronius, doch schwächer, das Laster mit süßlich sentimental Reizen malen, und feile Netzen als engelhafte Ideale schildern. Preisen wir Deutsche uns doch wenigstens darin glücklich, daß wir weder einen Juvenal, noch einen Sue oder Dumas in unserer Literatur zählen, sondern Schiller, dem hochherzigen Dichter der Freiheit und des Menschenideals, noch frische Kränze auf das Haupt setzen dürfen.

Beide Römer, Juvenal wie Tacitus, seufzten nach der verlorenen republikanischen Freiheit Roms; beide verzweifelten an der Zukunft, die ihnen nur als Abgrund erschien, doch mehr noch Juvenal als Tacitus. Vor beiden stand das von ihnen schon angeschaute, noch als Indessecte begriffene unverstandene Christentum als ein verschleiertes, jugendliches Menschheitsideal. Es sollte einst die Despotie und Lüge Roms durch die Germanen zertrümmern, deren Naturfrische und heroische Einfalt Tacitus bewunderte.

Das Christentum . . . wir stehen in den Trümmern von Aquino . . . ein berühmter Heiliger, der Doctor Angelicus, tritt aus den Ruinen der S. Maria Libera hervor, ein Mann in der Dominicanerkutte, Bücherrollen unter dem Arm, von hoher, trockener Gestalt, doch gefürmt, mit einem mächtig großen Knopf, das Gesicht dunkelbraun und runzlig, aber von weichlichem Fleisch

molli carne, quae acumen ingenii et excellentiam indicaret.

Tausend Jahre und mehr waren nach Tacitus und Juvenal vergangen, als, nicht in Aquino, sondern dort oben in der malerischen Burg Rocca Secca, Thomas im Jahre 1224 geboren ward. Dieses Castell hatte der Abt Manso von Monte Casino auf dem Berg Aspranus am Ende des zehnten Jahrhunderts gebaut. Es gehörte dann den langobardischen Grafen von Aquino aus der alten Familie Landulf. Thomas' Vater war der Comes Landulf, seine Mutter Theodora Caracciolo, sein Oheim Landulf aber Abt von Monte Casino. Als der Knabe fünf Jahre alt geworden war, brachten ihn die Eltern oben im Kloster dem S. Benedict dar, aus Eitelkeit, denn sie hofften daß er einst Abt sein würde. Es war immer Sitte bei den Benedictinern, Kinder zarten Alters unter die Mönche aufzunehmen, und sie ist es noch. Don Luigi Tosti, heute ein berühmter Geschichtschreiber Italiens, Don Sebastiano Kalefati, der gelehrte Bibliothekar, beide würdige Männer, deren Namen mancher deutsche Gelehrte mit Freude begrüßen wird, kamen schon mit acht Jahren dort oben ins Kloster.

Sieben Jahre blieb Thomas dort, dann ging er nach Neapel, wo er ebenso lang Theologie studirte; er wurde Domiuicaner, er studirte in Paris, er ging nach Köln Weisheit von dem Wundermann Albertus Magnus zu lernen; er ward Professor in Neapel, und er starb als Mönch am 7. März 1274 bei Piperno im Cistercienser-Kloster Fossa nova, nur wenige Stunden von seiner Heimat entfernt. Dies also ist der große Mann des Mittel-

alters, der die Philosophie eigentlich in die Theologie einführte, oder diese zu einem philosophischen System erhob.

Wenn man heute den Namen der Scholastik nennt, so denkt man nicht mit Unrecht an ein Labyrinth, welches der nüchterne, kleinliche, zerteilende, wieder einschachtelnde und verdampfende Verstand in einer öden Muße von Jahrhunderten gebaut hat. Wer wird heute noch in die „Summa“ des Thomas von Aquino hinabtauchen, wer sich in diesen finstern Geisterwald wagen, in dessen Dickicht der aristotelisch-christliche Gedanken-Minotaurus liegt? Diese kolossale Gothik der Philosophie betrachten wir nun wie ein staunenswürdiges Altertum, und ihre haarscharfen Distinctionen, ihre moralischen und speculativen Untersuchungen, ihre weit von jedem Lebenszweck abliegenden Probleme beschäftigen ein praktischer oder materieller, oder im Denken freier und einfacher gewordenes Geschlecht nicht mehr. Doch vergessen wir nicht, daß auch jene Systeme Fundamente für die Wissenschaft des Denkens sind, und gestehen wir außerdem, daß der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts den höchsten Problemen, die der Geist aufwerfen mag, gerade so ratlos gegenübersteht, wie ein Scholast des Mittelalters, oder wie der erste Mensch im Paradies.

Scheiden wir denn von Aquino, froh auch solchen Boden gesehen zu haben. Wir kehren auf die Straße von Capua zurück, von wo uns eine kleine Stunde an den Fuß des Cairo bringt; wir rollen um den Berg; das römische Amphitheater von S. Germano, diese freundliche Stadt selbst, die berühmte Burg Jannula über ihr, liegt vor uns, und Monte Casino dort oben erwartet

uns. Indeß es ist genug, und dieser Blätter schon zu viel. Wenden wir uns aber zurück, zu überdenken was alles der Wanderer auf einer so kurzen Wegestrecke, als wir durchmessen haben, betrachten darf, so müssen wir den Reichthum dieses Landes bestaunen. Keines in der Welt ist so ganz von Geist durchdrungen und beseelt. Natur und Geschichte haben ihr vollstes Füllhorn über Italien ausgeschüttet, und jede Epoche hat ihre Entwicklungsformen in ihm dargestellt. Ist doch Italien die Mutter des Occidents, und die Pandora seiner Cultur, im guten wie im bösen Sinn. Wenn es sich nun immer wieder erhebt, und von den Völkern, die es zum Theil einst gebildet hat, und von denen allen es reichlich genossen, ausgebeutet, beherrscht worden ist, endlich seinen selbständigen Sitz unter den Nationen Europas begehrt, so fordert es nur sein unbestreitbares Recht zurück. Ja! dies Land ist edel, und der Liebe des Menschengeschlechts wert. Selbst mitten in dem gränzenlosen Chaos der Gegenwart, bei der ekelhaften Vermischung von Trug und Wahrheit, selbst heute nicht können wir Deutsche die Stimme des wärmsten Mitgefühls für die Befreiung dieses Landes, noch werden wir sie unterdrücken.

Die römischen Poeten der Gegenwart.

1858.

Es scheint, daß die Musen, welche Rafael in einer der Stenzen des Vatican in Gesellschaft der größten Poeten Italiens so reizend dargestellt hat, Rom nur ungern und vorübergehend zu ihrem Aufenthalt gewählt haben. Daß eine so ungeheure Stadt, wie das alte Rom, der Poesie nicht günstig sein konnte, ist begreiflich; der Lärm einer chaotischen Welt betäubte die feinen dichterischen Empfindungen und forderte höchstens die Satire hervor, deren Element das Häßliche ist.

Um daher von jenen alten Zeiten zu schweigen, welche namhafte Poeten hat das christliche Rom hervorgebracht? Ich wandte mich mit dieser Frage eines Tags an einen mir befreundeten römischen Dichter, und nachdem wir die römische Abkunft der Vittoria Colonna und des Metastasio mit Vergnügen bemerkt hatten, zog mein Freund noch einige städtische Erscheinungen aus dem Dunkel hervor. Da ist Giusio de' Conti, der am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts einen Canzoniere (*La Bella Mano*) geschrieben hat, da ein vollstümliches Epos *Meo Patacca* vom Anfang des achtzehnten Säculum, und da sind aus neuerer Zeit der Improvisator Gianni, Confonista der Gregorovius. Lateinische Sommer.

Waffenthaten Napoleon's, Marfuzi, Verfasser der Tragödien Caracalla und Alfred der Große, und endlich Luigi Bondi, Uebersetzer der Georgica des Virgil.

Die Dichtkunst liebt einmal das bewegte Leben, und dies wird in Rom seit Jahrhunderten nicht mehr gefunden. Das Waffengetöse kämpfender Parteien klingt den Musen angenehmer als der dumpfe Klang von Kirchenglocken und die Litanei von Processionen; der narcotische Duft der Weihrauchwolken, welcher Rom im eigentlichen Sinn des Worts durchzieht, ist ein sehr schlechtes Reizmittel für die poetische Begeisterung. Der tiefe Ernst der Ruinen des Alterthums fordert die Betrachtung des Philosophen und des Geschichtschreibers hervor, aber die Blumen der Poesie verbleichen in dem melancholischen Schatten so vieler Gräber. Die Steine sind in Rom mächtiger als die Menschen; die Vergangenheit ist riesengroß, die Gegenwart sehr klein, die Zukunft mit einem undurchdringlichen Vorhang bedeckt.

Als ich eines Abends durch Trastevere ging, hörte ich ein junges Mädchen, welches einsam auf der Stein-
 treppe eines wüsten Hauses saß, gedankenvoll vor sich
 hinsingen: „O Roma antica, Roma illustre, non sei
 più“. Es schien mir dieser im Munde eines Kindes
 sonderbare Seufzer bezeichnend für das Verhältniß der
 Dichtkunst zu Rom. Kann unter den Ruinen Roms ein
 lyrisches Talent zwanglos, lebhaft und naiv sich bewegen?
 oder wird es nicht von der geschichtlichen Schwermut,
 welche man hier auf jedem Schritt empfindet, allzusehr
 bedrückt werden? Es mag das letztere geschehen, und
 doch, auch eine so verschleierte Muse könnte schön und

erhaben sein, nicht wie jene schwülstige und rhetorische der römischen Nächte des Berri, sondern wie jene des Lord Byron im Childe Harold. Dies waren Apostrophen eines nordischen Wanderers und eines freien Mannes. Seien wir daher gerecht gegen die Römer: sie haben nicht einmal ihre Ruinen zu besingen vermocht, weil es ihnen nicht erlaubt war, den Ruin zu beklagen und auf den Trümmern der Vergangenheit über ihre Gegenwart Gericht zu halten. Sie haben endlich ihre poetischen Stoffe nicht zu benutzen vermocht.

Das Altertum, wie das Mittelalter, ist voll von heroischen und tragischen Motiven von noch fortdauernd nationaler Lebendigkeit für den Römer, und ein einheimischer Dichter brauchte sie nur aufzugreifen und mit einigem Geschick zu gestalten, um eine unfehlbare Wirkung hervorzubringen. Ich dachte mir oft, wenn ich im Mausoleum des Augustus, der heutigen Correa, den Pagliazzo in einer elenden Pantomime umherspringen, oder Kunststreiter sich tummeln, oder zum Glück die von Maffei übersetzte Maria Stuart Schiller's aufführen sah, welche große Gewalt in diesem Raum ein römisches Trauerspiel Brutus oder Virginia ausüben müßte, oder wie die Römer dort von einer Tragödie Cola di Rienzo müßten electrifirt werden, dort nämlich im Mausoleum des Augustus, wo die Leiche dieses Volkstribuns einst verbrannt wurde.

Die Römer überließen es erst Shafespeare, Corneille, Racine, Voltaire, dann Alfieri, römische Stoffe für die Bühne zu bearbeiten; man sieht sie jedoch nicht auf römischen Theatern, und unter den Büsten berühmter

Männer, welche heute den schönen Garten auf dem Monte Pincio schmücken, fehlt die Alfieri's. Sie stand dort eine Stunde lang; dann wurde sie plötzlich von der Polizei abgeholt, ein Ereigniß, das ich in Rom erlebte und hier bemerke, um mir eine längere Rede über die Unmöglichkeit eines römischen Nationaldramas im historischen Stil zu ersparen.

Erwägt man endlich, außer manchen politischen und physiologischen Hindernissen der poetischen Entwicklung in Rom, den fast völligen Stillstand literarischer Cultur in dieser Stadt, den Mangel der Journalistik und der kritischen Anstalten, und die Verkommenheit des Buchhandels, der sich kaum über die Geschäfte des Antiquars erhebt, so muß jede Regung der Dichtkunst unter so ungünstigen Verhältnissen doppelter Aufmerksamkeit wert sein.

Die Lust an der Poesie ging unter den Römern nie aus, denn sie lieben, wie alle Italiener, Verse, und das Volk in allen Classen der Gesellschaft verstreut Sonette und Canzonen gern mit vollen Händen, wo nur immer eine Gelegenheit sich darbietet. Wird eine Hochzeit gefeiert: Sonette — ein Kind geboren: Sonette — ein Laureatus promovirt: Sonette — eine Nonne eingekleidet: Sonette — ein Todter begraben: Sonette — das Fest eines Heiligen gefeiert: es regnet Sonette — ein Monsignore zum Bischof gemacht: er wandelt mit violetten Füßen auf Sonetten. Diese zerstreuten poetischen Ergüsse der Gelegenheit sammelten sich von jeher in Akademien, wo die Talente sich legalisirten und den Stempel einer traditionellen Reimschule empfangen. Der furor academicus, eine Reimpest des siebzehnten Jahrhunderts nicht

blos in Italien allein, sondern auch in andern Ländern, ist hier noch nicht ganz erstorben, und in Rom gibt es noch heute Arkadier, Quiriten, Tiberiner, und sogar Akademiker von der heiligen Conception, die man jedoch nicht im Sinn der poetischen Empfängniß zu deuten hat. Die Arkadia, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von Crescimbeni und Gravina, dem Pfleger Vater Metastasio's, gestiftet, ist weltbekannt. Ihr Name und Symbol, eine Hirtenflöte, bezeichnet gut die unschuldigen Gräuzen, in denen die Poesie der Römer ein Asyl suchte, und im Gauzen paßt sie zur Geschichte der Stadt, deren einst weltbeherrschendes Forum sich in ein Kuhfeld (campo vaccino) verwandelte, deren Campagna vor allen Thoren sich, als eine große Schäferidylle, mit zahllosen Heerden bedeckte, und deren Volk endlich selbst von Eroberern der Welt zu frommen Schafen herabsank, die der Papst als guter Hirt mit dem Krummstab bewachte und unter den Ruinen weiden ließ. Zur Zeit Goethe's, welchen sie feierlich in den Chor ihrer wunderbar benannten Hirten aufnahm, genoß die Arkadia Roms noch einen gewissen Namen, heute ist sie glücklich in das Reich der Curiositäten versunken, obwol sich ihre Flöte noch bei Gelegenheiten hören läßt. Die Menge aber der in ihrem Verein entstandenen Poesien ist so erschreckend wie die Nichtigkeit der Keimereien, und durchgeht man sie, so glaubt man das tausendfache Zirpen und Schrilla von Heuschrecken im Julimonat zu vernehmen.

Obwol es nun auch heute kein poetisches Talent unter den Römern gibt, das nicht nach althergebrachter Sitte sich in die eine oder die andere Akademie einsaugen ließe,

wo ihm doch Gelegenheit geboten wird, in einem großen Saal sich hören zu lassen, so haben jene Reimschulen doch den herrschenden Einfluß verloren. Ein neues Geschlecht strebt nach eigener Gestalt und Geltung auch in Rom. Erwachsen unter den Bewegungen der verfloßenen Decennien, welche die Römer aus ihrer Lethargie aufgerüttelt haben, teilt es die Hoffnungen der Zeit, und versucht es auch in Rom unter den schwierigsten Umständen eine Regeneration der Poesie, welche nur möglich ist, wenn das dichterische Talent, statt die veraltete Livree der Sonettisten zu tragen, sich in eine neue, lebendige und ungekünstelte Form kleidet.

Die Grundstimmung dieser jungromischen Schule, von der ich hier sprechen will, ist vorwiegend die lyrische Gefühlspoesie. Die realistische oder politische Muse, durch die vorausgegangenen Ereignisse heftig hervorgefordert, muß in Rom schweigen, und dies betrachte ich nicht einmal als ein Unglück, denn es wird dadurch Unrizztheit des Urtheils und banale Phrase vermieden. Eine bedeutende und originelle Stimme aber, wie die des Florentiners Giuseppe Giusti, kann in Rom nicht vernommen werden. Was sich in diesem Sinn dort regt, sucht, niedergehalten wie es ist, seinen Ausfluß in allgemeinen Betrachtungen, und diese räsonnirnde Lyrik ist größtenteils ein Reflex von den Dichtungen Leopardi's, selbst ein Wiederklang von englischem und deutschem Weltsehmerz.

Der Einfluß Leopardi's auf junge Dichter (sie schwärmen für jenen unglücklichen Poeten) ist groß, doch schwerlich heilsam. Seine strenge classische Form und schöne Sprache mag als Muster des Stils fördern, aber die

Phantasie schöpft wenig aus einem Dichter, der ohne Bilder und Metaphern nur mit dem Gedanken dichtet, und das Herz wird durch den trostlosen Nihilismus einer edeln, hoffnungslos verzweifelnden Seele nicht empor gehoben. Die Poesie dieses hohen und einsamen Geistes ist der herzerreißende Schrei nicht allein seines Landes, sondern auch des Menschen, der sich gegen ein persönliches Schicksal sträubt, welches fast eine Ausnahme zu nennen war. Seine Lebensansicht aber ist die schlechteste Schule für ein mit der Welt kämpfendes Talent. Man darf den italienischen Poeten dasselbe in Betreff Byron's, Shelley's und Lenau's sagen, weil in ihrem südlichen Naturell nicht das Gegengewicht jener Ironie oder jenes Humors liegt, welcher den Nordländer am Ende doch über den Schmerz erhebt. Denn die Natur des Südens hat äußerst scharfe Conturen und die Extreme lassen hier schwer die Vermittlung zu, die das Wesen der nordischen Sentimentalität im besten Sinn des Wortes ausmacht.

Es ist nun immer überraschend zu bemerken, daß in die Poesie der heutigen Römer das germanische Element einzudringen strebt. Während die Neapolitaner sich eifrig an die deutsche Philosophie machen und Kant, Hegel und Schelling studiren, hat das Studium der deutschen Dichtung in Nord- und Mittelitalien einen starken Aufschwung genommen. Maffei's treffliche Uebersetzungen haben Schiller nicht allein auf den Bühnen, sondern auch in den Häusern Eingang verschafft, und die besten modernen Lyriker, Heine, Lenau, Uhland, sind in Rom nicht unbekannt. Mehrere der gegenwärtigen Poeten Roms sprechen oder verstehen die deutsche Sprache und lesen unsere Dichter im Ori-

ginal. Was sie zu ihnen hinzieht, ist der lebhafteste Gegensatz zu der kalten und gekünstelten Sonettenpoesie und den geistreichen Concetti; es ist das musikalische Leben des Gefühls, das warme lyrische Herzblut, das Sentiment, der glücklich empfundene Augenblick; es ist der psychologische Reichthum innerer Seelenzustände, die wir bis in die kleinsten Fasern erfassen und in ihren Erscheinungen entfalten, und es ist endlich der pantheistische Cultus der Natur. Dieses elementarische Wesen bringt einen Reiz auf die Italiener hervor, deren Gefühlswaise in so ganz andern natürlichen Bedingungen ruht. Die Form der italienischen Poesie, schön, klar, straff und plastisch wie ihre Sprache, ordnet den Inhalt unter, während bei uns die Seele des Gefühls über die Schranken der Form sich zu ergießen strebt. Harmonie ist das Wesen jener, Melodie das Wesen unserer Poesie, welche die am meisten liederreiche unter den Völkern ist. „Die Sehnsucht“, so sagte mir ein römischer Poet, „das ist es, was die Deutschen in ihrer Lyrik auszeichnet und was unsere Poesie erfrischen würde, denn wir diese Weise des Empfindens in sie aufnehmen könnten.“

Don Giovanni Torlonia richtet in einem seiner Gedichte folgende Verse an die Römerin Teresa Gnoli:

E delle idee Germaniche
 Seguendo il volo, libero, sublime,
 Prendi soggetto alle tue nuove rime.
 (Folgend dem Flug der deutschen Ideen,
 Dem freien und hohen, entlehne
 Dort die Stoffe für neue Gesänge.)

Don Giovanni gehört zu den wenigen römischen Aristokraten, die aus innerer Neigung die Wissenschaften cultiviren. Es gibt deren einige in Rom, welche kenntnißreiche und thätige Männer sind, wie der geistvolle Don Michele Gaetani, Herzog von Sermoneta, aus dem berühmten Geschlecht Bonifacius' VIII., oder der in den mathematischen Wissenschaften gelehrte Don Baldassarre Buoncompagni. Wenn man weiß, wie wenig der Zustand römischer Gesellschaft geistigen Interessen förderlich ist, so sind dergleichen Männer des Lobes wie des Dankes ihrer Vaterstadt in hohem Maße wert. Torlonia, vielseitig und gelehrt gebildet, ist eifrig bemüht, die lang vernachlässigte schöne Literatur in Rom wieder zu Ehren zu bringen. Es gehört dort, und namentlich in der Aristokratie, heute ein gewisser Mut dazu, den Titel eines „Poeten“ zu führen. Die Zeiten der Vittoria Colonna und Leo's X. sind vorüber, und die arkadischen Reimerien haben das ihrige gethan, mit der Poesie auch dem Poeten die Achtung der Gesellschaft zu entziehen. „Er ist ein Dichter“, so sagen noch heute die Römer, um einen Menschen zu bezeichnen, welcher statt die Advocatur oder ein anderes Geschäft zu betreiben, seine Tage ungefähr damit hinbringt, Fliegen zu fangen und sie dann zum Verkauf auszubieten.

Don Giovanni ist Mäcen und Poet zugleich, und jenes im heutigen Rom zu sein, ist ein noch größeres Verdienst, als Verse zu machen. Die jung-römische Poetenschule, von ihm angeregt und befördert, versammelt sich um ihn als eine freie und zwanglose Akademie zu gegenseitiger Ermunterung. Ich nenne nur die hervor-

trehenden Talente, welche sich bereits in selbständiger Weise bemerklich gemacht haben: Fabio Mannarelli, Ignazio Ciampi, Paolo Emilio Castagnola, Giambattista Maccari, und die Dichterin Gnoli. Es hat sich diese Poetenschule unter den Auspicien Torlonia's eben erst ein Organ erschaffen, dessen Fortgang für die schöne Literatur Roms von Bedeutung zu sein verspricht. Dies ist die „Strenna Romana“. Mit dem Wort Strenna bezeichnet man in Italien das, was bei uns ein Musenalmanach ist. Der römische, herausgegeben von Torlonia und Castagnola, erschien zum erstenmal zu Neujahr 1858. Er enthält Poesien jeder Gattung, und schließt auch die Prosa nicht aus; so bringt er unter andern ein Fragment der Chronik von Viterbo des Niccola della Tuccia, welches Ciampi abdrucken ließ. Diese Vermischung von historischen Schriften mit lyrischen Poesien ist nicht zu loben, da sie den Begriff des Musenalmanachs aufhebt; ich spreche daher meinen römischen Freunden den Wunsch aus, dergleichen nicht belletristische Teile abzusondern und als ein selbständiges Heft herauszugeben. Uebrigens erklärt sich solcher Charakter aus dem Mangel an Journalen, wie aus dem Wesen der römischen Akademien, wo von Alters her wissenschaftliche Discurse mit dem Vortrag von Poesien wechseln, und von denen auch die Musenalmanache nur ein Reflex sind.

Es charakterisirt die literarischen Zustände Roms, daß die Strenna Romana nicht in der Stadt verlegt worden ist, sondern nach Florenz in den Verlag von Le Monnier auswandern mußte. Ueberhaupt haben sich alle diese römischen Poeten unter die Florentinische, rithmischst be-

kannte Firma geslichtet, und ihre Poesien sind dort in besondern Heften gedruckt worden.

Ich beginne mit den Gedichten des Don Giovanni Torlonia („Poesie“, Florenz 1856), ein Büchelchen von nur 66 Seiten, und an Umfang das kleinste von allen übrigen. Reine und schöne Sprache, durchaus lyrische und musikalische Empfindung, entschiedene Neigung zur idyllischen Natur. Die Muse Torlonia's ist von deutscher Lyrik beseelt. Eine große Zahl seiner Lieder sind entweder Variationen zu deutschen Texten, oder Nachbildungen deutscher Gedichte. Er würde Heine oder Lenau vortrefflich in das Italienische übersetzen, wenn die Kühnheit der deutschen Metapher sich in der knappen und formstrengen italienischen Sprache wiedergeben ließe. Aber dies ist schwer und oft geradezu unmöglich, und ich erinnere mich der Versuche, die ich mit einem Poeten machte, einige Lieder Lenau's, welche ihn entzückten, ins Italienische zu verwandeln. Was im großen freien deutschen Element sich schön ausnahm, wurde im italienischen schwülstig, ja absurd und unerträglich. Wenn Lenau zum Beispiel sagt: „Der Frühlings wirft die Lerchen, seine Singraketten, in die Luft“, so widerstrebt dieses schöne Wagniß keineswegs unserer deutschen metaphorisirenden Bildkraft; sollte aber ein italienischer Poet vor einem Publikum recitiren: *la primavera slancia le lodole, i suoi razzi di canto, nell' aria*, so würde er ohne Zweifel ein unauflöschliches Gelächter erregen.*)

*) Ich bemerke, daß der römische Marchese Capranica Lenau's *Albigenser* und *Savonarola* übersetzt hat; aber diese Versionen sind noch nicht edirt.

Torlonia hat unter anderm Lenau's „Vergangenheit“ (Hesperus, der blasse Funken) übersezt:

Oh quanto melanconico
E d'Espero il fulgor,
Quando scintilia languido
Tra il giorno che si muor!

Le nuvolette, simili
A impalliditi fior,
Sembra che un serto intreccino
Al giorno che si muor.

Del cuore umano i gemiti
Ma le sue gioie ancor,
Al muto avello scendono
Col giorno che si muor.

Ich setze den letzten Vers des Lenau'schen Gedichts darunter:

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit,
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit.

Die Verse Torlonia's sind vortreflich, aber sie drücken das Sentiment nicht völlig aus, und doch ist jenes Gedicht Lenau's eines von denen, die sich am besten ins Italienische bringen lassen. Die Uebersetzung aber diene zum Beweise, mit welcher Grazie und Leichtigkeit Don Giovanni den Vers handhabt. Er hat auch die „Blumenmalerin“ Lenau's geschickt nachgebildet; von Heine das Lied: „Ich liebe eine Blume“; von Goethe „Das Blümchen Wunderschön“ nachgeahmt. Seine botanischen Studien

in der Campagna Roms scheinen ihm eine Vorliebe für diese Blumenpoesie gegeben zu haben, und so finden sich auch in der Strenna von ihm manche gute Lieder auf die Blumen des römischen Feldes. Für die Italiener haben dergleichen Poesien etwas Volksthümliches, denn sie besitzen eine eigene Gattung von Blumen-Ritornelli, welche vom Volk überall gesungen werden. Torlonia gibt endlich auch eine Nachahmung von Geibel's „Der Dichter und die Natur“, und ein sehr zierliches Gedicht „Racconto“, wozu er den Stoff einer englischen Ballade entlehnte.

Wir finden also in dieser römischen Poesie die Blumen unserer deutschen Romantik wieder. Es scheint als hätte die Tramontana ihren Samenstaub von den grünen Bergen Schwabens auf die finstern Trümmer des Capitols und der Kaiserpaläste hiniübergetragen. Dieses Verhältniß von Rom zur deutschen Lyrik, unschuldiger als jenes von Rom zum deutschen Kaisertum, ist interessant genug. Indem es Torlonia offen ausgesprochen hat, ist er sich bewußt, daß Keime des deutschen Gesanges seiner heimischen Lyrik zur Belebung dienen können. Ein Oleanderbaum trägt freilich nur Oleanderblüten, und ein Lindenbaum nur Lindenblüten; es wäre vergebens, einen auf den andern pflanzeln zu wollen. Der Genius der Italiener wird von dem der Deutschen immer grundverschieden sein, und weil die Lyrik am reinsten das innere Seelenleben eines Volks ausspricht, kann sie ursprüngliche Elemente nicht ungestraft vermischen. Don Giovanni ist weit entfernt davon, dies zu wollen, und sein Verdienst, auf die deutsche Weise aufmerksam zu machen, ist ein Verdienst literarischer Cultur. Da sich die Nationalgeister

heute an tausend Punkten berühren, sind solche Annäherungen sehr erklärlich, die Einflüsse möglich, wenn sie auch nicht tiefer gehen, als bis zur leichtern Färbung.

Fabio Mannarelli („Poesien“, bei Le Monnier, 1853 und 1856) ist ein Poet von nicht gewöhnlichem Talent und einer schönen Zukunft gewiß; ein edler, dem Wahren zugewandter Sinn, der es mit dem Leben wie mit der Poesie ernst meint, und überhaupt muß von dieser ganzen jungromischen Schule bemerkt werden, daß nicht eine Spur von frivoler Koketterie in ihr gefunden wird. Mannarelli, mit der deutschen Literatur vertraut, ein Verehrer Schiller's und Lenau's, über welchen er eine Abhandlung geschrieben hat, hat deutsche Elemente am tiefsten in sich aufgenommen, und seine Muse trägt in sich selber einen dem germanischen Wesen verwandten Zug. Seine Grundstimmung ist melancholisch, ernst und sehnsüchtig. Es ist ein Todeshauch in seiner Poesie, der von der Pyramide des Cestius ihn angeweht zu haben scheint, in deren Schatten Jung und Shelley schlafen, große Genien poetischer Reflexion, der römischen Erde so innerst fremde Fremdlinge. Die Ungenüge eines mißgestalteten Lebens, die völlig zu empfinden ein Römer von heute mehr Gelegenheit hat, als ein Engländer und Deutscher, treibt Mannarelli in die Einsamkeit des Grübelns, und sie zwingt ihm einen Cultus des Schmerzes auf; der von Sentimentalität nicht frei ist. Ueber den Widersprüchen zwischen der Sehnsucht und dem Leben, welches des idealen Vorstellens spottet, sich zu erhalten, erfaßt er mit Liebesglut die heilende Natur, wie ein Deutscher, und sucht er sich zu der Anschauung der ewigen

Harmonie des Universums als Philosoph zu erheben.
Das Motto aus Tiedge:

Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
Weinend in die Arme der Natur,

welches er einem seiner Gedichte vorgesetzt hat (wie er andere Sprüche aus Schiller und aus Shakespeare's Hamlet nahm), bezeichnet durchaus die innere Richtung seines poetischen Naturells, aber auch die Verirrung in ein träumerisches Wesen, das dem Schmerz die schöne Körperlichkeit raubt und Gedicht und Dichter bisweilen in das nebelhafte Reich der Schatten hinunterzieht. Ich finde dies klar in dem Gedicht: „Eine Stimme und der Dichter“, ausgesprochen. Die Stimme ruft: Was sinnst du, Dichter, so nachdenklich? Schmücke dir frisch die Stirn mit dem Kranz der Liebe. — Der Poet: Die Liebe war ein Traum, er verblühte wie die Rosen. — Stimme: So wende dich an die Natur! — Poet: Es erhebt sich aus ihr nur Seufzerschall. — Stimme: So wende dich ans Wissen. — Poet: Die Seele schaudert vor dem Licht der Wahrheit, sie faßt es nicht. — Stimme: Was bleibt dann noch übrig? — Poet: Die Lust der Tränen und das Ausruhen im Mystorium des Grabes. — Man sieht, wohin diese Skepsis führt; die Natur, in deren Armen der Dichter Heilung suchte, wird ihm zu einem seufzenden Gespenst, und er selbst wiegt sich in wesenlose Todessehnsucht ein. Die Sentimentalität eines Jacopo Ortis ist einigermassen verzeihlich, weil sie doch mit Bewußtsein auf dem Grunde des Nationalunglücks ruht, das ein patriotisches und zart organisirtes

Gemüt im Tiefsten erschüttert; doch die melancholische Selbstvernichtung und die Verleugnung aller gefundenen Praxis ist nicht erträglich, wenn sie nur als lyrisches Fühlen in den gestaltlosen Lüften schwebt.

Der romantische Cultus des Schmerzes scheint wie eine Cholera durch die Literaturen zu wandern; unter den Römern aber nimmt er sich seltsam aus. Mögen sich die Poeten Roms vor der Ansteckung bewahren, sonst erleben wir es noch, daß der Geist Werther's im Mondscheindämmer des Colosseums mit Förster's Reisehandbuch unter dem Arm spazieren geht. Zwischen dem Schmerz und dem Mysterium des Grabes steht immer, selbst für einen unglücklichen Römer von heute, das Wissen und die Arbeit. „Travailler sans raisonner“, sagt der Philosoph Martin zum großen Philosophen Pangloss, „c'est le seul moyen de rendre la vie supportable“, und wenn die römischen Poeten sich zu einer ihnen nicht nationalen Sentimentalität verführen lassen, so mag man ihnen mit Recht zurufen: „Cela est bien dit, Romains, mais il faut cultiver votre jardin!“

Indeß der Dichter erhebt sich durch die Kraft seiner Natur glücklich über diese modischen Anwandlungen nervöser Abspannung in das sonnenklare Reich des Schönen, und läutert seinen Erden Schmerz an der Betrachtung der ewigen Gesetze des Alls. Sein schönstes Gedicht, dessen sich Terenzo Mamiani nicht würde zu schämen brauchen, ist Bignanello. Er befindet sich an jenem reizenden Orte des eiminischen Bergwaldes bei Viterbo, und in das Anschauen der großen und blüthenvollen Natur versenkt, schlägt er seine Harfe in starken und reinen Tönen. Der

erste Teil dieses längeren Gedichts, „Venere e Sirio“ überschrieben, ist eine treffliche Variation von Naturbildern und philosophischen Betrachtungen, und indem jene beiden Sterne, wahre Nachtsonnen am Himmel des Südens, mild und ruhig auf ihn niederblicken, ruft ihm der eine zu: „liebe!“ — der andere aber: „denke!“ Er spricht damit die beiden Mächte aus, welche die moralische Welt durchströmen und regieren, und wodurch das Körperliche mit dem Intelligibeln in Harmonie gebracht wird. Die sanfte pantheistische Melancholie des Gedichts thut wol, weil sie selbst der Ausfluß versöhnten Gefühles ist, und der Geist nicht mehr als ein zufälliges Atom des Schmerzes an sich verzweifelt, sondern im Wesen der Gottheit sich befreit und begriffen weiß, wo *più aperto rivelasi l'eterno amor*.

Jedesmal wo der Poet die Region des unbestimmten Fühlens verläßt und sich an ein Reelles anlehnt, ist er glücklich. Die Klage „a un bambino“ beim Anblick eines spielenden Kindes, ist wunderschön, und zu dem Seufzer:

Die Pfade des Lebens sind erst mit Rosen bestrent,
Mit Rosen darauf und mit Dornen, dann nimmer mit Rosen,

haben wir nichts hinzuzufügen, als den Seufzer der Bestätigung. Ein anderes Gedicht: „La viola dell' addio“, ist nicht minder reizend, die Klage eines Mädchens über einem Beilchen, das ihr Geliebter ihr gab, als er in den Krieg zog. Die zarte Innigkeit und Reinheit des Gedichts erinnert an Chamisso.

Manzarelli ist in jüngster Zeit auch mit einem kleinen Epos „Guglielmo“ in versè sciolti aufgetreten. Er be-

handelt darin die Geschichte einer unglücklichen Liebe, und versichert, daß ihr ein wahres Factum zu Grunde liege. Guglielmo, durch politische Verhältnisse gezwungen, in der Werkstatt eines Bronze gießers ein Asyl zu suchen, liebt die Tochter seines Meisters; er stellt ihr schönes Antlitz glücklich in Erz dar; wir finden ihn über dieser Arbeit, und erfreuen uns an einer wahrhaft gelungenen Scene. Aber was der Dichter in diesem vortrefflichen Eingang verspricht, erfüllt er nicht; es kommt nirgends zum Fortschritt der Handlung. Daß ein junger Mann ein Mädchen liebt, ohne von ihm wieder geliebt zu werden, mag ein Unglück sein, ist aber noch keine Tragödie. Wenn er sich darüber das Leben nimmt, können wir seine Schwäche nur beklagen, sobald dieser äußerste Entschluß nicht durch tragische Verwicklungen von Schuld und Irrthum motivirt ist; wenn er aber gar in den Hochzeitssaal seiner Geliebten stürmt und sich vor ihren entsetzten Augen in der Raserei ersticht, so werden wir gestehen, daß er weder das Mädchen wahrhaft liebte, noch von ihm geliebt zu werden verdiente. Eine grelle That nur barbarischer Passion verrät ein ungebildetes Gemüth, und mag sie immerhin im wirklichen Leben sich ereignet haben, sie fällt ohne Frage aus dem Bereich poetischer Darstellung. Obwol sich auch in diesem verunglückten Versuch die poetische Kraft nicht verleugnet, so möchte er doch darthun, daß der Dichter weniger für epische oder dramatische Poesie begabt sei. Er besitzt im hohen Grade die Eigenschaften, welche einen hervorragenden Lyriker verheißen, Schwung der Phantasie, Bildkraft, Wärme des Gefühls, Kraft in der Reflexion; sein Geist ist durch Studium und

Nachdenken genährt, und unfähig sich in klingenden Phrasen zu genügen. Dieses schöne Talent kann eine Zierde Roms sein, wenn es sich vor Abwegen bewahrt und wenn es, den wahren Quellen der Poesie, der inneren Erfahrung im Leben nachgehend, sich daran erkräftigt, der Phantasie verbietet, in der Sphäre des Abstracten zu weit umherzuschweifen, und endlich den innern Drang des Gemüths an das Ereigniß und das Gestaltete wendet.

Ein heiterer, begabter Dichter von romantischer Färbung ist Ignazio Ciampi. Ihm gelingt ein sangbares und melodisches Lied sehr gut, wie das folgende, die Fata Morgana:

Die Erde der Sel'gen
Zu suchen, mit Mut
Vertraut' ich dem Schiff mich
Und wallender Flut.

Da lachte ein Ufer,
O lachender Hohn!
Schon weiter und weiter
Mir war es entflohn.

Ich ahnte der Zukunft
Verworrenen Lauf,
Der graue Pilote
Versezte darauf:

Ihr sahet die Fata,
Sie lachte, denn wißt:
Auf Erden die Erde
Der Seel'gen nicht ist.

Ciampi hat eine bewegliche Phantasie, angenehme Sprache und leichte, gefällige Bilder. Manches gute Lied

wird eine vermehrte Ausgabe seiner Gedichte bringen; die vorliegende enthält nur einen geringen Theil seiner lyrischen Poesien, und merkwürdigerweise auch Nachahmungen russischer Lieder. Die russische Sprache, für die Römer Sprache absoluter Barbarei, ist freilich nicht nach Rom eingedrungen; Ciampi hat sich nur Lieder Puschkin's von einem Freunde in italienische Prosa übersetzen lassen und diese dann in Verse gebracht, um seine Landsleute zu überzeugen, daß auch unter dem Bärenpelz ein poetisches Herz schlagen kann. Auch diese Erscheinung, welche vor Jahren in Rom unerhört gewesen wäre, ist ein Beweis mehr von der allgemeinen Circulation der europäischen Literatur. Rom ist im Winter ein Hotel aller Nationen; alle Sprachen werden dort vernommen, alle Literaturen dort aus der Fremde hinübergeführt: kein Wunder, wenn in dieser Weltstadt der Einfluß des Nichtnationalen sich geltend zu machen beginnt. Es mag immerhin dazu beitragen, den heimischen Horizont zu vergrößern; nur ist nicht jede Nationalität fähig, eine belebende Wirkung auszuüben, und es gibt keine, welche von dem italienischen Naturell weiter entfernt wäre, als die russische. Solche Versuche, wie Ciampi machte, sind daher nur als ein literarisches Curiosum zu betrachten. Ein größeres Verdienst würde sich der römische Dichter um seine Nation erwerben, wenn er fremde Poeten einführt, deren Gedichte entweder eine innere Vermittlung zu seiner Heimat haben, oder einen absolut classischen Wert besitzen. Da er mit großer Gewandtheit die Ottava rima handhabt, so würde er wol geeignet sein, den Childe Harold gut zu übersetzen.

Ciampi hat seine Begabung für die Romanze in Stauzen wiederholt gezeigt. Zwei Novellen in Versen, „Serena“ und „Stella“, sind von ihm geschrieben, die erste in drei, die andere in fünf Gesängen. Jene ist einer toscanischen Legende, diese einer normännischen Sage entlehnt; beide sind durchaus romantischer Natur, Liebesgeschichten mit abenteuerlichen Schicksalen und phantastischen Szenen. Der erzählende Ton ist leicht und fließend, die Schilderungen, namentlich in der Stella, die einige gute Partien enthält, sind warm und lebhaft. Indes unsere Zeit hat für dergleichen ritterlich-phantastische Gemälde den Sinn verloren. Es thut Realität not und psychologische Vertiefung in die Charaktere. Es scheint, daß die Italiener für Ballade und Romanze nicht glücklich begabt sind, ich kenne wenigstens keine gelungenen Versuche der Art in ihrer Literatur, und ich nehme den Venetianer Carrer nicht aus. Novellen in Versen endlich mißrathen, weil sie eine Zwitterhaftigkeit an sich tragen. Es kommt darauf an, daß Ciampi einen Stoff auffinde, der seinem Erzählertalent so angemessen sei, wie dem Verständniß der Zeit, und ich meine, er wäre wol geeignet, Novellen in Prosa aus dem Leben Roms zu schreiben; er würde damit ein Feld cultiviren, das in seiner Vaterstadt bisher völlig vernachlässigt ist.

Theresa Gnoli, eine Römerin, deren Gedichte dem Musenalmanach zur Zierde gereichen, besitzt ein wahrhaftes poetisches Talent, das sich bereits in weiten Kreisen Anerkennung erworben hat, ein ernstes und sinniges Gemüth, welches in schönen Formen sich ausdrückt. Patriotismus belebt ihre Muse, die sich unter die Männer

wagt, im Namen der Frauen des Vaterlandes ihre Gaben auf den Altar der nationalen Cultur niederzulegen. Die Frauenliteratur, in England, in Frankreich, Amerika und Deutschland so zahlreich und von einem Einfluß auf die Gesellschaft, wie er zuvor noch niemals erlebt worden, ist im heutigen Italien sehr klein. Der männliche Geist scheint in Europa, was die poetische Production betrifft, heute den Frauen das Feld zu überlassen, oder mit ihnen nur in der Gattung des Romans zu wetteifern; nur in Italien sind die Frauen noch nicht hervorgetreten. So wunderbar es nun für alle diejenigen klingen mag, welche nicht Jahre lang mit den Italienern verkehrt haben, so ist es doch wahr, daß die Frauen nirgend in Europa häuslicher leben und mehr die Oeffentlichkeit scheuen, als in diesem Lande. Ihre Erziehungsanstalt ist noch größtentheils das Kloster; ihr Anteil an den öffentlichen Fragen der Gesellschaft und des Staats ist der bescheidenste, den man sich denken kann. Es gab im energischen und romantischen Mittelalter einige Frauengestalten, welche die großen Dichter Italiens als ihre Musen öffentlich feierten; dies war ein poetischer Madonnencultus, denn sie stellten, namentlich Dante und Petrarca, Frauen in den Mittelpunkt ihrer Dichtung als die mystischen Sonnen, von denen diese ihr poetisches Licht erhielt. Später sangen und dichteten die Damen selbst, und es ist merkwürdig, daß es gerade Rom war, wo die berühmteste Dichterin der Italiener herstammte, wenn auch nicht das ausgezeichnetste poetische Talent unter den Römern überhaupt. In neuern Zeiten glänzten noch hie und da Frauentalente in Rom

durch die Gabe der Improvisation, keines durch selbständige Leistungen von künstlerischem Wert.

Es wäre ungerecht, die Poesien der jüngsten römischen Dichterin in Parallele mit den Gefängen der Vittoria Colonna zu beurteilen. Im Gegentheil ist es sehr rühmlich, daß Fräulein Gnoli nicht den Spuren ihrer Vorgängerin nachgeht, daß sie jene metaphysischen Sonette auf Goldgrund nicht nachzuahmen sucht. Ihre Poesien sind völlig zwanglos ihr eigen. Sie wendet sich nur bisweilen erinnernd in das Vergangene, und sie hat in einem ihrer besten Gedichte, „Begegnung der Beatrice und Laura im Paradiese“, die Schatten dieser beiden berühmten Musen mit ächt weiblichem Sinn heraufbeschworen. Schwesterlich tauschen sie ihre Reden und Erinnerungen aus und schweben dann als zwei Sterne durch das Paradies:

Nova traciando via
Di luce e d'armonia.

Gleiche Auszeichnung verdient ein Gedicht auf die Katakomben Roms, dieses ungeheure Schattenreich der Vergangenheit, ein Labyrinth der Zeit, das Tod und Geschichte unterhalb Roms in langen Jahrhunderten gedichtet haben. Die Schilderungen der Dante'schen Unterwelt sind nicht schauerlicher als diese Gräfte, wo das Fackellicht endlose Gänge aus schwarzem Tuff, Sarkophage, leere Nischen, Knochen, byzantinische Gemälde, Inschriften überflackert, und Dante selbst würde, um sich in diesem Tartarus zurecht zu finden, einen Virgil zum Führer gebraucht haben. De Rossi, der gelehrte Epi-

graphiker, ist jetzt der Virgil jener Unterwelt, und beim Lesen des Gedichts von Fräulein Gnoli erinnere ich mich gern, daß ich eben in Gesellschaft dieser Poetin und der neapolitanischen Improvisatrice Giovanna Milli unter de Rossi's Führung einen Teil der Katafomben durchwanderte, „Hierusalem civitas et ornamentum martyrum Domini“, wie das Motto des Gedichts (eine alte Inschrift aus dem dritten Jahrhundert) es sagt.

Fräulein Gnoli läßt unmittelbar auf die Nacht der Katafomben den Hymnus des Homer „An die Sonne“ folgen, und befreit uns wolthätig aus dem Schauer der Finsterniß durch den Anblick des Urquells alles Lichts und aller Intelligenz. Ein religiöser Genius spricht sich rein in diesen Gefängen aus, und es scheint, daß die eigentliche Kraft der Dichterin in dem Hymnischen und Contemplativen bestehe. Sie versuchte sich mit weniger Glück in einem lyrischen Drama, „Torquato Tasso in Sorrent“. Dieses melodramatische Genre ist nachgerade ungenießbar geworden, und selbst Pastor Fido und Aninta zwingen uns kein Lächeln mehr ab. Nur aus den Händen eines Dichters, dem in ausgezeichnetem Maße dramatische Kunst und lyrischer Zauber eigen sind, kann ein gutes Melodrama hervorgehen, und so ist „Echo und Narcis“ von Calderon die schönste Erscheinung unter allen diesen schäferlichen Singspielen. Wenn man den guten Chorgesang im Eingange des „Tasso in Sorrent“ ausnimmt, so zerfällt das Uebrige in ein nichtiges Spiel, und die Figur des großen Poeten, der, seine Heimat und seine Schwester zu überraschen, selbst in einer schäferlichen Verkleidung auftritt, sinkt mitten unter diesen Hirten, die

doch weder sein Genie noch sein Schicksal zu fassen im Stande sind, zu einer Marionette herab. Der Gedankeninhalt aber ist schon um des idyllischen Apparats willen unbedeutend, und das ganze Gedicht möchte nur das Verdienst des Beweises haben, daß diese unnatürliche Gattung völlig abgestorben sei.

Paolo Emilio Castagnola und Giambattista Maccari. Ihre Musen sind einander verwandt. Wir finden auch in ihren Poesien die unvermeidliche Klage über die Misereu der Gegenwart; die krankhafte Lebensanschauung Leopardi's, daß es auf Erden nichts Reelles als den Schmerz gebe (*tutto fuorchè il duolo è vano*) hat auch diese Herren angesteckt, jedoch ist sie ihnen nur angefliegen, wie der Geruch des Moschus sich an die Kleider gesunder Menschen heftet, die durch das Haus eines Sterbenden gegangen sind. Im Grunde sind beide Poeten frische Naturen, und sie würden mit männlicher Energie nicht eingebildete Schmerzen der Jugend, sondern die wirklichen Leiden ihres Vaterlandes aussprechen, wenn sie ohne Furcht vor dem Exil es thun dürften. In beiden läßt sich ein tüchtiger Sinn für das Geschichtliche und Reelle erkennen.

Castagnola hat das tragische Ende Conradin's, seine verräterische Gefangennahme im Schloß Astura am römischen Meer und seinen Fall in einer Romanze „Emellina“ besungen. Dies ist der Name der jungen Tochter Frangipane's, welche, in dem einsamen Castell zwischen Himmel, Wald und Meer erzogen, den jungen Conradin erblickt, liebt und vergebens zu retten sucht. Der Stoff ist recht gut, das Gedicht ist es nicht immer. Die Ottave ist nicht

edel genug, sie schwankt zwischen dem cultivirten Stil und dem Volkston der Chronik, die Charaktere sind zu sehr in romantische Schwärmerei aufgelöst. Doch gibt es in diesem Epos einige Stellen von lyrischer Schönheit, so namentlich der Abschied Emellina's. Sie sitzt träumerisch in ihrem Turngemach, die Harfe in der Hand; ihr präludirender Ton erweckt einen Vogel im nahen Walde, sie lauscht dessen Klagen, und ihre erwachende Seele stimmt nun selbst einen schwermütigen Gesang an.

Wenn sich Castagnola hie und da zu einem Gesang von wirklich politischem, auf die Gegenwart bezogenen Inhalt hinreißen läßt, so spricht Giambattista Maccari seine Gedanken noch freier aus. Der politischen Muse wird in Rom einigemal des Jahres Gelegenheit geboten, sich hören zu lassen. Wenn der fabelhafte Geburtstag der ewigen Roma in den Akademien der Stadt gefeiert wird, so erheben sich dort die Poeten in Schmerz, und die Cardinäle haben sich auf ihre Sonette gefaßt zu machen. Eine andere Gelegenheit, in Versen kühn zu reden, ist der Todestag des Tasso, eine dritte die Preisverteilung in den Akademien der bildenden Künste. Es gibt daher keinen Poeten in Rom, der nicht diesen Festen ein patriotisches Wagniß widmete, und es geschah wegen eines solchen Gedichts auf die Gründung Roms, daß sogar der Verkauf der völlig unpolitischen Poesien Torlonia's dort verboten wurde. Nicht tüchtige Verse schrieb Maccari für jene Gelegenheiten. Seine Stanzas: „Nol di natale di Roma“, reden eine kräftige Sprache. Er ruft den römischen Männern zu:

O Bürger, die ihr hinter euch gelassen
 Des Ruhms erhab'ne, herrliche Ruinen,
 Die nutzlos meine Klagen nur umfassen,
 Wenn sie in Schmerzensnächten mir erschienen,
 Für euch nur öde Prunkgemäcker passen,
 Die ihr durchgähnt mit arroganten Mieneu;
 Dort prahlt die Dummheit auf den weichen Kissen,
 Dieweil verachtet und verbannt das Wissen.

Und den römischen Frauen:

O Frauen ihr, jetzt gebt ihr hin euch denen,
 Die reich an Ländern nur und goldnen Scherben;
 Jetzt sinnt ihr nur darauf, wie euren Söhnen
 Ihr eitle, todte Schätze mögt erwerben;
 Indes die zarten Kinder sich an Schein gewöhnen,
 Und frühe durch Unwissenheit verderben.
 Es sprießt der Nachwuchs auf im Unverstande,
 Und seine Frucht in Zukunft ist die Schande.

Nicht minder energisch sind Maccari's Sonette bei Gelegenheit der Preisverteilung an die Künstler. „Italien“, ruft er aus, „deine stolzen Monumente sind nur stumme und nutzlose Steine, wenn du deine heimische Schule nicht mit hochherzigen Geistern neu belebst. Verflucht sei der, welcher dich mit der großen Vergangenheit schmeichlerisch tröstet! Denn was hilft es euch, ihr entarteten Enkel, mit dem Ruhm eurer Ahnen zu prunken, wenn ihr selbst in der Welt unbekannt geblieben seid?“

Che vi giova, o degeneri nipoti,
 L'andar superbi della gloria avita,
 Se fatti siete a tutto il mondo ignoti!

Solche männliche Stimme der Wahrheit nimmt sich in den Ruinen Roms gut aus, und die römischen Epigonen mögen ihrem entriüfteten Poeten danken.

Maccari wendet sich mit lebhaftem Schritt in die Gegenwart, und von gähnenden Ruinen und Palästen zu den Hütten des Volks. Schon bei Castagnola finden sich einige Stornelli oder Verse in volkstümlicher Weise, und noch mehr schöpfte Maccari aus dem Leben. Er dichtete einige „Balladen“, die uns volkstümliche Gestalten aus der Campagna Roms vorführen: so „die Verkäuferin von Erdbeeren“, die mit ihrem zierlichen Korbe von den Bergen nach der Stadt kommt. Der Refrain dieses Gedichts ist:

E venuta in città la montanina,
Chi vuol comprar la fragoletta alpina?

So die Pastorella oder Hirtin, die Boscajuole, arme Mädchen, welche auf dem Gebirg Holzreiser sammeln und die zu einem Bündel vereinigte Last auf ihren Köpfen in die Städte hinuntertragen; so die Idyllen: „Der Schnitter“, und die „Cicoriara“. Das letztere Gedicht ist sehr glücklich und naiv; es schildert eines jener Landmädchen, welche in der Campagna den Cichoriensalat lesen, um ihn in der Stadt zu verkaufen. Ihrer viele sitzen in ihrer ländlichen, saubern Tracht täglich am Pantheon, oder auf der Piazza Navona. Maccari zeigt in diesen Schilderungen eine wirklich poetische Natur; man sieht, daß seine Muse die frischen Lüfte der Campagna geatmet hat, und so sind auch seine Pieder eine Erquickung. Möchten seine römischen Genossen solche

Wege nicht verschmähen, möchten sie aus den wirklichen Zuständen ihres Volks schöpfen; hier sprudelt manche Quelle der Kräftigung für ihre nationale Poesie.

In diesem Sinn begrüße ich mit Freude eine kleine Sammlung von Volksliedern, welche die römische Strenna unter dem Titel: „Saggio di canti popolari di Roma, Sabina, Marittima e Campagna“ aufgenommen hat. Die Herausgeber verdanken sie der Mühe des Herrn Visconti, der zum erstenmal im Jahr 1830 eine Sammlung dieser Art veranstaltete. (Saggio di canti popolari della provincia di Marittima e Campagna. Roma 1830.) Die vorliegende ist eine kleine, aber äußerst wertvolle Nachlese. Sie besteht aus Blumen-Nitornelli der römischen Campagna, aus sabinischen Vierzeilen, endlich aus zehnzeiligen Stanzas, welche der Marittima und lateinischen Campagna angehören.

Die Nitornelli sind reizende Feldblumen, frisch und duftig auf dem Gebirg oder in der Ebene gewachsen. Es gibt dort kaum Blume oder Blüte, die dem Volk nicht zu einem Symbol würde. Der Landmann heftet gern einen sentenziösen Einfall an eine Blume, und wenn er bei seiner Arbeit Rose, Narcisse, Margeritine, Viole erblickt, so lockt's ihm sein Nitornell hervor. Jede Pflanze blüht ihm als ein kleines heimatliches Gedicht entgegen, jede redet ihn in sinnigen Dreizeilen an. Diese eigentümliche Blumensprache erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, oder blüht ab, und erzeugt sich jeden Tag neu und vielfach wieder. In ganz Italien ist diese poetische Gattung zu Hause; die Nitornelli wandern mit den Arbeitern des Feldes, und man singt bisweilen dieselben Blumen-

reime in der Maremma, in Corsica, im Römischen. Toscana, der Culturgarten Italiens und ein Land, wo vielleicht seine glücklichste Bevölkerung lebt, scheint die wahre Heimat dieser Ritornelli zu sein. Ihre Kunst ist althergebracht und sehr einfach. Die erste kurze Zeile enthält gewöhnlich nur den Namen der Blume, die beiden folgenden elfsilbigen Zeilen sprechen den Gedanken aus, so daß die letzte mit einem Reim auf die Blume schließt, die mittlere aber in der Regel assonirt.

Ich gebe einige römische Ritornelli:

1.

Io benedico de la rosa 'l fiore;
 Quest' è la sorte de le cose care,
 S'acquista 'n pianto, e se lascia 'n dolore.

Ich segne die Rose von Herzen;
 Das ist das Ende von alle dem Schönen,
 Gewonnen in Tränen, gelassen in Schmerzen.

2.

Ahazie, wie lieblich dein Blühn!
 Wäre dem Seufzer die Sprache verlieh'n,
 Nicht bessern Gesandten wol gäb' es als ihn.

3.

Dorn mit stechendem Blick;
 Ging er am Abend mit grimmigem Zorn,
 'ne Stunde vor Morgen, da kommt er zurück.

4.

Ulmen-Blüte, so schön!
 Wär' mir die Brust doch gemacht von Crystall,
 Was ich nicht sagte, du könntest es seh'n.

5.

Kirsch-Blütenstrauß;
 Ob wahr seine Liebe, ich merk' es daraus,
 Erst von der Kirche spricht er, und dann vom Haus.

6.

Ich segne das Weilschen, es spricht:
 Weil ich nicht schön bin, verachte mich nicht,
 Mein Herz ist viel schöner als mein Gesicht.

7.

Ritornell ohne Blume.

Bogel, was soll dein Singen bedeuten?
 Sind es, Traut-Vögelein, eigene Leiden?
 Ich will mit den meinen dich gern begleiten.

8.

Ich liege im Fenster, da sehe ich Meer.
 Alle die Barken, die sehe ich kommen,
 Die Barke des Liebsten kommt nimmermehr.

M'affaccio a la finestra, e vedo mare.
 Tutte le barche le vedo venire,
 Quella dell' amor mio non vuol tornare.

Letzteres malerisches Ritornell findet sich auch in der Sammlung der toscanischen Volkslieder von Tigri, aber es verändert vedo mare in vedo 'l mare, was viel weniger sagt. Tigri hat allein 425 solcher Ritornelli oder Stornelli, wie die Toscaner sagen, gesammelt und darunter wahre kleine Edelsteine der Poesie. Der beliebte Eingang: m'affaccio alla finestra kehrt in manchen wieder, so in dem köstlichen:

Ich liege im Fenster, da sehe ich Nacht;
 Mit den Tränen bethau' ich die Steine:
 O Quelle der Schönheit, nun gute Nacht!

M'affaccio alla finestra, e vedo notte;
 Con le lagrime mi bagno le lastre:
 O fonte di bellezze, buona notte!

Ich setze ein sicilianisches Blumenritornell vom Aetna her:

Sciuri d'Aranciu:

Tutti li beddi di ssu munnu munnu
 C'un capiddu di tia non ci li canciu.

Orangenblumen zur Zier:

Ich nähm nicht die Schönen der ganzen Welt,
 Um ein einziges Paar von dir.

Außer diesen kleinen reizenden Reimen verdienen auch die Zehnzeilen aus der Marittima Roms Auszeichnung. In Toscana nennt man diese Gattung Rispetti; die Zahl der Zeilen ist dort in der Regel acht, und sie sind zu einer Strophe verbunden. Indes gibt es dort auch zehn- und mehrzeilige, während ich von römischen nur Zehnzeilen mit durchgeführten gekreuztem Zwei-Reim kenne; die letzten zwei Zeilen sind bisweilen Plattreime. Diese Strophen enthalten entweder moralische Sentenzen, die bisweilen kunstvoll aus Sprüchwörtern zusammengesetzt sind, oder sie sind geradezu Liebesgefänge oder Serenaden in naivem Volkston. Von der ersten Gattung ist die folgende:

Wir sind all von einem Stamm so viel Aeste,
 Wir sind all von einem Ast so viele Aepfel,

Wir sind all von einem Tuch so viele Fäden,
 Wir sind all von einer Blut so viele Flammen
 Wir sind all von einem Eisen so viele Bleche,
 Wir sind all von einem Quell so viele Bäche.
 Adam war der Stamm, wir sind die Aeste,
 In guten Sitten zeigt sich nur der Adel.
 Das sag' ich zu dir, o Mädchen, daß es dir bliebe,
 Und reicht es nicht hin: alles vergleicht die Liebe.

Von der zweiten Gattung:

Ich hörte, Geliebter, du willst mich verlassen,
 Spiegel der Seele, du ziehst in die Weiten.
 Und willst du den grausamen Willen nicht lassen,
 Mit meinen Tränen dich will ich begleiten.
 Mi Dornen bestreuen will ich die Straßen,
 Daß du nimmer vermögst darüber zu schreiten;
 Die Sonne am Himmel, die mach' ich erblasen,
 Finsterniß will um die Wege ich breiten.
 Ich hörte, Geliebter, du willst mich verlassen,
 Spiegel der Seele, du ziehst in die Weiten.

Die Naivetät dieser Volkstöne, durch dialektischen Reiz doppelt wirksam, verwischt sich in jeder, besonders in einer sorgsamem Uebersetzung, und ich stehe davon ab, noch mehr dieser Strophen zu geben.

Die Pflege der Volkslieder ist seit zwei Decennien in Italien sehr gefördert worden; viele Sammlungen von *Canti popolari* sind entstanden; in neuester Zeit aber zeichnen sich vor allen andern aus die Sammlung von umbrischen, ligurischen, picenischen, piemontesischen, lateinischen Volksliedern des Dreste Marcoaldi (Genua 1855); die *Canti popolari Toscani*, gesammelt von Tigri (Florenz bei Barbera und Bianchi 1856), ein wahrer Schatz von

bewundernswertem Reichthum; endlich die *Canti popolari Siciliani* in der Sammlung des Lionardo Bigo von Uci Reale (Catania 1857). Nur die Insel Sardinien, eines der merkwürdigsten Länder Europas und durch ihre Dialecte so wichtig, bleibt völlig zurück, während das kleine Corsica dem Dichter Salvador Viale die Sammlung seiner schönen Volksgefänge verdankt.

Ich schließe meinen Bericht über die römischen Poeten der Gegenwart, deren rühmliche Bestrebungen ich als Gast unter ihnen nun seit Jahren mit lebhaftem Anteil verfolge; ich schrieb ihn als einen brüderlichen Gruß und Glückwunsch, der meinen Freunden nun in deutscher Sprache über die Alpen in die Stadt kommen soll. Sind wir doch alle, ob Römer oder Deutsche, „von einem Stamm so viel Aeste, von einer Blut so viele Flammen“.*)

*) Seit dem Jahr 1858, in welchem ich diese Blätter schrieb, hat sich in den literarischen Kreisen Roms manches verändert. Der treffliche Giovanni Torlonia starb am 9. November 1858 im Alter von 27 Jahren; ein empfindlicher Verlust für die junge Poetenschule. Mannarelli ward als Professor an die Akademie von Mailand berufen; der Advocat Ciampi hat mit anerkennenswerthem Mut sein Talent weiter gebildet, und ist in dieser Zeit mit Glück als Komödiendichter hervorgetreten. In den letzten Jahren ist auch der römische Offizier Muratori als gewandter Dramendichter bekannt geworden.

Avignon.

1860.

Faint, illegible text covering the majority of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

Ein unverlöschlicher Zauber liegt in dem Namen der „Provence“; dieses saugberühmte und sonnige Land, reich an Del und Wein, von einem herrlichen Strom getränkt, von tausend Erinnerungen der Vorzeit beseelt, zieht jeden Nordländer noch heute magisch an. Der romantische Abglanz von Liedern der Troubadours ruht auf ihm wie die Glorie einer blutig versunkenen Sonne; denn jene reizende Epoche mittelalterlicher Poesie ist tief tragisch mit der Ausrottung der Albigenser verwebt, der kühnen Keger und Helden des Gedankens, mit denen die Dichtkunst der Provence, die Freiheit südgallischer Städterepubliken, die gesellige Blüte des Landes in Blut verdarben.

Das Mittelalter hat hier einen seiner Gipfelpunkte; seine Contraste, überall grell und schreiend, scheinen es hier um so mehr: Freiheit und Despotie; Liebes- und Lebenslust und die Inquisition; Blumen und Sängersfeste und qualmende Scheiterhaufen; Girault von Borneil und Pierre de Castelnau; Bertrand de Born und der heilige Dominicus. Dazu kommt der Reiz einer melodischen, berühmten, nun allmählig untergehenden Sprache, der

ältesten unter den romanischen, in welcher lange Zeit gedichtet und geschrieben ward ehe das Italienische sich zur Schriftsprache erhob: der Sprache von Oc oder Occitanien, die in sich selbst alle drei Hauptmundarten des Romanischen: das Italienische, das Spanische, das Französische, aus Gründen geographischer Berührung zu versammeln scheint.

Und so gibt es in ganz Frankreich kaum eine Provinz, die man mit gleich großer Spannung betreten wird. Aber der Bahnzug fliegt gar zu schnell, und die seltsam gestalteten Gegenden, die roten Felsen und ihre zersplitterten Burgen, die finstern Städte, die lachenden Ufer der Ströme, die Fruchthaine und Weinberge eilen dem Blick vorüber mit derselben Hast wie es die Schatten der Geschichte thun, welche der Reisende hier heraufbeschwört: die Boso von Arles, die Raymond von Toulouse, Simon und Amaury von Montfort, die Grafen von Beaune und Orange, Innocenz III., Karl von Anjou, Louis VIII., Dominicus, die Troubadours, die Heiligen, die Helden, die sieben Päpste Avignons.

Die Provence stellt sich indeß keineswegs als ein Paradies dar; man möchte sie oft einer arabischen Wüste vergleichen. Die Gegenden sind felsig und sonnverbrannt, oft von einer wilden und bizarren Melancholie und einem schneidenden Ernst. Als ich dieses dürre Land sah, begriff ich recht gut, daß es der Schauplatz von vielen fanatischen Religionskriegen sein konnte, daß auf diesem glühenden Boden ein leidenschaftliches Geschlecht wachsen muß, daß hier wie in Calabrien die verschiedenartigste Neigung der Geister, asketische Schwermut, finstre Schwär-

merci, Renaissance des alttestamentlichen Prophetentums, kühne philosophische Stepsis und Freiheitsglut ausgebildet werden konnten.

Liegt noch heute der Fluch der furchtbaren Kreuzzüge gegen die Albigenser, der Huguenotten-, der Cevennenkriege, der Dragonaden Ludwig's auf Südfrankreich? Es möchte so scheinen: die öden Städte, die überall auf den Felsen starrenden Burgtrümmer erzählen noch von jenen Epochen, wie von den Jacquerien der französischen Revolution; aber sie lassen uns den Untergang der feudalen Tyrannei schwerlich beklagen. Doch nicht die zerfallenen Burgen allein bringen diesen düstern Charakterzug hervor; da sind die Dörfer und Städte, aus dem rötlich-gelben Felsgestein gebaut, auf welchem sie unter Maulbeerbäumen und silbergrauen Oliven in der flammenden Sonnenglut trauern. Ich sah kaum in den wildesten Gebirgen des Kirchenstaats, auf den Volsterbergen, in der Sabina, oder kaum in Corsica, gleich triste und gleich trostlose Orte. Diese provençalischen Ortschaften sind klumpenweise aufgebaut, die Häuser aus rohen und kurzen Steinen zusammengeklebt, mit abgeschrägtem Dach, klein und hüttenähnlich, hie und da mit Fenstern ohne Scheiben, die nur durch hölzerne Läden geschlossen werden, versehen. Bisweilen hat die ganze Wand nur ein Fenster und eine kleine Thür. Die Straßen sind unreinlich, enge und finster, schief und krumm, ja oft kaum Straßen zu nennen, da die Wohnungen entweder ganz zerstreut oder so dicht aneinandergedrängt liegen, daß sie Gassen bilden, welche viel eher dem Rinnjal eines mäandrischen Bergbaches als einer Straße des Menschenverkehrs gleichen.

Ein zerstörtes Schloß liegt in der Regel über jedem Ort, als ein Rainsmal des blutigen Mittelalters an seiner Stirn. Die bildende oder verschönernde Hand der Kunst wird kaum sichtbar, selbst die Kirchen ragen als nur notdürftige Bauten sehr primitiver Natur aus diesen Dörfern hervor. Das Leben, welches sich in ihnen versammelt, scheint der Civilisation bar zu sein; es trägt den Stempel der Verwilderung und auch der Armut. Denn würden wohlhabende Landbauern noch heutigen Tags, wo sie weder die räuberische Gewalt der Barone, noch den plötzlichen Ueberfall von Söldnercompanien oder von Priestern der Inquisition zu fürchten haben, ohne Not fortfahren ihre Tage in solchen Häuserklumpen hinzubringen, welche als Scherben des Mittelalters liegen geblieben sind? Die Gewohnheit ist freilich, wenn auch nicht immer süß, so doch hartnäckig genug; der Sünden hält mit wunderbarer Zähigkeit an den Traditionen fest, zumal auf einem dürrren Felsenboden, welcher agrarischen Verwandlungen nicht leicht zugänglich ist. Und der Sünden ist träge und unreinlich.

Ich spreche von kleineren Orten der Provence, ich rede nicht von den größeren Städten eines langen und geschichtlichen Lebens, obwol auch sie denselben Charakter düsterer Melancholie oder des absolut Vergangenen und der Unsauberkeit an sich tragen. So sieht Donzère aus, so Mondragon mit seinem schwarzen Schloß, so la Palud, so das blutige Mornas und Biolenc (bizarre, energische und fremd klingende Namen), und fast so Orange, welches die Geschichte Burgunds, der Niederlande, Englands, selbst Preußens plötzlich in diese provençalischen Gegenden hinein-

zieht, einst ein Sitz von Fürsten, das Stammhaus der Dranier, doch ein finsterner und kleiner Ort, von Monumenten der alten Römer und des Mittelalters überragt.

Auf den Fluren herrscht tiefe Stille: kaum sieht man arbeitende Menschen, und trotz der Nähe der großen Handelsstädte Lyon und Marseille scheint der Verkehr nur sparsam zu sein. Selbst die Stationshäuser an der Eisenbahn sind in der Regel leer; doch Priester mit ihren Brevieren, Nonnen mit Rosenkränzen und großen Kreuzen stehen wartend auf jeder Station. Ja, dieses Land ist nicht Frankreich, und diese sonnenverbrannten, schwarzhaarigen Menschen, die es bewohnen, sind keine Franzosen, sind ächte Romanen, ein Mischlingsvolk von ligurischen Kelten, von Burgundern und Westgothen, von Römern, selbst von massiliotischen Griechen, die einst diese Gegenden mit Colonien bevölkert haben.

Der oft hinreißend schöne Blick auf die Rhone und ihre hie und da gigantischen Uferbildungen aus nackten, warmtönigen Felsenmassen, wie das märchenhafte la Roche de Blun und andere wilde Partien, reizen die Phantasie; und je weiter südlich, desto origineller und schöner wird das Land.

Bei Mornas begrüßte ich die ersten Delbäume wieder; doch sie scheinen dort nur als Anfänger aufzutreten, und von Limonen oder Drangen ist, trotz der Stadt Orange, nichts zu sehen. Bei Sorgues passirt man den berühmten Bergfluß dieses Namens, der aus den romantischen Felsen von Vacluse herabströmt, wo Petrarca die schöne Laura besang. Avignon ist nun nahe, und dort zeigt es sich schon mit dem granen Felsen über der

herrlichen Rhone, auf welchem als die Charaktergestalt der ganzen Gegend der Palast der Päpste steht, eines der größten Monumente, die vom Mittelalter auf uns gekommen sind, finster, riesig, pharaonenhaft.

Avignon ist nicht groß und nicht schön, doch fremdartig und seltsam. In der päpstlichen Epoche hatte die Stadt 80,000 Einwohner, heute ist sie mit nur 37,000 die verschollene Hauptstadt des Departements Vaucluse. Sie ist, gleich vielen Städten Italiens, aus denen das historische Leben entwich, nur ein entseeltes Monument. Die Luft ist hier von der Legende und von der Geschichte durchhaucht, aber nicht, wie fast überall in italienischem Land, von einer sinnvoll und ruhig oder heiter stimmenden, sondern von einer düstern Tradition. Es ist zu viel Fanatismus, zu viel Baronatwesen, zu viel absolut Priesterliches, zu wenig Bürgerliches und Demokratisches darin; die wolkantenden Gegensätze des Lebens und der Cultur, oder des Genies fehlen, welches immer versöhnt. Der Schatten jener einen Cyclopenburg des Mittelalters liegt schwer auf ganz Avignon, und läßt nichts unter sich aufkommen; und sieht man von ihm ab auf die Individualität der Stadt, so erscheint Avignon heute nur wie ein verarmter Legitimist, im abgeschabten Rock von Sammet, an dem noch Spuren von Goldbesatz zu sehen sind.

Als ich auf dem wahrhaft entsetzlichen Pflaster dieser krummen und finstern Straßen umherging, war es mir mandymal zu Mute als sei ich in dem italienischen Anagni, wo die Päpste einst auch ab und zu Hof gehalten haben, wo noch der Palast Bonifacius VIII. in Ruinen steht, und wo es gerade so ausgestorben, so staubig, so öde

und langweilig ausfieht wie in Avignon. Es war in Anagni, wo Bonifacius VIII. von Wilhelm Nogaret, dem Gesandten des französischen Königs Philipp des Schönen, überfallen und so schmachvoll mißhandelt wurde, und kaum vergangen wenige Jahre, so führte derselbe König Philipp das entwürdigte, ihm zu Willen stehende Papsttum in die französische oder sogenannte babylonische Gefangenschaft, wo es denn hier in Avignon seinen Sitz nahm. Es mochte daher mit in diesem historischen Zusammenhange beider Städte liegen, daß ich immer wieder und wieder an das mir wolbekannte Anagni zurückdachte.

Die prächtigen Stadtmauern, Werke der Päpste, mit ihren viereckigen Thürmen, ihren Zinnen und Toren, hoch über ihnen der große und breite Felsen (Rocher des Doms) mit der Kathedrale und dem ungeheuren Palast; die graue Häusermasse der Stadt, aus welcher einige altertümliche Thürme ragen; der mächtige Rhonestrom unter den Stadtmauern, die schönen Trümmer der Brücke S. Bénizet; die Kettenbrücke, welche auf die Rhone = Insel führt; unmittelbar am andern Ufer das bizarre Villeneuve-lez-Avignon mit Thürmen und Castell — dies sind die Hauptcharaktere für den ersten Blick auf Avignon.

Die Lage der Stadt ist, wenn auch nicht vorzugsweise schön, so doch bedeutend: denn der herrliche Strom, der sie (außer der Eisenbahn) mit Lyon und Marseille verbindet, gibt ihr und ihrem Gebiet einen Zug von Größe und Majestät. Der Horizont ist weit und schön; er überraschte mich sogar trotz meiner genauen Kenntniß Italiens, als ich vom Rhone-Kai die hohe Steintreppe zum Rocher des Doms emporstieg. Eine ganz südliche

Campagna liegt vor dem Blick verbreitet, voll von Oliven-gärten, Krapp-Pflanzungen, Maulbeerbäumen und Wein-stöcken, durchströmt von der Rhone, von der Sorgue und Durance, von vielen Canälen bewässert, von vielen Ort-schaften angefüllt. Ein bläulicher Aether umflimmert diese große hügelige Landschaft. Auf dem rechten Ufer des Stroms zeigen sich gelb und dürr wie Felsen Siciliens die Ufer von Villeneuve, das Fort S. Andrée, Château Neuf des Papes, die olivenreichen Berge von Vancluse, weiter der hohe Ventoux, der blaue Luberon, die Alpen-spitzen der Dauphiné und der Provence, endlich die Berg-reihen Languedocs.

Diese Berglinien haben nicht die edlen Formen Ita-liens, aber sie atmen doch im südlichen Duft, und lassen als Vorstufen das schönere Land ahnen. Wenn die ita-lienischen und römischen Cardinäle (und es gab am Hof der französischen Päpste deren immer einige) auf diese provençalische Campagna blickten, mochte sie ihnen wie eine schwächere Copie heiße Sehnsucht nach den Para-diesen Italiens und dem großen Horizont von Rom er-wecken. Die französischen Cardinäle freilich, und die Päpste, welche Liebe zum Vaterland an diese Gegenden fesselte, durstten mit Freude auf die Gefilde der Provence blicken, und den Italienern raten sich mit den Weinen von Burgund und mit den schwarzäugigen Frauen Avignons zu trösten — ein Trost den, wie die Geschichte jener Zeit lehrt, sie nicht verschmäht haben.

Die Vegetation auf dem Hoher des Doms ist ganz südlich. Die Terrassen schmücken sich mit blühendem Oleander, selbst mit Lorbeeren, Lebensbäumen, Ginster

and Pinien, selbst mit Moëpflanzten; aber diese mir so wolbekanntem Kinder Italiens waren hier klein und verkümmert, fast wie fremde Pflanzen anzusehen, die sich auf fremdem Boden zu ihrer natürlichen Fülle nicht entwickeln können. Indem ich an den Reichthum italienischer Natur dachte, schien es mir fast als habe hier das Papsttum auch die Flora Roms in das babylonische Exil mit sich geführt. Die Orange und die Limone gedeihen in Avignon noch nicht im freien Feld, so heiß auch die Sonne glüht, und von Lorbeerbäumen, Pinien und Cypressen, die in Rom so majestätisch emporstreben, sah ich nur kleine Exemplare. Indeß der Boden Avignons ist fruchtbar, er erzeugt Wein und Del, Feigen und Mandeln und viel Krapp.

Auf die Krapp-Pflanzungen bezieht sich sonderbarer Weise eine große Bildsäule von Erz, die auf der Esplanade des Hoher des Doms aufgestellt ist. Gewohnt, wie ich war, auf den Cathedralplätzen Italiens Statuen heiliger Patrone zu finden, trat ich an jene Figur, um zu erfahren was sie für ein Patron sei. A Jean Althen, introducteur de la garance, les Vaclusiens reconnaissans. 1846. Dem Johann Althen, der die Färberröte eingeführt hat, die Bewohner von Vacluse aus Dankbarkeit. So steht auf dem Postament. Also vor dem Dome Avignons, in der Nähe des französischen Vaticans, nicht die Bildsäule eines Papsts, nicht die Statue eines Martirers oder Bischofs, sondern das Standbild eines Bürgers, der in die Provence nicht die Inquisition, sondern den Krapp eingeführt hat, von dem sie reich wird, und von dem die Pantalons von 600,000 Franzosen so

schön rot gefärbt werden? Da überzeugte ich mich, daß ich mich nicht in Anagni, sondern in einer Stadt des thätigen, industriellen Frankreichs, zwischen Lyon und Marseille befand. Johann Althen war übrigens nicht aus Avignon, sondern aus — Persien. Er kam als Flüchtling im Jahre 1756 in diese Stadt, und starb in ihrer Nähe zu Caumont, 1774.

Es war völlig windstill als ich dort oben stand, und trotz des Octobermonats brannte die Sonne glühend heiß auf dem nackten Gestein. Aber der Nordwestwind, der Maestrals oder Mistral, soll dort heftig strömen, und Avignon selbst ihm zu sehr ausgesetzt sein, daher das alte Wort:

Avenio ventosa,
Sine vento venenosa,
Cum vento fastidiosa.

Ich möchte indeß fast sagen: cum et sine vento fastidiosa. Das Sprüchwort erinnerte mich an jenes von Tivoli: Tivoli di mal conforto, o tira vento, o piove, o suona a morto. (Tivoli von schlechtem Trost, entweder Windzug oder Regen, oder Sterbeglockenläuten.)

Der Name Rocher des Doms ist aus Donnis oder Dominis entstanden, wie auch die Kathedrale Notre Dame des Doms heißt. Dies Felsenplateau ragt 138 Fuß über dem Meer, und 81 Fuß über Avignon empor. Es ist die uralte Akropolis der Stadt, und hat zu allen ihren Epochen die Hauptmonumente ihrer Geschichte getragen. Ganz so verhält es sich mit vielen Städten Latiums und Etruriens; sie alle haben ihre uralte Akropole, auf der

die Heiligthümer der Stadt standen, sowol in heidnischer als in christlicher Zeit; denn aus den zerstörten Tempeln wurden Kathedralen, neben denen die Bischöfe ihre mit Thürmen verschanzten Paläste anlegten.

Ehe ich nun den Leser in die berühmte Burg der Päpste führe, will ich auf diesem alten Capitol Avignons einen schnellen Blick auch in die Geschichte der Stadt und dieser Gegend werfen; denn was ist die Betrachtung von Steinen und Mauern eines berühmten Orts ohne die Kunde seines geschichtlichen Lebens?

Die Gründung Avignons liegt im vordchristlichen Dunkel. Die Griechen sagten Avenion, die Römer Avenio, man weiß nicht ob a vento, ab avibus, a vineis, oder sonst wie, herzuleiten. Die Stadt soll ein Hauptort der Cavaren oder Celten gewesen sein, welche dieses Gebiet Galliens bevölkerten, und später wurde sie auch von Massilioten als ein Emporium an der Rhone colonisirt. Avenio wurde römische Colonie mit lateinischen Stadtrecht, und inbegriffen in der gallischen Provinz Vienne, wie Genf, Grenoble, Valence, Orange, Carpentras, Arles und Marseille. Die Städte blühten in der ersten Epoche des Kaiserreichs empor, und füllten sich mit Monumenten römischer Architektur. Doch Avignon hat von ihnen nichts mehr bewahrt, während doch Orange, Carpentras, Cavillon, Arles in ihrer Nähe daran reich genug sind. Es ist vielleicht wahr was die neueren Geschichtschreiber Avignons sagen, daß jene Denkmäler durch Burgunder, Gothen, Franken und Araber zerstört worden sind; wenn ich jedoch die Riesenmasse des päpstlichen Palasts betrachtete, so schien es mir nicht minder wahr-

scheinlich, daß ihm so gut wie den Palästen und Kirchen Roms manches römische Monument im Leibe stecke.

Die letzte gallische Provinz der Römer (die Provence), in Sprache und Sitten ganz romanisirt, blühend von lateinischer Cultur, einst an Schulen und Akademien reich, wurde zuerst, doch nicht für lange, von Westgothen besetzt, dann burgundisch, dann eine Provinz der Franken unter Chlodwig. Aber die germanische Race blieb den lateinisch-redenden Provenzalen ewig verhaßt, und selbst als die Franken zu Franzosen geworden waren, trennte sie Sprache, Nationalgefühl, Landesart lange, bis fast zu unserer Zeit hinab, von dem gallischen Süden diesseits und jenseits der Rhone, und bis zum Fuß der Pyrenäen. Südfrankreich widerstrebte heftig der Dynastie der Merowäer, wie der Karolinger; jene Provinzen suchten ein eigenes Reich zu bilden; daher ihre Einverständnisse mit den Saracenen, den geschwornen Feinden der Franken. Aber Karl Martel, welcher die Moslims bei Tours vernichtete, warf sie auch aus der Provence, eroberte die Stadt Avignon, die ihnen die Tore geöffnet hatte, und zerstörte sie mit Feuer und Schwert. So unterwarf er die Provence dem Joch der Franken.

Indeß die Provenzalen rissen sich nach dem Fall der Karolinger von der französischen Monarchie eilig los; sie erhoben auf dem Concil zu Bienne den Grafen Boso zu ihrem Nationalkönig (879), und so wurde das Königreich Provence gestiftet, welches man auch das Cisjuranische Burgund nannte, weil es viele Teile des alten Burgundien in sich begriff: Provence, Dauphiné, Stücke Savoyens, Nizza, Lyonnais, Bresse und Stücke der Frei-

grafschaft. Von ihm war das transjuraniſche Burgund unterſchieden, bis beide Königreiche im Jahr 933 vereinigt das Reich Arrelat bildeten. Der letzte Herrſcher deſſelben, Rudolf III., vererbte es im Jahr 1032 an die Könige Deutschlands, welche jahrhundertlang über dieſe jetzigen franzöſiſchen Provinzen und noch länger über die Schweiz die politiſche Oberhoheit behauptet haben.

Obwol nun die Provence ein Beſtandtheil des Königreichs Burgund blieb, wurde ſie doch von eigenen Nationalgrafen, als Vaſallen jenes und des Kaiſertums, regiert. Sie kommen ſeit 900 vor, reſidirend in Arles. Im Laufe der Zeit machten ſie ſich erblich und faſt ſelbſtändig; zugleich erhoben ſich Nationalgrafen in Langue-doc, und ſtifteten das berühmte Geſchlecht der Grafen Raymond von Toulouse.

Avignon gehörte zu Arrelat, aber ſowol die Grafen der Provence als die von Toulouse, als die von Forcalquier beſaßen Rechte auf die Stadt, ſo daß ſie, ehe ſie päpſtlicher Beſitz wurde, lange Zeit dreien Herren gehörte, und obenein dem deutſchen Kaiſer untertänig war — ein abſurdes Verhältniß, welches aus dem Feudalismus und ſeinem labyrinthiſchen Rechtssystem ſich erklärt.

In der großen Epoche beginnender und wachſender Städtefreiheit errang auch Avignon die bürgerliche Autonomie, wie Arles und Marſeille. Conſuln und Podestà regierten ſie nach dem Vorbild italieniſcher Republiken, unter der weſentlichen Theilnahme des Biſchofs am municipalen Regiment. Der große Kaiſer Barbaroſſa beſtätigte im Jahr 1137 das Statut von Avignon, und

diese aufblühende Stadt nannte sich sogar eine kaiserliche Republik.

Bald darauf wurde sie in den Strom der großen Bewegung hineingerissen, welche den Namen von den Albigenfern trägt. Die Befreiung des Gedankens ging Hand in Hand mit der Befreiung des Bürgertums, und die Städte des südlichen Galliens, wo sich seit Griechen- und Römerzeiten her immer Reste der Municipalität erhalten hatten, erhoben freudig die Fahne der Albigenfer und Raymond's von Toulouse, um ihre völlige Unabhängigkeit zu gewinnen. Man weiß, welches Ende dieser letzte Kampf Südgalliens um seine Nationalität nahm: die fanatischen Kreuzzüge, welche Innocenz III., dann Honorius gegen die Albigenfer, die Grafen von Toulouse und die mit ihnen föderirten Republiken predigten, hatten das Resultat, daß die Freiheit jener Städte unterging, ihre Cultur vernichtet und ihre Nationalität von Frankreich verschlungen ward.

Der wilde Simon von Montfort, der eifrigste Partisan der Kirche, ein auf Eroberung von Provinzen ausziehender Abenteurer, riß Languedoc, das schöne Besitztum der Grafen von Toulouse, an sich, und Rom, welches damals Länder verschenkte als ob der Papst Herr des Erdballs wäre, bestätigte ihn auf dem Lateranischen Concil von 1215 in diesem Besitz. Die unglücklichen Grafen, Raymond und sein Sohn, erschienen indeß aus ihrem Exil in Genua wieder, die Republiken Avignon und Marseille nahmen sie jubelnd auf, und der schrecklichste aller Kriege wüthete aufs neue. Der glückliche Steinwurf eines Weibes zerschmetterte das Haupt Simon's von

Montfort vor dem belagerten Toulouse, und die Albigenser triumphirten kurze Zeit.

Sie erlagen dem Schwerte Louis' VIII., welchen der Papst Honorius III. bewaffnete; denn die Könige Frankreichs trachteten seit lange nach dem Sitden, und ihr Kreuzzug war ein politischer Krieg des Nordens gegen diesen. Der junge Raymond wurde zum Frieden von Paris gezwungen (1228); er trat viele Besitzungen an die französische Krone ab, und an die römische Kirche viele seiner Rechte auf Avignon und die Grafschaft Venaissin. Rom gewann aus dem Albigenserkrieg die ersten Titel für ein neues Patrimonium in Frankreich; es erhielt namentlich Venaissin (Venasque, Carpentras); aber eben diese Abtretung hatte nur die Gestalt eines Pfandes, und die Kirche sah sich genöthigt, jene Städte bald wieder an den Grafen von Toulouse herauszugeben. Indesß sie vergaß ihren Titel nicht mehr, und schon im Jahr 1273 trat der König von Frankreich die Grafschaft Venaissin völlig und für immer an den Papst ab.

Avignon, im Jahr 1226 von Louis VIII. zur Uebergabe gezwungen, blieb noch eine Weile unter den Grafen von Toulouse, wie unter denen der Provence. Aber dem Pariser Frieden gemäß hatte Raymond seine Erbtochter Johanna mit des Königs Bruder Alphons von Poitiers vermählt, und nach seinem Tod (1249) endete das berühmte Haus von Toulouse, und fiel sein Land an Frankreich. Das gleiche Schicksal hatte der Stamm der Grafen von Provence aus dem Geschlecht Boson; der letzte ihrer Reihe, Raymond Berengar, vermählte seine Tochter Beatrix mit Alphons's Bruder, Karl von Anjou, dem spätern Er-

oberer Neapels und Henker Conradin's; und so fiel auch die Provence im Jahr 1245 an das Haus Frankreich.

Die Brüder machten nun ihre ererbten Rechte auf Avignon und andere Städte geltend. Vergebens riefen die bedrohten Republiken die Hilfe des großen Kaisers Friedrich II. an, ihres Oberherrn auf Grund uralter Titel des Reichs; sie fielen alle unter die Gewalt jenes finstern Eroberers. Avignon unterwarf sich am 10. Mai 1251; seine republikanische Verfassung, mit Consuln, Podestà und Vicaren wurde ausgelöscht, und die bürgerliche Blüte der Stadt hörte auf, um 60 Jahre später einer andern exotischen und curialen Pflanz zu machen, welche die Päpste in dieselbe Provence hinüberverpflanzten, wo unter ihren Vorgängern das mörderische Schwert der Kreuzfahrer und die Scheiterhaufen der Legaten die heitere Cultur Südgalliens, die gaie science von Arles, Toulouse und Nimes, zerstört hatten.

Avignon gehorchte endlich ausschließlich den Königen von Neapel, welche sich auch Grafen von der Provence und von Forcalquier nannten, und ich werde im Schloß der Päpste selbst erzählen wie die römische Kirche diese Stadt von der Krone Neapel erwarb.

Dieses finstere Schloß mit plumpen und ungeheuern Thürmen, mit zum Himmel ragenden nackten und schwarzen Miesemauern, welche wenige gothische Fenster unregelmäßig durchbrechen, mit Gräben und Saracinesken, tmi tiefen Kertern, betritt man nur mit unheimlichem Gefühl, und einer Art von Grauen. Es ist durchaus häßlich, ein Gemisch von Kloster und Burg, Gefängniß und Palast, völlig planlos und labyrinthisch durcheinander ge-

baut. Obwol die gigantische Masse der Mauern das Gemüt bedrückt, trägt diese päpstliche Festung in Frankreich, so isolirt in der Geschichte des Papsttums, so ohne allen Zusammenhang mit ihren Monumenten, wie sie ist, doch wieder den Stempel des Zufälligen und des Kleinen an sich, sobald man an den Vatican in Rom denkt. Auch er hat eine Festung neben sich, aber es ist das Grabmal eines römischen Kaisers. Das Genie der Künste mildert und verschönert seine Riesengröße, und seine Räume werden durch die Wunder der classischen Welt verklärt. Was der St. Peter beim Vatican, das ist neben dem Schloß zu Avignon die kleine Kirche Notre Dame des Donis, die mit ihm zusammenhängt. So spiegelt diese vorübergehende Residenz in sich sowol die Verkleinerung als das Schicksal des Papsttums in Frankreich ab; sie ist ein Gefängniß der Päpste, und zugleich ihr Baronalschloß aus jener Epoche der Feudalität, in welcher die Oberherren der Christenheit nur Vasallen Frankreichs waren, und nicht erröteten sich mit dem baronalen Titel der Grafen von Venaisien und Avignon zu schmücken.

Die Regierungen und Acte von sieben Päpsten beleben das Schloß, aber wenn man einige hervorragende Personen ausnimmt, so reichen sie nicht hin dieser riesigen Burg Seele zu verleihen. Die Geschichte der Avignonesischen Päpste genügt nicht diese Räume zu füllen, diese Wände zu beschreiben; sie bleiben todt und leer; und sobald die Päpste diesen ihren Palast verlassen haben, behält er kein größeres Interesse mehr als es jedes andere Baronalschloß hat.

Ueber dem großen Portal hängt das Wappen Avignons, eine von zwei Adlern getragene Stadt, darunter drei päpstliche Schlüssel von Gold; man tritt ein: wüste Höfe, steile Mauern, endlose Treppen, lange klosterartige Gallerien, nun verbaute gothische Capellen, zerteilte Säle, Turngemächer und Gewölbe; ein dädalisches Labyrinth welches verwirrt. Die Trommel rasselt, Soldaten lärmen durcheinander, und in den ehemaligen Prunksälen Clemens VI. sieht man nun lange Reihen von Matrazen, lange Reihen von französischen Soldaten. Seitdem die Revolution im Jahr 1790 den apostolischen Vicelegaten aus Avignon vertrieb, verwandelte sich der Palast der Päpste ohne Mühe in eine Caserne, wozu er noch heute dient. Er hat völlig den Charakter einer solchen, zumal er in der Revolutionszeit und während der Restauration von 1815 von den dort einquartierten Soldaten barbarisch verwißtet worden ist. Die kostbaren Fresken der Capellen und mancher Gemächer wurden zerstört, und der Besucher erkennt heute nur noch mit Mühe die kläglichen Reste schöner Werke aus der Schule des Giotto.

Diese jetzt stummen Mauern umschließen indeß immer die Geschichte von 70 Jahren des Papsttums in einer merkwürdigen Epoche Europas, wo das Licht der Wissenschaften wieder zu erwachen und die Finsterniß des Menschengeschlechts zu weichen begann. Wir wollen uns daher mit den Päpsten Avignons einige Augenblicke lang unterhalten.

Der ehrgeizige Clemens V., Bertrand de Got, erst Erzbischof von Bordo, ein schlaues Fuchs im Priesterkleid, wie ihn Muratori nennt, gelangte durch Simonie

zum Pontificat im Jahr 1305. Nach einem geheimen Abkommen mit Philipp dem Schönen gewählt und bestätigt, ließ er sich wider Willen der Cardinäle in Lyon krönen; er zwang sie nach Frankreich zu kommen, und ihm nach Avignon zu folgen, wo er im Jahr 1319 seinen Sitz nahm. Diese Stadt gehörte damals Karl II. von Neapel; der Papst war also dessen Gast; eine päpstliche Residenz gab es dort noch nicht, und Clemens richtete seine Wohnung im Kloster der Dominicaner ein. Er brandmarkte, wie man weiß, sein Andenken, als Diener des französischen Despoten, durch die schändliche Vernichtung des Ordens der Templer, die er auf dem Concil von Vienne im Jahr 1311 aussprach. Die Stimme des sterbenden Jacob Molay lud ihn und den König Frankreichs binnen Jahresfrist vor den Richterstuhl Gottes, und der Zufall bestätigte seine Prophezeiung: Clemens starb in Roquemaure am 20. April 1315. Er hatte seine Nepoten reich gemacht, aber er hinterließ von sich selbst das häßliche Bild eines habfüchtigen Geizhalses, wie es zwei große und berühmte Florentiner, ein Geschichtschreiber und ein heiliger Bischof, der Welt gezeichnet haben.

Nach seinem Tode blieb Avignon Residenz seines Nachfolgers, eines Provençalen, welcher zufällig auch Bischof von Avignon war. Johann XXII. liebte diese Stadt; er mochte hoffen sie in einen päpstlichen Besitz zu verwandeln, und mit Venaisin und Carpentras zu vereinigen. Es wiederholte sich das Schicksal der Stadt Rom im kleinen Avignon: die Päpste welche über jene allmählig die weltliche Gewalt erlangt hatten, suchten auch Herren Avignons zu werden, sobald sie dort zu wohnen

gekommen waren. Auf einem fremden Territorium, und der Gewalt der Könige Frankreichs bloßgestellt, beschloß der energische Greis sich in einem Palast zu verschanzen. Diese neue Wohnung konnte kein Lustgebäude sein, mußte eine Burg mit Gräben und mit Thürmen werden, wozu die Lage des Rocher des Doms an der schützenden Rhone von selbst einzuladen schien.

Johann XXI. machte den Anfang der Avignonischen Burg; von ihm rührt zumal der große Thurm Trouillas her, welcher sich noch jetzt wie ein plumper Nimrods- thurm unvollendet gen Himmel erhebt. Wie nun dieses Baronalschloß vor den stannenden Augen der Bürger Avignons emporwuchs, konnte die Stadt in ihm ihr baldiges Schicksal lesen. Johann bewohnte also sein eigenes und festes Haus, und es war von hier daß er seine Bannstrahlen in die Welt schleuderte, welche auch das Haupt Ludwig's des Bayern trafen; es war hier wo er den Gegenpaß Pietro di Corbara als reinigen Gefangenen empfing, einschloß und bis an seinen Tod verpflegte. Johann XXII. starb neunzigjährig im Jahr 1334. Er war ein Mann von diplomatischem Geist und von großer Kraft, aber ländergierig und kriegerisch, und er raffte auf jede Weise Schätze zusammen, welche er in seinem Palast anhäuften. In seinen Truhen fand man die enorme Summe von 25 Millionen Goldgulden, wovon 18 Millionen in klingendem Gold, und 7 Millionen in Gefäßen und Juwelen sich vorfanden.

So reich waren also jene Päpste im babylonischen Exil, und obenein in einer Zeit wo der Kirchenstaat im vollen Aufstand sich befand, wo alle Provinzen abgefallen

waren! Wir fragen erstaunt, auf welche Weise ein Papst in Avignon Schätze aufzuhäufen vermochte, die so groß waren, daß sie die damaligen Einkünfte von Frankreich und Deutschland weit überstiegen? Die Antwort gibt die Geschichte jener Zeit, die ich hier nicht schreibe.

Jacques Fournier, der Sohn eines Müllers aus Saverdun, ein Cisterciensermönch, wurde als Benedict XII. der dritte Papst in Avignon. Ein Greis ohne Genie ohne politische Einsicht, aber gelehrt als Theolog, folgte er dem gewandten Johann XXII., dem Freund von Königen, mit dem rühmlichen Vorsatz den Hof vom Nepotismus, die Kirche von der Simonie und tausend andern Mißbräuchen zu reinigen. Ein strenger und mönchischer Geist begann nun im Palast zu regieren. Aber auch Benedict XII., auf welchen die Römer hofften, erhörte ihre wiederholten und dringenden Bitten, den Sitz des Papsttums nach Rom zurückzuführen, nicht. Die französische Partei hintertrieb dies, der König zwang den Papst in Avignon zu bleiben, weshalb Petrarca in seiner patriotischen Erbitterung ihn mit den heftigsten Vorwürfen und den schlimmsten Titeln bedeckte.

Benedict XII., entschlossen in Avignon weiter zu residiren, verwandelte nun die Wohnung Johann's XXII. vollends in eine uneinnehmbare Burg, und er gab ihr zugleich etwas von seinem eigenen Sinn, den Charakter einer Abtei. Sein üppiger Nachfolger vermochte nicht mehr dieses Gepräge des Palasts zu verwischen.

Clemens VI. war ein lebenslustiger, geistreicher und gebildeter Herr von völlig weltlichen Neigungen, ein eleganter Edelmann aus dem Hause Beaufort; Freund des

Poeten Petrarca, Verehrer der Kunst, der Poesie und Wissenschaften, zog er alle Musen an seinen schwelgerischen Hof nach Avignon; aber sie blieben dort exotisch, denn sie atmeten nicht in ihrem Element. Die Stadt, welche der sehr verzeihliche Haß der Italiener das zweite Babylon und Sodom nannte, blühte damals von einem Glanz und einer Fülle, die nicht ihr eigen waren; auf einem so engen und dürftigen Theater, als sie darbot, konnte der Hof der Päpste und Cardinäle sich nicht ausbreiten, und was man immer von jener glänzenden Zeit erzählen mag, diese französischen Päpste waren doch nur Kleinstädter in Avignon, nur provençalische Barone. Indeß Avignon blühte, ward Rom ein Dorf. Verlassen von den Päpsten, die es so oft verjagt hatte, sehnte sich Rom nach ihnen zurück, und weil sie nicht wiederkamen, träumte es in seiner verzweifelten Dede einen der seltsamsten Träume, den die Weltgeschichte erlebt hat. Es war die merkwürdige Zeit des Cola di Rienzo, der sich nun zum erstenmal vor unsern Augen in diesem Palast Avignons darstellt.

Die Römer schickten eine Gesandtschaft an Clemens VI., ihn dringend zur Rückkehr nach Rom zu ermahnen; unter ihr befand sich Cola, welchen Petrarca hier kennen lernte, damals Notar und als trefflicher Redner in Rom bekannt; unter ihr war auch Stephan Colonna, Haupt der ersten Familie Roms, Freund Petrarca's, nicht ahnend, daß eben jener junge Notar Cola in kurzer Zeit seine Söhne und Enkel erschlagen werde.

Wenn man heute die finstern Räume der Papstburg Avignons durchwandert, steigen die Gestalten Petrarca's,

Laura's und jene romantische Figur des Tribunen der Römer vor dem Blick empor, und sie werfen einen mildernden Reflex auf diese traurigen Wände. Aber die rothosigen Soldaten Napoleon's, die verwilderten Kinder unserer bedeutungsvollen Gegenwart, kaum heimgekehrt von den blutigen Schlachtfeldern bei Magenta und Solferino, oder sich rüstend aus diesem selben Avignonischen Palast der Päpste als Besatzungstruppen nach jenem selben päpstlichen Rom abzugehen, welches heute in weit kritischerer Lage sich befindet als zu des Cola di Rienzo Zeit — diese Soldaten also stellten sich immer wieder zwischen mich und die Schatten der Vergangenheit. Sie wissen von Petrarca und Madonna Laura, von Cola di Rienzo und von Johanna von Neapel auch nicht ein sterbendes Wort, aber sie wissen daß hier einst Päpste wohnten, und sie mögen sich sagen, daß auch jetzt wieder ein Papst fast ein Gefangener Frankreichs sei, und daß man davon rede, er werde in dies alte Avignon geführt werden. Ja, viele Betrachtungen verknüpften mir in jener Papstburg die Epoche des babylonischen Exils mit der Gegenwart; indefs mein Blick suchte doch wieder die Schatten Petrarca's, Laura's und Rienzo's, welche zwischen den schreienden Soldaten unwillig jene Räume zu durchwandeln schienen, in denen sie einst auf purpurnen Teppichen, im Glanz von tausend Kerzen, im Schwarm von Rittern und Damen, von Prälaten und Höflingen sich bewegt hatten.

Es war also hier und am Anfang des Jahrs 1344 wo Cola di Rienzo den Papst Clemens VI. anredete; die Lage war glänzend und gemacht für einen Demosthenes

oder Cicero — der junge Redner hatte alle seine Talente aufgeboden die erlauchte Versammlung und das Herz des Papsts zu rühren, für sich selbst aber unsterblichen Ruhm davonzutragen. Er entwarf ein beredtes Gemälde von dem Elend der Stadt Rom, und besonders schilderte er die räuberische Gewalt der Barone, die in ihr hausten. Dies stürzte ihn; die Colonna (Giovanni war als Cardinal anwesend) nahmen den Papst gegen den kühnen Demagogen ein, und Cola, ungnädig entlassen, blieb eine Zeitlang in ärmlicher Lage in Avignon, ein Gegenstand des Spottes der Cardinäle und Großen. Indesß Clemens VI. fand sich bewogen ihn nach Rom zurückzusenden, in der Eigenschaft eines Notars der städtischen Kammer. Von da begann seine phantastische Laufbahn in Rom, wo er nicht allein die alte Größe der Stadt, sondern auch die Einheit Italiens herzustellen beschloß.

Noch einmal erschien der große Tribun in diesem Palast zu Avignon. Der erste Act seines wunderbaren Trauerspiels war in Rom ausgespielt. Er kam als Gefangener aus Prag, vom Kaiser Karl IV. ausgeliefert, im Jahr 1351. Als er in der Stadt, im kläglichsten Aufzug von Bewaffneten geleitet, anlangte, strömte alles Volk herbei, den seltsamsten der Sterblichen zu sehen, der so außerordentliches in Rom ausgeführt hatte. Cola wurde im Palast festgesetzt, an Ketten gelegt, kärglich genährt; ein Proceß auf Leben und Tod hing über seinem Haupt, während Avignon und alle Welt draußen von tiefer Theilnahme für ihn ergriffen war. Der Zauber seines Namens und seiner Thaten war groß; die classische Glorie der Römer ungab den sonderbaren Entel, welcher

in der Toga eines Volkstribunen vor der Welt aufzutreten gewagt, und sie mit einem römischen Schauspiel entzündet hatte. Man sagte außerdem, daß er Poet sei, und einen Dichter zu tödten sei sündlich und unerhört. Das Volk in Avignon liebte die Poesie; Clemens VI. selbst huldigte ihr; Petrarca schrieb Briefe an die Römer, und ermahnte sie, ihren gefangenen Tribunen, seinen unglücklichen Freund durch eine Gesandtschaft aus dem Kerker zu befreien. Indes träumte der arme Cola in einem Turm der Burg, vielleicht in diesem furchtbaren Trouillas, welcher noch heute aufrecht steht; denn niemand weiß den Ort mit Bestimmtheit anzugeben, wo er gefangen saß, aber die Tradition bezeichnet jenen Turm. Seine Haft wurde jedoch milder, man speiste ihn von der Tafel des Papsts, und sein träumerisches Genie durste sich in die Bücher des Titus Livius vertiefen, in denen er die Größe Roms, das Vorbild seiner eigenen Thaten und auch ihr Schicksal las. Er lebte dort bis zum August 1353, wo ihn der Nachfolger von Clemens VI. wieder nach Rom, und zwar als seinen Statthalter abgehen ließ. Die feltzame Lanne des Schicksals erlaubte dem gestürzten Tribunen noch einmal glänzend hervorzutreten. Es waren seine „Hundert Tage“ in Rom, dann fiel er von Schwertern durchbohrt am Fuße des Capitols.

Ich fragte im Palast nach irgendeinem Monument der Anwesenheit dieses merkwürdigen Römers: der Concierge zeigte mir Cola's Porträt, das er in seinem Zimmer bewahrt. Dieses Brustbild in Del stellt ihn als Senator dar, das schwarzlockige Haupt bedeckt von einem roten Barett. Sein großer Kopf ist ausdrucksvoll, das

bartlose Angesicht von edlen Formen hat bereits die breiten und fetten Züge, welche Cola in seiner letzten Periode gehabt haben soll. Die etwas gebogene römische Nase verleiht dem Gesicht Energie; der Blick ist ruhig und gebietend. Die Unterschrift des Gemäldes sagt: Nicolas Cabrini Dit De Rienzi Tyran de Rome, en 1347. Dies Porträt beruht freilich auf keiner historischen Ueberlieferung, sondern gehört ohne Zweifel der Zeit an, als der Jesuit Cerceau sein unbedeutendes Buch schrieb: „Conjuration de Nicolas Gabrini dit de Rienzi tyran de Rome“ (Amsterdam 1734); gleichwol betrachtete ich es mit großem Anteil, um so mehr als in Rom sich kein Bild von dem Volkstribunen erhalten hat.

Eine andere Gestalt aus Rienzo's und Petrarca's Zeit schwebt durch den Palast von Avignon: eine jugendliche Fürstin von seltener Anmut, angeklagt als Mörderin ihres Gatten, und vom Papst absolvirt, die Herrin Avignons und der Provence, Johanna I., Königin von Neapel. Als Erbin des Königreichs war sie noch in ihrer Kindheit dem jungen Fürsten Andreas von Ungarn von ihrem Großvater Robert I. vermählt worden. Dieser große König starb am 19. Januar 1343, nachdem er einen Vormundschaftsrat für die Dauer der Minorennität Johanna's niedergesetzt hatte. Die sechzehnjährige ausgelassene Fürstin liebte ihren Gemal nicht, dessen barbarische Art und Untauglichkeit die neapolitanischen Geschichtschreiber kaum übertrieben haben. Die Barone des Reichs conspirirten gegen das Regiment von Ungarn, mit denen sich der junge Hof umgab; man beschloß Andreas beiseitezu schaffen, und dies um so mehr, weil Clemens VI.,

als Papst Lehnherr von Neapel (es waren damals noch glänzende Zeiten für den Stuhl Petri) bereits die Bulle ausgefertigt hatte, welche die vorzeitige Krönung des minorennen Andreas befahl.

Johanna befand sich am 18. September 1345 mit ihrem Gemal in Aversa; gegen die Nacht wurde Andreas aus ihrer Kammer gerufen um wichtige Depeschen zu empfangen; der unglückliche Jüngling trat auf den Balcon; Masken empfingen ihn hier, schlangen ihm einen Strick um den Hals, und warfen ihn geräuschlos in den Garten, wo man des Morgens die Leiche am Seil hängen fand. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich des Volks; die Königin eilte zitternd nach Neapel, wo sie sich im Palast verbarg; die allgemeine Stimme bezeichnete sie als Mörderin, oder doch als Mitwifferin des Mords. Prozesse und Hinrichtungen folgten auf Johanna's und des päpstlichen Legaten Betreiben, der von Avignon eilig abgeschickt worden war.

Nun rüstete der tapfere Ludwig von Ungarn, Bruder des Ermordeten, ein Heer, um nach Neapel überzusetzen, und Rache zu nehmen, wie er sie auch vollauf nahm, und Johanna, jung, üppig und reizend, wie die spätere Maria Stuart, und so geistvoll daß man von ihr sagte: es ruhe das Genie ihres glorreichen Großvaters auf ihr, wußte nicht wie sie diesem drohenden Sturm entgehen sollte. Sie vermählte sich mit Ludwig von Tarent, ihrem eigenen Vetter, zu dem sie lange vor dem Mord ihres Gatten eine tiefe Leidenschaft gefaßt hatte. Die Welt indeß wurde durch die laute Anklage des Ungarnkönigs

und durch die Betenerung Johanna's von ihrer Unschuld aufgeregt, und in Parteien geteilt.

Ihre beiderseitigen Gesandten erschienen sogar in Rom vor Cola di Rienzo, und Johanna ließ sich herab vor dem damals großen Volkstribun und Gebieter Roms ihre Unschuld durch demüthige und schmeichelnde Briefe zu beteuern, die von reichen Geschenken begleitet waren. Sie entwich jedoch vor dem nahenden Zorn des Ungarn im Januar 1348 mit ihrem galanten Gemal in die Provence, ihr Eigenthum; und sie erschien in ihrer eigenen Stadt Avignon vor Clemens VI., der wegen Neapels ihr Oberlehnsherr und in dem Proceß zugleich ihr Richter war.

Der Papst wies ihr Villeneuve jenseits der Rhone zur Wohnung an, bestätigte ihre nicht kanonische Ehe mit dem Prinzen von Tarent, und instruirte den Proceß. Er lud sie in seinen Palast vor in Gegenwart der Cardinäle und der erbitterten Barone der Provence. Johanna richtete eine lateinische Verteidigungsrede an die Versammlung, mit so viel Ruhe, Sicherheit und Geist, daß sie von allen angestaunt ward. Ihre Erscheinung als Schutzflehende und Vertriebene, die Vorstellung daß sie die Enkelin Robert's, des großen Beschützers der Kirche, war, noch mehr ihre Anmut, Jugend und Schönheit standen ihr als beredete Anwälte zur Seite. Der Papst zeigte sich bewegt, die alten Cardinäle weinten aus geblendeten Augen, und die des Mords beschuldigte Königin verließ an der Hand des ritterlichen Ludwig von Tarent den Saal mit einem triumphirenden Blick.

Johanna von Neapel wurde vom Verdacht des Gattenmords durch Urtheil der Cardinäle freigesprochen. Sprach

sie ihr Gewissen frei? War sie schuldig? Berühmte Geschichtschreiber Neapels absolviren, aber andere verdammten sie, und das gewichtige Urtheil des größten und besonnensten Geschichtsforschers der Italiener brandmarkt sie als Mitwifferin der verruchten That. Sie wußte um den Mord, und billigte ihn, wie Maria Stuart um Darnley's Mord gewußt hatte. Wären die Verbrechen solcher Art in der schrecklichen Geschichte Neapels irgend auffallend, und in jener Zeit?

Johanna rüstete sich, wieder nach Neapel zu gehen, ihr Königreich zu erobern. Sie brauchte Truppen und Geld; sie verkaufte ihre Stadt Avignon dem Papst für die kleine Summe von 80000 Goldgulden am 8. Juni 1348. Man hat aus dieser Thatfache arge Schlüsse gezogen; kein Beweis bestätigt sie, aber nahe genug liegen sie. Die Ermordung eines Königs, und die Freisprechung von dessen schuldiger Gattin waren die Umstände, welche Avignon zum Eigentum der Päpste machten. Die Königin setzte sich in Besitz Neapels, wo sie noch lange Jahre unter Tumulten mit Klugheit regierte. Nach Ludwig's von Tarent Tode vermählte sie sich noch zweimal, mit Jakob von Aragon, mit Otto von Braunschweig; aber sie wurde des neapolitanischen Chaos und ihres Verhängnisses nicht Herrin. Sie fiel in die Hände Karl's III. von Durazzo, ihres Verwandten und Todfeindes, und dieser Prätendent der Krone befahl seinen Söldlingen sie den Tod ihres ersten Gemals sterben zu lassen. Johanna von Neapel wurde erwürgt, im Schloß zu Muro in Apulien, im Jahr 1382.

Indem diese blutige Episode aus der Geschichte

Neapels an meinem Blick vorüberging, rief sie mir das Bild der lebendigen Gegenwart desselben Reichs hervor — ein Schauspiel, welchem die Welt mit Erwartung, wie einer Tragödie auf der schönsten Bühne Europas, zuschaut: der junge König Franz in Gaëta, Erbe des Verhängnisses und der Sünden seiner Väter, ein Flüchtling aus seiner Residenz, von dem das Volk in allen Provinzen abfällt; eingeschlossen in seiner letzten Festung, welche die Truppen Italiens umringen; bedroht vom König Piemonts, welcher herannahet den Sohn seiner Schwester vom Thron zu stürzen, und welcher die alte Fahne Rienzo's, die Fahne der Einheit Italiens mit dem Centrum Rom, in der Hand erhebt. Eine tragische und aufregende Erscheinung! Sie vermehrt die blutigen Annalen des Königreichs Neapel, welche so wild und schändlich sind wie kaum andere in der Welt, mit einem düstern Gemälde; aber der blutige Fenerschein von Gaëta ist das Abendrot einer untergehenden Despotie.

Avignon also war das Eigentum S. Peter's geworden, und Clemens VI. setzte sich freudig in den Besitz der Stadt. Nun war er hier so völlig Herr wie in Carpentras und Benaisin. In einer Zeit, wo die Patrimonien Italiens unter der wildesten Anarchie der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen der Kirche verloren gegangen waren, konnte jenes provençalische Land den Päpsten nicht als Exil, sondern als ein wirkliches Asyl und eine von jenen Stürmen unerreichte Schanze des Rückzugs erscheinen. Während vieler Jahrhunderte waren sie durch wiederholte Aufstände der Römer aus Rom verjagt, ihre dortige Existenz war eine

stete Flucht gewesen: in Avignon hatten sie Ruhe, und die siebenzig Jahre jenes babylonischen Exils waren die einzigen friedlichen des Papsttums in einer langen Zeit. Kein Wunder, daß die Päpste zögerten, Avignon zu verlassen.

Wenn heute die römische Kirche irgendwo jenseits der Alpen eine solche Domäne besäße, es würde sich Pius IX., unter Verhältnissen, die der Epoche des Cola di Rienzo einigermaßen ähnlich sind, gerne dorthin zurückziehen, statt unter dem zweifelhaften Schutze Frankreichs in dem unterwühlten Rom zu bleiben, dessen Stadtgeschichte gegenwärtig an einer Epoche angelangt ist, deren Abschluß man erraten kann. Sie mit eigenen Augen zu betrachten ist schon etwas wert.

Clemens, Herr von Avignon, vergrößerte und verschönerte den Palast seiner Vorgänger. Er suchte seinen klösterlichen Ernst durch einen Schimmer von Kunst zu mildern. Er baute darin eine prachtvolle Capelle, oder vielmehr eine gothische Kirche, im Vergleich zu deren Größe und architektonischer Schönheit die spätere Sixtinische Hauscapelle im Vatican nur ein dürftiges Zimmer zu nennen ist. Er schmückte sie und viele Säle des Schlosses mit kunstvollen Fresken, wozu er italienische Meister kommen ließ. Diese Bilder sind zerstört; nackte Wände zerteilen die große Capelle in Casernenzimmer, selbst in zwei Stockwerke, und mit Schmerz betrachtet man die vermauerte Gothik der Bogen, und sucht die Reste schöner Fresken auf, die freilich nicht von Giotto herrühren, sondern Werke von irgendeinem seiner Schüler waren.

Clemens VI. starb am 6. December 1352 nach mehr als zehnjähriger Herrschaft, in welcher so merkwürdige Ereignisse sich zusammengedrängten, und nach einem in Lust und Pracht hingebachten Leben. Er hatte in Avignon die Blüte Südfrankreichs versammelt, seinen Hof in einen schwelgerischen Luxus gekleidet, die Säle seines Palasts mit provençalischen Festen, mit dem Flor schöner Frauen, mit Poeten, Künstlern, Gelehrten erfüllt, und die Würden der Kirche, die Schätze seiner kargen Vorgänger an Günstlinge und Nepoten verschleudert. Unter den Päpsten Avignons ragte er durch geistige Gaben hervor, und sein finsternes Schloß mochte damals dem Vatican zur Zeit Sixtus IV., Julius II. und Leo X. zu vergleichen sein.

Noch drei Päpste beherbergte nach ihm der Palast; von ihnen machte der letzte dem unnatürlichen Exil ein Ende, indem er den Sitz des Pontificats in das ewige Rom zurückverlegte.

Innocenz VI., Stephan d'Albret, gleichfalls aus Dauphine bei Limoges, doch nicht aus dem Geschlecht seines Vorgängers, war wiederum der gerade Gegensatz von Clemens VI. Er entfernte das schwelgerische Leben vom Hof von Avignon. Cola di Rienzo entließ er nach Rom, und mit ihm sandte er als seinen Legaten den Cardinal Gil Alvarez Albornoz, den größten unter allen Staatsmännern und Feldherren der Kirche, welcher es besser verstand die abgefallenen Provinzen St. Peter's wieder zu erobern, als es heute der General Lamoricière verstanden hat. Selbst Rom unterwarf sich diesem gewal-

tigen Spanier, und fehrte zum Papst zurück. Innocenz starb am 12. September 1362 in Avignon.

Guillaume de Grimoard aus dem Schloß Grisac in Gebaudan folgte ihm als Urban V. (1363 — 1370). Er konnte den Gedanken seines Vorgängers segnen, welcher Avignon unmanert hatte, denn ohne dies wären er und die Stadt in die Hände der Söldnerbanden gefallen, die damals Italien und Südfrankreich plündernd durchzogen. Sie nuzingelten die Stadt, und der Papst war genötigt, ihren Abzug mit vielem Gelde zu erkaufen. Der alternde Petrarca richtete nun seine berühmten Auforderungen an Urban, Frankreich zu verlassen, und in das beruhigte Rom zurückzukehren. Die Römer hatten ihn schon im Jahr 1364 durch Gesandte gerufen, und Urban V. kam wirklich nach dem verwilderten Rom im Jahre 1367. Aber er verließ die Stadt und das wußte Italien wieder im Jahr 1370, nicht zurückgehalten durch die Bitten der heiligen Brigitta, die ihm den Tod prophezeite, wenn er nach Avignon heimkehren würde. Der Zufall fügte es, daß der Papst schon im December starb, nachdem er jene Stadt am 24. September wieder betreten hatte. Er vollendete den päpstlichen Palaß, dem er den siebenten Turm des Auges hinzufügte. (Die andern sechs Thürme waren Trouillas, S. Jean, l'Estrapade, S. Laurent, la Campanne und la Gache.)

Sein Nachfolger Gregor XI., Pierre Roger von Beaufort, Nefse Clemens VI., der ihn zum Cardinal gemacht hatte, war der letzte Papst in Avignon. Bestimmt von den Römern, von Peter von Aragon, von den heiligen Nonnen Brigitta und Katharina von Siena,

welche letztere selbst in Avignon erschien, verließ er am 13. September 1376 die Provence für immer, begleitet von allen Cardinälen, mit Ausnahme von sechs, die es vorzogen ihre schönen Villen am Ufer der Rhone zu bewohnen.

Und hier endet eigentlich unser Interesse an jenem Schloß der Päpste; denn seit ihrer Rückkehr nach Rom verödete der Palast. Es bewohnten ihn während des Schisma's noch ein paar Gegenpäpste, erst Clemens VII., dann Benedict XIII., welcher hier belagert wurde. Auch Amadäus VIII. von Savoyen oder Felix V., der letzte Gegenpapst überhaupt in der Geschichte der Kirche, versuchte sich Avignons durch einen Handstreich zu bemächtigen, welcher indeß mißlang.

Seit dem Jahr 1409 wurde Avignon und die Grafschaft Venaisin durch Cardinallegaten verwaltet, von denen jedoch die Italiener, fast immer Nepoten, nicht aus Rom in jene Stadt kamen, sondern ihre Vicelegaten dorthin schickten. Der letzte aller päpstlichen Vicelegaten war Philipp Casoni; die französische Republik vertrieb ihn und das Papsttum für immer aus Avignon, und diese Stadt wurde der Schauplatz fürchterlicher Mezeleien unter Jourdan, Duprat und Souve (in der Nacht vom 16. — 17. October 1791). Man zeigt noch die Stelle am Turm Trouillas, von welcher die Geschlachteten von jenen Bluthunden hinabgestürzt wurden. Der Haß gegen den langjährigen Sitz des Papsttums mußte natürlich zu so scheußlichen Gräuelszenen führen; das Volk sprach von unterirdischen Folterkammern der Inquisition im Schloß, von tausend blutigen Mysterien, die

dort während des Regiments der Legaten sollten gespielt haben. Die Sage kennzeichnet dieses Regiment durch die Fabel von der *salle brûlée*, indem sie erzählt, daß in einem Saal des päpstlichen Palasts im funfzehnten Jahrhundert, in der schrecklichen Epoche der Borgia, ein Vicelegat die vornehme Gesellschaft Avignons zu einem Feste lud, dann die Thüren schloß, die Gemächer anzündete und seine Gäste lebendig verbrannte. So rächte er einen Neffen, welchen ein geschändeter Ehemann hatte ermorden lassen. Dieses Märchen beweist, welches Leben das Volk den Vicelegaten zutraute, und in der Epoche der Baronienwirtschaft trieben sie es eben nicht besser und nicht schlimmer, als damals die Gouverneure und Prinzen in der ganzen Welt.

Wenn man mit dem Eindruck dieser Gräueltaten der französischen Revolution und der noch frischen Erinnerung an die Ermordung des Marschalls Brune durch die Royalisten am 2. August 1815 Avignon durchwandert, wenn man sich unter seiner wild und fanatisch aussehenden Bevölkerung bewegt, so sehnt man sich sehr bald den Ort zu verlassen. Noch heute gilt das Volk von Avignon in Frankreich als bigott, leidenschaftlich, roh und unwissend, und diese Gegenden können noch öfter der Schauplatz vulkanischer Ausbrüche der Volkswut werden.

Aber wir wollen gegen eine merkwürdige Stadt nicht undankbar sein, sondern uns noch eine Weile darin umsehen. Wir haben noch nicht einmal die alte Kathedrale betreten, den St. Peter von Avignon. Ja, der große St. Peter Roms konnte siebzig Jahre lang auf dieses kleine schwarz und finster aussehende Gebäude neidisch

sein, wie auf den Usurpator seiner durch Jahrhunderte geheiligten Titel und Rechte. Indeß die Päpste fanden sich hier in einem Winkel der Welt auf eine Capelle reducirt, welche den Pomp ihres Cultus und die Acte der Kirchengeschichte den Blicken der Christenheit entzog.

Notre Dame des Doms ist der Legende nach von der heiligen Martha, der Schwester des Lazarus, gestiftet worden; denn diese Fromme landete nach Christi Tod in der Camargue, lehrte in der Provence das Christentum, und baute auf den Trümmern des Herculestempels von Avignon die erste Kirche. Ihr Ursprung ist unbekannt, und ihr Ruhm, eine Stiftung Karl's des Großen zu sein, unsicher; aber sie ist sehr alt, wie das völlig römische Portal mit seinen beiden antiken, corinthischen Säulen lehrt. Innen ist sie eine einfache Basilika im Kreuzgewölbestil, und mit manchen Veränderungen noch weit jüngerer Zeit. Leider hat der Vandalismus der Revolution sie so wenig verschont wie die übrigen Kirchen der Stadt, deren manche in klägliche Trümmerhaufen verwandelt wurden. Der Freund des Altertums mag sich noch mit der sogenannten Capelle Karl's des Großen trösten, aber er wird den Ruin der Monumente einiger Päpste aufrichtig beklagen, denn sie waren merkwürdige Denkmäler der Gothik des vierzehnten Jahrhunderts.

Das Grabmal Benedict's XII. hat man wiederhergestellt, so auch jenes Johann's XXII., ein noch schöneres Mausoleum, in der Gestalt eines gothischen Tabernakels mit vielen Thürmchen und Spitzen, worin die Figur des Papsts auf einem Sarkophag liegend dargestellt ist. In

einer Nische zeigt man die traurigen Trümmer des Monuments vom Cardinal d'Armagnac, und im Sanctuarium die Grabplatte des Louis Balbe Berton de Crillon nommé le Brave, des Freundes von Heinrich IV. Er starb in Avignon im Jahr 1615, und man sieht seine eiserne Statue auf dem Platz de l'Orloge.

Zu diesem Platz, der Hauptzierde der Stadt, steigt man von der Papsburg mit wenig Schritten hinab. Einige gute Gebäude umgeben ihn, das Theater, das Hotel de Ville im französischen Renaissancestil, mit einem von Säulen völlig überladenen Vorhof. Der Concierge, der mich darin unherführte, versicherte mit bedeutender Miene, daß L. Napoleon auf seiner Reise nach Algier dieses Hotel mit seiner Gegenwart beehrt habe, daß die Treppe mit Purpur belegt gewesen sei, und kurz, das ganze Gebäude feenhaft ausgesehen habe. Man hat Napoleon mit vieler Ostentation empfangen; aber die legitimistische Partei ist noch heute in der Provence zahlreich genug, obwol der Reichthum jener Herren längst dahingeschwunden ist. Napoleon mag indeß noch einige Zeit ruhig schlafen; er hat die besitzenden und arbeitenden Classen für sich; horcht man in sie hinein, so ertönt überall sein Lob; er hat die Revolution gebändigt, dem Bürger Ruhe gegeben, und was hat er nicht durch seine Handelstractate für dieses weinreiche Südfrankreich gethan? Außerdem „notre prépondérance légitime.“ Dies kann man allerwegen hören.

Ich will es doch gestehen: dieses Herumwandern in Avignon ermüdet. Diese Straßen, hie und da durch einen Palast aus der Epoche der Renaissance, oder durch

ein älteres, bizarres Gebäude mit Arcaden und Höfen die Aufmerksamkeit fesselnd, sind trist, und die geistige Atmosphäre die darin weht ist melancholisch, oder durch grelle Erinnerungen aufregend.

Schöne Frauen wie in Arles, diesem althellenischen Blumengarten weiblicher Schönheit, sieht man nicht. Wie viel besser wandert es sich doch in den kleinen Städten Toscana's, Pistoja, Prato, Siena und Arezzo, wo die Blüten der Kunst überall freundlich grüßen, und die Erinnerungen an die Zeit der städtischen Freiheit und eines mächtigen Bürgerlebens so wolthwend sind.

Ich habe die meisten Kirchen Avignons besucht; keine ist wahrhaft schön; fast jede trägt die Spuren der Verwüstung durch die Revolution. Da ist S. Didier, ein gothischer Bau, in den ich eintrat: es war Sonntag, die Kirche mit weißverschleierten Frauen gefüllt, welche knieend eine wolklingende Litanei sangen. Dies war ein gutes Bild voll Leben und Mannichfaltigkeit; ich glaubte in der Zahl der Betenden und in der Inbrunst ihres Gesanges den Einfluß wahrzunehmen, welchen Rom durch Jahrhunderte auf Avignon ausgeübt hat. Es war ein Gemälde von wirklich römischem Charakter; aber der ländliche Platz um die Kirche mit seinen schönen schattigen Bäumen hatte weder etwas römisches noch südliches überhaupt, sondern versetzte mich in die Kirchenidyllen der alten guten Heimat zurück.

Die große Menge der Beter hinderte mich, mehr als einen flüchtigen Blick auf ein Relief zu werfen, welches man Images du roi René nennt; denn diese Sculptur wird dem „guten König“ zugeschrieben, und wie viele

Bildsäulen oder Gemälde hat die Sage ihm nicht in der Provence beigelegt!

Da ist weiter die Kirche des Patrons von Avignon, S. Agricol, welcher in allen öffentlichen Calamitäten, namentlich bei der Dürre angerufen wird. Das alte Gebäude stammt aus dem zehnten Jahrhundert, und wurde in einer spätern Epoche erweitert; seine gothische Fassade mit den breiten, von gezackten Aufsätzen gekrönten Thürmen ist originell, und die Einfachheit des Ogivstils auch im Innern spricht für das Alter des Baues.

Da ist die Capelle der Pénitents noirs de la Miséricorde. Sie bewahrt den berühmten elfenbeinernen Crucifix von Guillarmin (1659), und die Schwester die ihn vorzeigt erzählt die Legende von dem zum Tode verurtheilten Neffen des Künstlers, welchen diese Fürbitte in Gestalt eines Crucifixes rettete. Das Werk ist von anatomischer Vollendung, es mag mit dem berühmten Crucifix von Danzig wetteifern, aber ich habe zu viel Widerstreben gegen die Plastik der Passion, als daß ich mich an ihm erfreuen konnte, und selbst die schöne Laokoonische Qual im Vatican hat mich noch nie in Entzücken versetzt.

Ich würde mit mehr Freude das Kloster und die Kirche der Dominicaner betreten haben als Monument einer geschichtlichen Epoche, jener Albigenserkriege und der Inquisition, und geweiht dem großen Mönch, dessen Geist wie eine Scheiterhaufenflamme in der Provence gelodert hat. Aber diese einst herrlichen Bauten hat die Nachesurie der Revolution in Staub zermalmt. Der erste Avignonische Papst wohnte in diesem zerstörten Kloster;

Johann XXII. sprach hier das größte philosophische Genie des Mittelalters, Thomas von Aquino, die beste Zierde der Dominicaner, selig, in Gegenwart des Königs Robert von Neapel. Den prächtigen Pergamentcodex seiner „Summa“ betrachtete der Papst als seinen größten Schatz, und er vererbte ihn der Bibliothek dieses Klosters, unter der ausdrücklichen Bedingung ihn an die Wand mit Ketten festzuschließen. Dieses theologische Panthertier von Pergament wurde indeß, vielleicht von der Revolution, losgekettet, und genießt jetzt seiner bestaubten und unbelästigten Freiheit, oder seiner seligen Vergessenheit, in der Stadtbibliothek Avignons. Katharina von Siena, Schwester desselben Ordens, bestürmte in diesem Kloster den letzten Avignonischen Papst mit Ermahnungen heimzukehren. Erst kurz zuvor war es im Jahr 1330 gebaut worden. Sein Hof soll so schön gewesen sein wie der berühmte Kreuzgang von S. Trofine in Arles. Die Sansculotten zerstörten alle diese Herrlichkeit der Dominicaner, und auch die Monumente von vierundzwanzig Cardinälen, die dort begraben lagen. Die zerstörte Kirche wurde seither in eine Kanonengießerei verwandelt.

Wenn man sich einen deutlichen Begriff von dem machen will, was die französische Revolution in der Provence zertrümmert hat, so muß man in das Museum Avignons in der Nähe der Dominicanermönche gehen. Es ist in einem geräumigen Palast des achtzehnten Jahrhunderts aufgestellt. Seitdem der verdienstvolle Dr. Calvet im Jahr 1810 dieses städtische Museum stiftete, flüchteten sich in dasselbe die Trümmer der plastischen Kunst

aus Kirchen, Klöstern, Baronalschlössern und Palästen nicht allein Avignons, sondern auch der Umgegend. Das Mittelalter von der frühesten Epoche bis in die Renaissancezeit ist hier interessant vertreten; mit um so mehr Anteil aber betrachtete ich diese Sammlung südfranzösischen Mittelalters, als ich nur vor wenigen Monaten das Germanische Museum in Nürnberg besucht hatte, ein in der Entwicklung begriffenes ruhmwürdiges Institut, das die unangesezte Beisteuer von ganz Deutschland weiter fördern möge. Leider kann man sich bei der Betrachtung aller solcher Museen in Deutschland, Frankreich oder Italien nicht des schmerzlichen Bewußtseins erwehren, daß die Städte welche diese Scherben der Vergangenheit sammeln, ihre große Epoche schöner Individualität hinter sich haben, und für immer abgeblüht sind. Die unselige Centralisation wornach jetzt die Länder streben, nivellirt die Municipalitäten; ich werde dem Municipalismus in politischer Hinsicht schwerlich das Wort reden, aber immer wünschen daß Deutschland und Italien, wo die Individualität der Städte am längsten und schönsten geblüht hat, vor einem Zustande bewahrt bleiben mögen, welcher dem Frankreichs gleicht, wo Paris als Vampyr das Lebensblut der Provinzen saugt.

Das Museum von Avignon ist, obwol es auch die classische Epoche vertritt, wie eine ferne, ärmere Schwester jenes von Nürnberg anzusehen, und trotz mancher abweichenden Züge verbindet sie doch ein und dieselbe Grundform der Cultur. In der Gallerie des Mittelalters kann der Kunstfreund eine reiche Anzahl von

Sculpturen oder von Architekturtrümmern, selbst von Rüstungen betrachten, und die Scala der Kunst von dem altchristlichen Sarkophag bis zu den Resten der Manjoleen der Cardinäle Brancas und Lagrange, des Grafen Raymond de Beaufort und des Marschalls de la Palice durchlaufen. Es sind dort auch die Scherben von dem einst kunstvollen Marmormonument Urban's V. aufgestellt.

Die Sammlung classischer Altertümer enthält Beiträge aus vielen Städten Südfrankreichs: sie ist freilich arm und nicht durch Meisterwerke ausgezeichnet, denn fast jede dieser Städte sammelt ihr eigenes Museum. Mit Interesse betrachtet man alles was dieser süd-gallische Boden aus der Epoche der Römer, ja selbst der Griechen, an das Tageslicht gebracht hat. Es gibt dort mehrere altgriechische Inschriften, andere sind griechisch aus römischer Zeit. Eine bedeutende Anzahl von kleinen Bronzen, eine zahlreiche Münzsammlung aus allen Provinzen und Epochen Galliens schließt sich jenen Gallerien an. Dasselbe Local umfaßt auch die städtische Bibliothek von mehr als 60000 Bänden. Sie enthält vorzügliche Werke über die südfranzösische Geschichte, aber die Zahl ihrer Manuscripte und Urkunden ist nicht groß. Die Acten des Avignonischen Papsttums sind, wie bekannt, längst in die geheimen Archive der Vaticana hinübergebracht worden. Einen der Säle in der Bibliothek zieren die Porträts berühmter Männer aus dem Departement Vaucluse, wie des Herzogs von Mahon, des tapfern Grillon, des Jean d'Althen, des Cardinals Maury, des Malers Mignard, des Dr. Calvet, und

auch die Bilder von Petrarca und Laura sieht man hier; freilich gehören sie einer spätern Epoche an.

Das Obergeschoß des Museums bewahrt eine für das kleine Avignon immerhin bedeutende Gemäldesammlung; es gibt nur wenige gute alte Italiener, Niederländer und Deutsche darunter, aber viele Franzosen, besonders Mignards, mit denen Avignon recht gesegnet ist, und sehr viele Bernets, von fünf Malern dieses Geschlechts, welches in jener Stadt heimisch ist. Im Uebrigen wird man bemerken, daß kein einziges wirkliches Genie von welthistorischer Bedeutung aus Avignon hervorgegangen ist; ja selbst von all den, mit Recht oder Unrecht, berühmten Poeten der Provence hat keiner seine Wiege in Avignon an den reizenden Ufern der Rhone oder der Durance gehabt. Es mußte der Fremdling aus Arezzo in dieses schöne Vacluse herüberkommen, um ihm für alle Zeiten einen lyrischen Nimbus zu verleihen, und Avignon bot diesem Meister als Modell für seine Poesieen ein schönes Weib dar, wie Kroton oder Tarent dem Zeuxis Mädchen zu Modellen bot. Glücklicher ist Florenz, da es Dante und Beatrice zusammen hervorbrachte.

Doch nun adieu Kirchen, Paläste, Museen, armselige Altertumscherben Avignons. Wie ermüden die Bilder, die Monumente, diese zerstückelte Antiquität; und was sind sie gegen einen Blick in das volle Leben dieser Rhonelandschaft zu Füßen Avignons! Draußen lacht die Sonne der Provence auf die grünen Strominseln nieder, und vergoldet schon die Berge von Villeneuve; dort lockt es den Reisenden an den flüsternden Pappeln

und Platanen des Stroms zu wandern, die wilden Laute seiner Woge zu hören, und in die Flut zu blicken, die dort die großen geschnäbelten Lastkähne pfeilschnell durch die Brückenbogen reißt. Das Bild der mächtigen und breiten Rhone hart vor dem Thor de l'Orille Avignons, mit ihren beiden Inseln und den seltsamen Ufern Languedocs ist sehr schön, und dennoch verwischte mir dieser Anblick nicht das noch frischere Gemälde des mächtigeren Weichselstroms, wie er seine tiefe Woge durch die riesigen Bogen der Eisenbahnbrücke bei Dirschau wälzt, noch das Bild der Rogat, wie sie sanfter der alten schönen Marienburg vorüberfließt. Das mittelaltrige Ordensschloß der deutschen Ritter prangt dort herrlicher als hier die Papstburg von Avignon, obwol es keineswegs durch die Masse der Architektur imponirt. Jenes ferne Land Preußen mit seinen breiten melancholischen Strömen hat manche Herrlichkeit von Landschaft und vor Städtearchitektur aufzuweisen, wie zumal Danzig, eine der schönsten Städte die der Norden hervorgebracht hat. Indesß ich bin in Avignon und nicht mehr dort, und ich wollte den Leser einladen zum Rhonenufer hinabzusteigen.

Der Strom trennt Villeneuve-lès-Avignon von der Stadt, und die Provence von Languedoc. Brücken verbinden beide Ufer; deren eine steht in Ruinen, denn nur vier römische Bogen sind ihre großen und malerischen Reste. Sie führen vom Ufer Avignons noch eine Strecke weit über den Strom, dann brechen sie ab. Eine kleine Capelle steht auf ihnen, und blickt verlassen und sagenhaft in die Flut. Sie diente, so sagt man, einst

dem heiligen Manne zum Ruheort, der die Brücke selbst erbaut. Die Legende dieses Baues ist der einzige milde und tiefpoetische Zug, den ich im Bild von Avignon erblickt habe.

Der kleine Benedict (Bénézet) weidete die Schafe seiner armen Mutter auf den Bergen von Vivarais plötzlich verhüllte eine Sonnensfinsterniß Berg und Thal; es war am 13. September 1177. Eine Stimme rief: Bénézet, höre mich, denn ich bin Jesus Christ. Der Hirtenknabe antwortete erschrocken: Wo bist du, o Herr, und was begehrt du von mir? — Fürchte dich nicht, laß deine Schafe weiden, steig' herab zum Fluß der Rhone, und bau' eine Brücke über ihn! — Herr, ich weiß nicht wo der Fluß der Rhone ist, ich bin ein armes Kind, ich habe nur drei Pfennige in der Tasche; wie soll ich eine Brücke über die Rhone bauen? — Die Stimme erwiederte: Thue wie ich dir gebot, denn ich weiß wie und wo du die Brücke bauen wirst. — Der Hirtenknabe ließ die Heerde, und stieg weinend den Berg hinab; da kam ein Pilger mit dem Stab auf ihn zu, und sagte ihm: Mein Sohn Bénézet, folge mir an den Ort, wo du die Brücke bauen wirst. — Als sie an den Strom kamen, und das Hirtenkind dessen breites und wildes Wasser sah, weinte es noch heftiger; aber der Pilger tröstete es, und befahl ihm in eine Barke zu steigen, nach Avignon zu fahren, und dem Bischof seine Mission kundzuthun. Bénézet trat vor diesen, welcher eben in der Kathedrale predigte, und rief ihm furchtlos zu: Herr Bischof, der Herr hat mich ab-

gesendet eine Brücke über den Fluß der Rhone zu bauen. — Man griff den tollen Knaben, und führte ihn ins Gefängniß zum Vicar. Er wiederholte dem Richter seinen Auftrag, und lächelnd wies der Vicar auf einen Stein im Hof, und sagte zu Bénézet, daß er an seine Mission glauben werde, wenn er im Stande sei diesen Block zu erheben. Der Knabe faßte den Stein, warf ihn auf seine Schulter, und trug ihn unter dem Wundergeschrei des Volkes bis ans Ufer der Rhone. Fünftausend Goldstücke sammelte er augenblicks ein, und der Bau der Brücke begann.

Das ist die Legende von der Herstellung der alten Brücke zu Avignon; ich werde ihren poetischen Reiz nicht durch die Erklärung mindern, die man ihr gibt. Im Jahre 1188 wurde das große Werk vollendet, aber seine Zerstörung durch die catalanischen Banden begann schon im Jahr 1395, und die Zeit oder die Wut der Rhone setzte die Vernichtung bis auf die Reste fort, welche noch heute dauern.

Um nach Villeneuve zu gelangen, geht man über eine moderne Ketten- und eine Holzbrücke, die über zwei verbundene Rhoneinseln führen, Vile de Piot und la Barthelasse. Jenseits am Ufer liegt Villeneuve-lez-Avignon, ein pittoresker Ort, einst Lieblingsaufenthalt der Cardinäle. Man sagt, daß hier im Altertum Stathmos oder Statnmä lag, eine Handelsstation der Massilioten. Das heutige Villeneuve datirt erst von 1226 her; es verdankte den Mönchen von St. Andreas seinen Ursprung, bis Philipp der Schöne den Ort vergrößerte und befestigte. Er diente ihm als vorgeschobener Posten

Frankreichs an der Rhone, was er blieb während die Könige Neapels Herren der Provence, und die Päpste Herren von Avignon waren. Noch steht unweit der Rhone der prächtige Turm aufrecht, welcher vorzugsweise Turm Philipp's des Schönen heißt. Seine Lage gegenüber der Brücke St. Vénézet, der er als Castell gedient haben muß, ist bedeutend genug, und der Gang zu ihm unter den schattigen Bäumen des Ufers mit dem Blick auf den Strom und die jenseits drohende Papstburg sehr reizend. Das graue Städtchen selbst ist öde und unfreundlich, auch sieht es ärmlich aus, obwol es einige Krappfabriken und Spinnereien besitzt. Nur hie und da erinnern verwitterte Paläste und Kirchen an die glücklich überwundene Zeit der Feudalität.

Es ist wunderbarlich zu sagen: während Avignon sich mit dem Manne ziert, welcher die Färberwölfe in den Provinzen eingeführt hat, kann Villeneuve diesem Jean Nicot den Mann gegenüberstellen, der im Jahr 1560 den Tabak nach Frankreich gebracht hat. Die ersten Blätter zeigte er der berühmten Katharina von Medici. Ich habe keine bronzene Statue des Jean Nicot, Gesandten Frankreichs am Hofe Portugals, im Orte bemerkt; man sollte ihm eine errichten, eine große Tabakdose in der Hand, und eine riesige Havannacigarre im Mund. Im Uebrigen machen die französischen Cigarren dem Jean Nicot keine Ehre, denn sie sind sehr schlechter Qualität.

Es gibt in Villeneuve nur wenig zu betrachten; in der Kirche des Hospitals steht jetzt das Grabmal Ju-

nocenz' VI., ein gothisches Werk im Tabernakelstil. Es befand sich ehemals in der einst schönen, jetzt ganz verfallenen Chartreuse von Villeneuve. Es ist restaurirt, und die liegende Papstfigur neu. Die Hauptkirche der Stadt ist ein gothisches Gebäude von kleinen Dimensionen, und bietet nichts Merkwürdiges dar.

Das meiste Interesse erregt das Fort St. Andrée auf dem steilen Berg Audaon. Dieses Castell ist noch sehr wol erhalten. Man geht durch ein mächtiges Thor hinein, und befindet sich dann auf dem unmauerten Plateau des Hügels, in dessen Mitte eine Capelle steht. Die von der Zeit geschwärzten Mauern stehen noch aufrecht, und man kann längs ihren Zinnen fortgehen, um von dort das schöne Panorama der Provence zu überblicken. Es gleicht dem welches man vom Rocher des Doms sieht, aber es hat den Vorzug daß sich hier Avignon und seine Burg den Blicken darstellt. Wenn die Abendsonne jene schwarzen Mauermauern der Papstburg rosig und violett überhaucht, ist die Wirkung zaubervoll — und hier ist auch der rechte Ort, von diesem durch die sinkende Sonne verklärten alten Avignon einen guten Abschied zu nehmen.

Ich warf einen sehnsüchtigen Blick in das provençalische Land umher, das ich so gerne durchwandert hätte. Provençalen umgaben mich; ihre uralte Sprache erweckte mir tausend Erinnerungen und Bezüge zur Geschichte der Cultur. Diese Sprache geht unter; alle Anstrengungen der Poeten jenes Landes, unter denen Mistral der berühmteste ist, fristen ihr nicht mehr als ein künstliches literarisches Fortleben. Ich möchte gern einstimmen

in die trostreichen Reime, welche ein heute lebender Dichter seinem Freunde Mistral eben zurief; aber ich glaube, sie bezeichnen nur einen frommen Wunsch:

Prouvènço, o país dei troubaire,
Lou gai-sabé reverdira:
Deja milo novèu cantaire
Dison lou bèu tems que vendra.
Lou mounde vèi la rencissènço:
Lei Troubadour van reflouri . . .
O moun país, bello Prouvènço,
Toun dous parla pòu pas mourì.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



